XIII. B.a 20.

Bild

1598

Vorhalle

zum

deutschen Schriftenthum.

Eine Sammlung

Aufsätze und Gedichte

zur

Uebung im richtigen und darstellenden Lesen,
und zu Mustern für Aufsätze, nebst literarischen Erläuterungen und Notizen.

Zum Gebrauche

für

Zöglinge von vierzehn bis sechszehn Jahren

in

Gymnasien und Lyceen,

angefertigt

von

Dr. Georg Reinbeck,

Königl. Würtb. Hofrath, ordentl. Professor der deutschen Sprache, Literatur und Aesthetik an dem Königl. Ober-Gymnasium zu Stuttgart.

Gym. S. Ans.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1827.

STAATSBIBLIOTHEK
AUGSBURG

Vorwort.

Die zum Zwecke der Leseübungen in der untern Abtheilung des hiesigen K. Ober-Gymnasiums bisher gebrauchte Sammlung fehlte im vorigen Jahre im Buchhandel, und dieß nöthigte mich, entweder eine andere ähnliche zu wählen, oder dem Uebelstande, daß ein solcher Fall wieder eintreten könnte, durch die eigene Anfertigung einer solchen Sammlung zu begegnen. Ich fand dieß Letztere am rathsamsten, besonders auch, weil ich bei der Durchsicht der vorhandenen Sammlungen keine fand, die dem Standpuncte der Zöglinge des Gymnasiums auf dieser Stufe, nach meiner vieljährigen Erfahrung, einigermaßen entsprochen hätte. Dieß ist der Grund, warum diese Sammlung erscheint. Ob andere ähnliche Institute ihre Zöglinge von dem Alter auf eben der Stufe der Entwicklung finden, um von derselben Gebrauch machen zu können, steht dahin; wäre dieß aber, so hoffe ich auch diesen keine unwillkommene Gabe darzubieten, und wenigstens darf ich mir schmeicheln, den Zweck der Gymnasial-Bildung für das bezeichnete Alter bei der Wahl der einzelnen Stücke fest im Auge behalten zu haben, so daß der Lehrer fast alle geeignet finden dürfte, auch anderweitige Belehrungen daran zu knüpfen, und dadurch das Lesen derselben für die Bildung in den gleichen Rang zu stellen mit dem Lesen von Aufsätzen aus dem klassischen Alterthum. Zur Beförderung

dieses Zweckes, und weil solche Notizen auch oft zur Verständlichkeit des Gelesenen durchaus nothwendig sind, habe ich die nöthigen Erläuterungen angehängt, theils literar-historische, theils geographische, welthistorische, mythologische u. ähnl. Zur Beurtheilung der getroffenen Wahl bitte ich zu bemerken, daß eigentliche Declamation mir für das angezeigte Alter nicht passend scheint, sondern verständiges Lesen mit gehörigem Ausdrucke, und daß daher auf das Declamatorische bei dieser Sammlung weniger Rücksicht genommen worden ist, sondern vorzüglich auf interessanten Inhalt, Mannigfaltigkeit und angemessene Darstellung, da sie zur Bildung der letztern bei dem Jünglinge vorzüglich mitwirken soll. — In der Inhaltsanzeige ist den Namen der Schriftsteller eine kurze Notiz über sie beigefügt, als Einleitung zur Kenntniß der deutschen Literatur-Geschichte: der Ort ihrer vorzüglichsten oder letzten Wirksamkeit ist eingeklammert angezeigt.

Obgleich zunächst für die Gymnasial-Bildung bestimmt, möchte doch diese Sammlung, wegen ihres innern Reichthums an Bildungsstoff, auch in höhern Realschulen mit Nutzen gebraucht werden können, und auch wohl in höhern weiblichen Anstalten, denen die darin vorkommenden Gegenstände gleichfalls nicht fremd bleiben dürfen. Auch sind absichtlich mehre Aufsätze von Frauenzimmern aufgenommen worden. — Daß alles hier vermieden ist, was irgend Anstoß geben könnte, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. — Den Preis hat die Verlagshandlung, besonders bei dem ungewöhnlich engen Drucke, (da der Inhalt bei dem gewöhnlichen wohl an 30 Bogen gefüllt haben würde), und bei dem guten Papiere, nach äußerster Billigkeit bestimmt, was dankbar anzuerkennen ist.

Stuttgart im Januar 1827.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Aufsätze. Beschreibungen.	S.	
1	Der Mensch	1	Nach Büffon: französischer Naturforscher (Paris) g. 1707, st. 1788.
2	Selbstbestimmung der Thiere	6	Reimarus, Hermann Samuel: Naturforscher und Philosoph, (Hamburg) g. 1694, st. 1768.
3	Der Bienenschwarm .	8	Funke, C. Ph.: Naturkundiger u. Philolog (Dessau).
4	Die Ersteigung des Turimiquiri	11	Humboldt, Alex. v.: Erdkundiger, Reisender in Mittel- u. Süd-Amerika (Berl.) g. 1769.
5	Die Peakshöhle bei Castleton in Wales . .	14	Schopenhauer, Johanna, (Weimar) g. 1750.
6	Peru	18	Zimmermann: Verf. des Taschenb. der Reisen in 12 Jahrgängen, (Braunschweig) g. 1743, st. 1815.
7	Tivoli	29	Heinse: talentvoller Beschreiber von Natur u. Kunstgegenständ. g. 1749, st. 1803.
8	Reise auf den Aetna .	32	Engel, Joh. Jac.: Philosoph, Dichter und Redner, (Berlin) g. 1741, st. 1802.
9	Rosaliens Heiligthum	37	Göthe: Dichter, der vielseitigste von allen, (Weimar) g. 1749.
10	Stonehenge in Wiltshire	39	Schopenhauer, s. oben.
11	Pompeji	41	Kephalides: Reisebeschreiber, (Breslau) st. jung.
12	Syrakus	55	Seume, Joh. Gottl.: Gelehrter, Fußreisender nach Italien u. Rußland, (Leipzig) g. 1763, st. 1810.

		S.	
13	Die Häuser des Landmanns i. Osnabrückſch.	64	Möſer, Juſtus: patriotiſcher Schriftſteller, (Osnabrück) g. 1720, ſt. 1794.
14	Neapel	65	Göthe, ſ. oben.
15	Seereiſe v. Nizza nach Oneglia	74	Brun, Friederike: Dichterinn, (Copenhagen) g. 1765.
16	Einfachheit der Römer in öffentlichen Geſchäften	84	Meierotto: Philolog und Archäolog (Berlin) g.
17	Das Landhaus des Plinius	94	v. Bonſtetten, Philoſoph, Naturforſcher (Genf) g. 1746.
18	Ausflug nach den Ruinen des alten Oſtia	99	Derſelbe.
19	O-Tahiti	104	Forſter, Georg: Erdkundiger, Weltumſegler, (Mainz) g. 1754, ſt. 1794.
20	Die Verſchüttung der Dörfer Goldau, Buſingen und Lowerz .	108	Hirzel, Hein.: Theolog, (Zürich) g. 1766.
	Charakterbilder.		
21	Tobias Witt	111	Engel, ſ. oben.
22	Joſeph Timm . . .	114	Derſelbe.
23	Der ſtolze Demüthige	118	Gellert: Dichter und Philoſoph, (Leipzig) g. 1715, ſt. 1769.
24	Homer	122	Jeniſch: Philolog und Sprachforſcher, (Berl.) g. , ſt. .
25	Sigurd Ring . . .	123	v. Bonſtetten, ſ. oben.
26	Alfred	125	Graf Friedrich Leop. v. Stollberg: Dichter, (Münſter) g. 1750, ſt. 1820.
27	Karl der Große . .	130	Niemeyer, Chriſt.: Pfarrer und Geſchichtsforſcher (Dedeleben im Halberſtädtiſchen) g. 1772.
28	Friedrich Babaroſſa .	132	Friedr. v. Raumer: Geſchichtsſchreiber (Berlin) g. 1781.
29	Saladin	135	Derſelbe.
30	Karl XII., König von Schweden	138	Poſſelt, Ernſt Ludw.: Geſchichtsforſcher, (im Badenſchen) g. 1763, ſt. 1804.
31	König Friedrich d. zweite von Preußen . . .	139	Dippold: Geſchichtsſchreiber, ſt. jung.
32	Gellerts Audienz bei Friedrich dem Gr. .	143	Unbekannt.
	Bem. Dazu gehört Nr. 84. S. 299.		
33	Erinnerungen aus Bernſtorfs Leben . . .	147	Sturz, Helfr. Pet.: Rechtsgelehrter und Rhetoriker, (Dänemark) g. 1736, ſt. 1779.
34	Tod des alten Großvaters Eberhardt Stilling	152	Jung, Joh. Heinr.: Cameraliſt, Arzt u. Myſtiker, (im Badenſchen) g. 1740, ſt. 1817.

		S.	
	Geschichte.		
35	Skandinaviens Geschichte	158	v. Bonstetten, s. oben.
36	Hermann	161	Niemeyer, s. oben.
37	Die Päbste Leo der Große und Zacharias als Retter Roms	167	Joh. v. Müller: Geschichtsschreiber, (in Westphalen) g. 1752, st. 1809.
38	Ludmilla	170	v. Woltmann, Carl Ludw.: Geschichtsschreiber, (im Preußischen) g. 1770, st. 1817.
39	Karls des Großen Kaiserkrönung zu Rom	172	Niemeyer, s. oben.
40	Bruno	179	Derselbe.
41	Friedrichs I. Kreuzzug und Tod	185	v. Raumer, s. oben.
42	Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahr 1547 . .	192	Joh. v. Müller, s. oben.
43	Die Schlacht bei Sempach im Jahr 1386.	194	Derselbe.
	Abhandlungen.		
44	Ueber die Spracherfindung	202	Engel, s. oben.
45	Das Weihnachtsgeschenk	206	Garve, Christian: Philosoph, (Breslau) g. 1742, st. 1798.
46	Ueber die Thätigkeit .	208	Derselbe.
47	Ueber das Gute, was menschliche Handlungen stiften sollen .	215	Derselbe.
48	Muße	220	Derselbe.
49	Ueber die Vergänglichkeit der Natur . .	223	Kant, Immanuel: Philosoph, (Königsberg) g. 1724, st. 1804.
50	Ueber Handlung u. handelnde Personen in der Fabel	226	Lessing, Joh. Ephraim: Philosoph, Dichter, Kritiker, (Wolfenbüttel) g. 1729, st. 1781.
	Rede.		
51	Gott ist die reinste Liebe	229	Zollikofer, Georg Joach.: Kanzelredner, (Leipzig) g. 1730, st. 1788.
52	Rückblick auf die gefallenen Vaterlandsvertheidiger bei der Friedensfeier 1814 . .	234	Jacobs, Friedr.: Philolog, (Gotha) g. 1764.
	Briefe.		
53	Joh. Müller an Gleim	235	Joh. v. Müller, s. oben.
54	Gleim an Joh. Müller	236	Gleim, Joh. Wilh. Ludwig: Dichter, (Halberstadt) g. 1719, st. 1803.
55	Heinse an Gleim . .	238	Heinse, s. oben.
56	Gleim an Heinse . .	240	Gleim, s. oben.

		S.	
57	J. G. Jakobi an Gleim	241	Jacobi, Joh. Georg: Dichter, (Freiburg) g. 1740, st. 1820.
58	Gleim an J. G. Jacobi	242	Gleim, s. oben.
59	Wieland an Gleim .	244	Wieland, Christ. Mart.: Dichter, (Weim.) g. 1733, st. 1813.
60	Ders. an dens. . . .	245	Derselbe.
61	Ders. an Herder . .	246	Derselbe.
62	Christiane Carol. Lucius an Gellert	247	Chr. Car. Lucius in Dresden.
63	Gellert an C. C. Lucius	249	Gellert, s. oben.
64	C. C. Lucius an Gellert	250	Chr. Car. Lucius.
65	Dies. an dens. . . .	254	Dieselbe.
66	Gellert an C. C. Lucius	254	Gellert, s. oben.
67	Antwort	254	Chr. Car. Lucius.
68	Gellert an C. C. Lucius	256	Gellert, s. oben.
69	Garve an Weisse . .	262	Garve, s. oben.
70	Ders. an dens. . . .	263	Derselbe.
71	Ders. an dens. . . .	266	Derselbe.
72	Ders. an dens. . . .	269	Derselbe.
73	Ders. an dens. . . .	270	Derselbe.
74	Ders. an dens. . . .	271	Derselbe.
75	v. Bonstetten an Joh. Müller	273	v. Bonstetten, s. oben.
76	Ders. an dens. . .	274	Derselbe.
	Gedichte.		
	a) Epische.		
77	Das große Loos. . .	277	Langbein, Aug. Friedr. Ernst: Dichter, (Berlin) g. 1757.
78	Der Vatermörder . .	279	Derselbe.
79	Die beiden Britten .	285	
80	Der Wilde	287	Seume, s. oben.
81	Das Opfer	289	Derselbe.
82	Edle Rache	293	Prätzel, K. G.: Dichter, (Hamburg) g. 1791.
83	Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel	295	Langbein, s. oben.
84	Der Maler . . . . Bem. Gehört zu Aufsatz 32, S. 143.	299	Gellert, s. oben.
85	Der Blinde	300	Krummacher, Fr. Adolph: Theolog, (Bernburg) g. 1768.
86	Johann d. Seifensieder	303	v. Hagedorn, Friedr.: Dichter, (Hamburg) g. 1708, st. 1754.
87	Die vier wahnsinnigen Brüder	306	Kerner, Justinus: Arzt und Dichter, (Weinsberg) g. 1787.
88	Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe . . .	307	Derselbe.
89	Der Geiger zu Gmünd	309	Derselbe.
90	Die wiedergefundenen Söhne	312	Herder, s. oben.

		S.	
91	Philemon und Baucis	314	(Nach Ovid's Metamorphosen). Voß, Joh. Heinr.: Philolog und Dichter, (Heidelberg) g. 1751, st. 1826.
92	Menalkas und Alexis	320	Geßner, Salom.: Maler, Idyllendichter, (Zürich) g. 1730, st. 1787.
93	Der Perlenkranz . .	323	Pfeffel, Gottl. Conr.: Fabeldichter, (Kolmar im Elsaß) g. 1736, st. 1809.
94	Das Kind der Sorge	325	Herder, s. oben.
95	Die Kunst	326	Derselbe.
96	Die Geschichte des alten Wolfs	327	Lessing, s. oben.
97	Der junge Baum und der Wind	330	Willamow, Joh. Gottl.: Schulmann, Fabeldichter (Petersb.) g. 1736, st. 1777.
	b) Satiren.		
98	Lob des Esels . . .	330	Blumauer, Aloys: Jesuit, Burleskendichter, (Wien) g. 1755, st. 1798.
99	An meine Quaterne .	331	Burmann, Gottl. Wilh.: Dichter, g. — , st. 1805.
	c) Lyrisch.		
100	An die Sonne . . .	334	Unbekannt.
101	Abendlied	335	Claudius, Matthias: Volksdichter, (Wandsbeck im Holsteinischen) g. 1740, st. 1815.
	d) Beschreibend.		
102	Pompeji und Herkulanum	335	v. Schiller, Friedr.: Geschichtsschreiber u. Dichter (Weimar) g. 1759, st. 1805.
	e) Dramatisch.		
103	Der dankbare Sohn .	337	Engel, s. oben.

Erläuterungen.

Nr. 4. Der Turimiquiri gehört zur Gebirgkette von Caraccas oder Venezuela im ehemaligen Spanischen Süd-Amerika. — Toise = 6 Fuß. — Oxidirtes Eisen: verkalchtes Eisen. — Spathiges Eisen: Eisenkalch.

5. Die Beschreibung ist von 1803. — Gnomen, Erdgeister.

6. Lianen: Schlingpflanzen. — Jaguar, der amerikanische Tiger, größer als der Parder, dem er auch ähnlicher ist als dem Tiger. — Bucco: Bartvogel. — Bouguer und Condamine: zwei Gelehrten, welche mit einem dritten, Godin, von der franz. Regierung im Jahre 1736 nach Peru gesandt wurden, um durch Vermessung die Gestalt der Erde zu bestimmen, deren Applattung gegen die Pole Condamine außer Zweifel setzte. — Diese Beschreibung ist von einem früheren Datum, als die Abreißung von Spanien.

7. Palme = 3 Schuh holländisch. — Claudius von Lothringen (Claude Gelée, bekannter als Claude Lorrain), der berühmteste Landschaftsmaler, geb. 1600, st. 1682. — Poussin (Nicolas), berühmter Landschafts-, aber auch Historienmaler, geb. in der Normandie 1594, st. 1665. — Vernet (Joseph): berühmter Seemaler, g. Avignon 1712, st. 1799. — Dieterich, (Joh. Wilh. Ernst, nannte sich öfters Dietericy): einer der berühmtesten deutschen Landschafts- und Historienmaler des vorigen Jahrhunderts, g. Weimar 1712, st. 1774. — Serlio: berühmter ital. Baumeister, st. 1552. — Palladio (Andrea): berühmter italienischer Baumeister, der sich vorzüglich nach der Antike bildete, g. Vicenza 1508, st. 1580. — Rinaldo, ein junger christl. Held aus dem epischen Gedicht: Das befreite Jerusalem, von dem italienischen Dichter Torquato Tasso (g. 1544, Sorrento, st. 1595): Rinaldo ließ sich in Armidas (einer heidnischen Zauberinn) Zaubergärten verlocken, wo er verweichlichte, bis ihn seine Mitkämpfer auffanden und er mit ihnen schamroth die Zauberinn verließ.

8. Aetna: Vulkan in Sicilien, 12—13,000 Fuß überm Meere: der letzte heftige Ausbruch war 1787; der heftigste 1693; die drei Regionen sind die angebaute bis 2½ M. Höhe, die waldige bis ½ M., die Schnee- und Eisregion. — Juan Fernandez, Insel von Chile in Süd-Amerika, Aufenthalt des unter dem Namen Robinson Crusoe bekannten Alexander Selkirk im 17. Jahrhundert: hier findet man 40 Fuß hohe Myrthen, Palmen, Sandel u. s. w. — Thebaische

Wüste: wo die ehemalige Hauptstadt von Ober=Aegypten stand. — Tempe, ein seiner Schönheit wegen berühmtes Thal in Thessalien, vom Peneos zwischen dem Olymp und Ossa bewässert.

11. Pompeji bei Neapel im Alterthum wegen seines Handels berühmt, wurde durch einen und zwar den ersten bekannten Ausbruch des Vesuvs, bei welchem Plinius der ältere das Leben verlor, indem er diese Naturerscheinung beobachtete, im J. 79 n. Chr., nebst Herculanum, Stabiä, Pästum, Thaurania, Cora oder Thora, verwüstet, und zwar Herculanum unter einem Lavastrom und Pompeji unter der vulkanischen Asche begraben. Der franz. Prinz Elboeuf ließ in Portici 1706 einen Brunnen graben, wobei man Herculanum entdeckte, und darauf bei den Nachgrabungen von 1738 auch nach Pompeji und Stabiä suchte und selbige auffand. Die Nachgrabungen werden zu Pompeji noch immer fortgesetzt. — Lituusbläser, Zinkenisten.

12. Syrakus in Sicilien, ehemals Hauptstadt an der Stelle des jetzigen Siragosa. — Asmus, Name unter welchem der Volksdichter Matthias Claudius (g. im Holsteinischen 1740, st. 1815) seine Werke herausgab. Wandsbeck bei Altona. — Arethusa, berühmte Quelle der Insel Ortygia, (welche den vierten Theil von Syrakus enthielt) und von der die Mythologie sagt, sie sey von Diana, deren Nymphe sie war, um sie den Nachstellungen des Flußgottes Alpheus (in Griechenland) zu entziehen, in diese Quelle verwandelt worden, worauf er sich in die Erde gestürzt und unter dem Meere sein Wasser mit dem der Arethusa vermischt habe. Theokrit sang, um 260 v. Chr., seine Idyllen an ihrem Ufer. — Landolina, einer der größten Antiquare Siciliens. — T. Otacilius fuhr im zweiten punischen Kriege von Lilibäum aus und kehrte auch dahin zurück. — Plemmyrium, Vorgebirge bei dem Hafen von Syrakus, worauf Festungswerke sich befinden. — Dionysius der ältere, Tyrann von Syrakus, nahm der Jupiterstatue den goldnen Mantel, den ihr Hiero, ein früherer Tyrann, hatte machen lassen, „weil dieser im Sommer dem Gotte zu schwer und im Winter zu kalt sey," und dem Aeskulap den goldenen Bart, „weil es sich nicht schicke, daß der Sohn einen Bart habe, wenn der Vater (Apollo) unbärtig sey." Den Dichter Philoxenus ließ er in die berüchtigten Steingruben=Gefängnisse (Latomien) bringen, wegen seines freien Urtheils über eine von dem Tyrannen verfaßte Tragödie; und als dieser frei wurde und wieder von Dionysius um sein Urtheil über seine Verse, die er ihm vorgelesen, befragt wurde, wandte er sich, ohne dem Tyrannen zu antworten, an die Wachen desselben und sagte, sie sollten ihn nur wieder in das Gefängniß zurückführen. Dionysius verzieh ihm diese Freimüthigkeit.

13. Osnabrück, Fürstenthum, gegenwärtig Hannöverisch; in der Hauptstadt gleiches Namens wurde der sogenannte westphälische Frieden, der den Reformationskriegen ein Ende machte, 1648 geschlossen. — Vitruv, ein altrömischer berühmter Architect zur Zeit Augusts und Nero, vorzüglich bekannt durch sein Werk über die Baukunst, das einzige dieser Art aus dem Alterthum.

14. Neapel in Süd= (oder Unter=) Italien, Königreich. — Campanien ist der alte Name der neapolitanischen Landschaft, die gegenwärtig Terra Lavoro, oder auch Campania felice heißt. — Scheiben: Seemuschelart. — Volkmann, einer der ersten und vorzüglichsten neuern Beschreiber Italiens. — v. Paw: blühte 1770—1774. —

Cynische Philosophen, Anhänger der von dem Schüler des Socrates. Antisthenes, gestifteten Secte, welche den Grundsatz, man müsse der Natur gemäß leben, und nichts was diese gebiete sey schändlich und unanständig, übertrieben: Diogenes war einer der berühmtesten. — Atella, eine Stadt in Campanien, woher die fabulae Atellanae stammten, komische oder satyrische kleine Schauspiele der Römer, die als Nachspiele hinter größern Stücken dargestellt wurden.

15. Diese Beschreibung ist an den vieljährigen Freund der Verfn., v. Matthisson, gerichtet. — Nizza (Nize), Hauptstadt der Sardinischen Grafschaft gleiches Namens an dem Ausflusse des Paglio ins mittelländische Meer. — Oneglia, ein ehemals genuesisches, jetzt sardinisches Städtchen am mittelländischen Meere. — Ida, jetzige Gräfinn Bombelles, Tochter der Verfn.; schon als Kind wegen ihrer Talente berühmt. — Mit Bienenlippen u. s. w. aus dem Liede Matthisson's: Die Kinderjahre. — Esterelle, ein Arm der Meeralpen mit einem alten Schlosse. — Der reinste Urstamm der alten Italioten: die Samniter. — La Turbia, war ein Denkmal dem August geweiht, und wurde von den Gothen als eine Art Festung gebraucht. — Agrumi: Citronen mit dicker Schaale. — Tramontana di Levante, ein heftiger Nordost-Wind. — Tritonen: Meergötter, welche in einem Fisch sich endigen. — Der kornische Pfad: der Bergpfad am Meerufer von Nizza bis Genua, nach seiner Form Corniche (Hohlleiste) genannt. — Tempesta: der Name, unter welchem der berühmte holländ. Seesturmmaler Peter Molyn, g. Harlem 1637, st. 1701, bekannt ist. — Oneglia wurde i. J. 1794 verwüstet. — Das Moraspiel ist ein sehr beliebtes Volksspiel, wo einer gegen den andern schnell die Hände mit mehr oder weniger gespreizten Fingern erhebt und dieser eben so schnell sagen muß, wie viele Finger ausgespreizt sind. — Halcyonische (oder alcyonische) Wintertage: sturmlose, nach der Mythe, daß das Meer ruhig bleibe während der Brütezeit des Vogels, in den Alcyone verwandelt wurde, als sie sich aus Verzweiflung um den bei einem Sturme auf einer Seereise umgekommenen Gatten ins Meer stürzte.

16 Sagunt, im tarraconensischen Spanien, Bundesfreundinn der Römer. — Eumenes II., König von Pergamus, im asiatischen Mysien. — Antiochus der Große, König von Syrien, 189 v. Chr. — Celtiberier, der zahlreichste Völkerstamm in Spanien, mit Iberier vermischt eingewandert. Celten (Gallier). — Perseus, der letzte König von Macedonien. — Syphax, König der Massäsylier in Afrika. — Masinissa, König der Massylier in Afrika. — Attalus, König von Pergamus. — Sestertie (sestertius) ungefähr 4 Kreuzer oder 1 Gr. 3 Pf. — Lampsacus, berühmte Stadt am Propontis in Mysien. — Prusias II., König von Bithynien in Klein-Asien (Vorder-Asien)

17. Claude s. Erl. 7. — Geßner (Salomon), berühmter Zürcher Idyllendichter und Landsschaftsmaler g. 1730, st. 1787.

18. Ostia, Strombucht an der Mündung der Tiber. — Phidias, der größte Bildhauer Griechenlands um 444 v. Chr. zur Zeit des Perikles. — Canova, der berühmteste neuere italienische Bildhauer, g. 1760, st. 1822. — Mithras, eine Persische Gottheit, der Menschenopfer gebracht wurden, um aus deren Eingeweiden zu weissagen. —

19. O-Tahiti, die größte sehr fruchtbare Insel in der Südsee, 1767 von dem engl. Capitän Wallis entdeckt; gegenwärtig sind die Bewohner Christen. — Forster besuchte sie mit dem Weltumsegler Cook 1773. — Bougainville, berühmter franz. Krieger und Weltumsegler (1766—1769), g. 1729, st. 1811.

22. Dieser Aufsatz ist eine Satire auf die Uebertreibung des damals 1805 blühenden Systems des großen deutschen Philosophen Fichte, dessen Grundsatz war, das Ich offenbare sich als ein Handeln und setze so nothwendig ein Nicht—Ich als äußeres Object.

24. Canon: Musterform, Richtschnur, Regel. — Phidias (s. Erl. 18.) und Praxiteles (um 364 v. Chr.), die berühmtesten griech, Bildhauer.

25. Skandinavier waren germanischen Ursprungs und nicht scythischen: es sind die Dänen, Norweger, Schweden und Isländer. — Sylphen: Luftgeister. — Odin, aus dem nordischen Göttergeschlechte der Asen, der oberste Gott. — Walhalla: die Wohnung der Helden, welche in der Schlacht fallen oder wenigstens an blutigen Wunden.

26. Alfred der Große, König von England, g. 849, st. 900—, mußte vor den Dänen fliehen und sich verbergen. — Timoleon, ein Korinther, welcher Sicilien ungefähr 340 v. Chr. von seinem Tyrannen befreite, und dann zu Syrakus als Privatmann lebte. — Plutarch: berühmter griechischer Geschichtsschreiber, besonders durch seine Biographien bekannt, g. um 50 v. Chr. — Sophokles, der zweite und größte der griechischen Tragiker, g. bei Athen 495 v. Chr., st. 405 v. Chr. —

27. Karl der Große, g. zu Ingelheim oder Salzburg 742, st. 814. — Der heilige Augustinus: einer der berühmtesten Kirchenväter, g. in Afrika 354, st. 430. —

28. Friedrich: mit dem Zunamen Barbarossa (Rothbart), aus dem Hause der Hohenstaufen. — Konrad III., deutscher König, römischer Kaiser: von ihm wird die Sage von der Weibertreue zu Weinsberg erzählt im J. 1140. — Welfen und Hohenstaufen, erstere Herzoge von Baiern und Sachsen, von dem Pabste unterstützt, stritten um die Kaiserkrone, welche den Hohenstaufen zufiel, welcher Kampf in der Geschichte unter dem der Ghibellinen und Welfen bekannt ist. — Heinrich der Löwe aus dem Hause der Welfen, Herzog zu Sachsen, ein sehr mächtiger und heldenmüthiger Fürst, wurde von Kaiser Friedrich nachmals gedemüthigt. —

29. Saladin: der berühmteste Widersacher der Kreuzfahrer, Sultan von Aegypten und Syrien, g. 1137, st. 1191. — Mesopotamien: jetzt Al Dschesira, in der asiatischen Türkei. — Islam: die mohametanische Religion, wörtlich: der rechte Glauben.

30. Fünf Jahre in der Türkei: wohin Karl XII. nach der gegen Kaiser Peter den Großen verlornen Schlacht bei Pultava in der Ukraine (1709) flüchtete und von den Türken zuletzt vertrieben werden mußte. Er wurde bei der Eröffnung der Laufgräben von der norwegischen Festung Friederichshall durch eine Falconet-Kugel, wahrscheinlich aus seinen eigenen Reihen, getödtet (1718).

31. Hohenfriedberg in Schlesien (Schlacht 1745); Lissa in Schlesien (Schlacht 1757), Liegnitz in Schlesien (Schlacht 1760), Collin in Böhmen (unglückliche Schl. gegen den österr. General Daun 1757), Kunersdorf in Brandenburg (ungl. Schl. gegen die Russen 1759). — v. Leibnitz, ein außerordentlich talentvoller und

sehr berühmter Gelehrter, besonders Mathematiker, der aber seine meisten Schriften in franz. Sprache verfaßte, g. Leip. 1646, st. 1716. — v. Voltaire: einer der geistreichsten franz. Dichter, Geschichtsschreiber und Philosophen g. 1694, st. 1778.

32. Gellert: Professor in Leipzig, der erste neuere bessere Erzähler und Fabeldichter in Versen und ein vorzüglicher geistlicher Liederdichter, g. in Sachsen 1715, st. 1769. König Friedrich hielt sich im siebenjährigen Kriege 1760 (nicht 1761) in Leipzig auf, und ließ Gellert rufen. — Er nannten die Fürsten bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts jedermann, bis auf fürstliche Personen. — Bossuet, Verf. einer Weltgeschichte g. 1627, st. 1704. — Die Fabel: der Maler, steht S. 299. — Gottsched: ein Leipz. Professor, welcher sich Verdienste um die deutsche Sprache in der Grammatik erworben, aber durch seinen Pedantismus sich um den erworbenen Ruhm gebracht hat, g. 1700, st. 1766. — Pietsch: ein schlechter matter Reimer der damaligen Zeit.

33. Graf Bernstorf (g. 1712, st. 1772) war dänischer Premier-Minister, der zuerst die Leibeigenschaft auf seinen Gütern aufhob. Uns Deutschen ist er ehrwürdig durch seine Unterstützung Klopstocks, der durch ihn eine Pension vom Könige erhielt, die ihn in den Stand setzte, sein großes Epos: „Der Messias" zu vollenden. — Klopstock g. 1724, st. 1803, steht einzig in der Literatur durch sein Epos, und war ein eben so großer Hymnen und Oden-Dichter als Sprachforscher. — Cramer, Joh. And., g. 1723, st. 1788, ein talentvoller und kenntnißreicher Gelehrter, Dichter und vorzüglicher Kanzelredner: er hat Bossuets Werk (s. Erl. 32) glücklich fortgesetzt.

34. Unter dem Namen Stilling schrieb der badische Geheime-Hofrath Jung, ein durch seinen Geist und sein Leben sehr merkwürdiger Mann, (er hatte das Schneider-Handwerk erlernt), g. 1740, st. 1820. Er selbst ist der in diesem Bruckstücke vorkommende Heinrich, und dieß ist aus seiner Lebensgeschichte, welche den Titel führt: „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft."

35. Die Sammlung der Sagas heißt Edda. — Carolinger: Nachkommen Karls des Großen. — Feudalismus: Lehnswesen, nach welchem, zuerst in eroberten Ländern, Grundstücke an Getreue zur Benutzung überlassen wurden gegen gewisse persönliche- und Geldleistungen. — Sylphen: Luftgeister; Gnomen: Erdgeister.

36. Sigmar, Cherusker (Harzbewohner) Fürst, Hermanns Vater. — Katten (Hessen), Kauzer (Nachb. d. Katten), Bructerer (Brockenbewohner), Sigambern (Westphalen), Markomannen (Oesterreicher und Ober-Ungarn), Semnonen (Brandenburger), Longobarden (Märker und Lüneburger).

37. Leo der Große, g. — , st. 468 n. Chr. rettete Rom von Attila 451 n. Chr. — Alarich, König der Gothen, eroberte Rom 410 n. Chr. — Athaulf: Nachfolger Alarichs, besuchte Rom zum Letztenmale 412 n. Chr. — Lombarden: Longobarden in Italien, in der Lombardei. — Carl Martel, Hausmeier in Austrasien 714 n. Chr. — Ravenna: eine der ältesten ital. Städte in der Romagna, wurde vom Lomb. König Luitprand 743. n. Chr. belagert. — Exarch: Statthalter. —

38. Czechen: Böhmen (Slaven). — Borziwoy: erster christl. Herzog von Böhmen, st. 894 n. Chr. — Slavische Gottheiten:

Bog und seine Gattinn Siwa, waren die Vornehmsten: Czernebog war ihr guter, und Belbog ihr böser Gott. —

39. Die ketzerische Simonie: Die Erkaufung von geistlichen Aemtern und Pfründen. — Eresburg: Hauptfestung der heidnischen Sachsen im heutigen Paderborn, wo eine Bildsäule, einen nach Art der alten Deutschen völlig bewaffneten Mann mit einer Fahne in der Rechten und einer Lanze in der Linken vorstellend und die Irmensäule genannt, göttlich verehrt wurde. — Parcere subjectis etc. Virgil L. 6, V. 853. — Dem abendl. Kaiserthum von Rom, wurde 476 von dem Anführer der Heruler und Rugier (deutschen Volksstämmen), Odoacher, ein Ende gemacht. — Byzantinische Kaiser: die griechischen zu Constantinopel. — Harun al Raschid (der Siegreiche und Prächtige), aus dem Geschlechte der Abbassiden, war einer der aufgeklärtesten Chalifen der Sarazener (Araber) in Bagdad: er ist der Hauptheld in den arabischen Märchen. —

40. Otto I., zubenannt der Große, g. 912, st. 973, röm. Kaiser aus dem Sächsischen Hause.

41. Kalipolis (Galipoli) an der Dardanellenstraße. — Herzog Friedrich von Schwaben, Enkel Friedrichs I., nachmals Kaiser Friedrich II. — Seldschuken, ein türkischer Stamm, dessen Herrschaft sich von der Gränze Sina's und dem Sind bis an die Gebirge Georgiens, in der Nähe von Konstantinopel, Jerusalem und an die Gränze des glücklichen Arabiens erstreckte (1038 = 1092), nachmahls aber getheilt wurde.

43. Der Herzog: Erzherzog von Oesterreich. — Eine Veste brechen heißt sie zerstören. — Harst (oder Harsch) Heer. — Gleich den Fabiern: als die Fabier, bei der Verweigerung des Volks gegen die Hetrurier die Waffen zu ergreifen, allein 306 an der Zahl mit 4000 Sclaven Rom vertheidigten und alle umkamen, soll sich das Geschlecht durch ein in Rom zurückgelassenes Kind (nach Livius) erhalten haben. —

44. Parallele: durchgeführte Vergleichung. — Pantomime: dramatische Darstellung einer Handlung durch Geberden. — Noverre: franz. Baletmeister, als vorzüglicher Tanzkünstler im höhern Sinne, der Balette dichtete und auch über seine Kunst ein schätzbares Werk geschrieben hat, berühmt von 1740 = 1810. — Bekannte Herdersche Schrift: Ueber den Ursprung der Sprachen, Preisschrift 1772. — Hamlet: die Hauptperson in einer Shakespearschen Tragödie dieses Namens.

45. Schriftstellerinn: heißt hier nur als Gegensatz einer Leserinn: Darstellerinn eigener Gedanken, ohne daß dabei an Oeffentlichkeit durch den Druck gedacht wird, welche Oeffentlichkeit, wie jede andere, dem weiblichen Geschlechte wenig angemessen ist.

46. Bernstorf, s. Erl. 33. — Cartouche: ein berüchtigter franz. Räuberchef im ersten Viertel des 18. Jahrh. —

47. Zoroaster: oder Zerdutsch, ein berühmter persischer Weiser ungefähr 550 Jahr v. Chr., welcher die Volksreligion verbesserte. — Dschingis-Khan: (Gengis-Khan), ein mongolischer Eroberer und Länderverwüster im 13. Jahrh. — Alexander von Macedonien, Eroberer und Verbreiter griechischer Cultur. — Osmanen: Türken. — Delenda est Carthago! wiederholte Cato am Schlusse jeder Senatsversammlung.

48. Intellectuelle und moralische Vollkommenheit: geistige und sittliche. — Africanus: Beinamen Scipio's (hier) des Aeltern.

50. „Der heroische und der dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke". Dieß ist eine unrichtige Behauptung, sondern vielmehr ist Reinigung und Mäßigung derselben ihr Zweck, jedoch auch nicht Hauptzweck. — Britannikus und Nero: der letztere war ein adoptirter Stiefbruder des erstern, und ließ diesen, den er als eigentlichen Sohn des Kaisers Claudius fürchtete, bei der Mahlzeit vergiften in einem Alter von vierzehn Jahren.

53. Johannes Müller, der größte deutsche Geschichtsschr. a. d. Schweiz g. 1752, st. 1809. — Gleim: ein berühmter deutscher Lieder-Dichter von einem sehr liebenswürdigen edlen Character, g. 1719, st. 1803. — Jacobi, Joh. Georg, ebenfalls ein höchst liebenswurdiger deutscher Lieder-Dichter, g. 1740, st. 1814. — Sublimi feriam sidera vertice sagt Horaz in der 1. Ode des 13. Buches V. 36. —

54. Sulzer: ein Schweizer-Philosoph, der in Berlin angestellt war. — Bürger: ein berühmter deutscher Balladen-Dichter, g. 1748, st. 1794. — Atheist: Gottesleugner. — Sistème de la nature: ein damals berüchtigtes französisches Werk, das in der Natur nichts als die nothwendigen Gesetze der Materie erkennen wollte, und keinen schaffenden Gott. —

55. Heinse: ein junger talentvoller und excentrischer Gelehrter, den Gleim unterstützte. — Diogenes: ein griechischer cynischer Philosoph, zur Zeit Alexanders des Großen. — Theseus: ein griechischer Heros, König von Athen, der gleich dem Herkules viele unsterbliche Thaten verrichtete, unter andern den Minotaurus tödtete, und auch Theil am Argonautenzuge nahm. — Gleim Tyrtäus: Gleim hatte Kriegesoden gesungen, wie der Athener Tyrtäus, der als Anführer der Spartaner diese (im zweiten Messenischen Kriege, 655–670 v. Chr.) durch seine Oden zum Siege begeisterte.

56. Römisch-deutscher Kaiser Joseph II. von Oesterreich: ein ruhmwürdiger aufgeklärter Regent, g. 1741, st. 1790. — Schach Baham: bekannt in der Märchenwelt als ein Liebhaber von Mährchen, Herrscher Indiens. —

57. Joh. Georg Jacobi s. Erl. 53.

58. Clodius: Professor der Philosophie und Dichtkunst in Leipzig in den Jahren 1760—1784, wo er starb. — Klopstock, s. Erl. — „Rothschilds Gräber:" eine Elegie Klopstocks; „Die Messiade," ein Epos desselben. — Unsern Homer: Klopstock als epischer Dichter. — Gresset: franz. Lieder- und Episteln-Dichter, g. 1709, st. 1770. — Chapelle: ein leichter geistreicher franz. Dichter von Kleinigkeiten g. 1616, st. 1686.

59. Wieland: einer der berühmtesten deutschen erzählenden Dichter, g. 1733, st. 1813. — Gleim s. Erl. 53. — Uz: ein bedeutender deutscher Dichter des vorigen Jahrh., g. 1720, st. 1796. — Lessing: berühmter und höchst verehrungswürdiger deutscher Gelehrter und Dichter, dem die deutsche Cultur unendlich viel verdankt, g. 1729, st. 1781. — Moses Mendelssohn: ein sehr schätzbarer jüdischer philosophischer Schriftsteller, g. 1729, st. 1786. — Der Verf. einer Theorie der schönen Künste und Wissenschaften war der nachher genannte Riedel. — Hagedorn: einer der ersten bessern neueren Dichter, g. 1705, st. 1754. — Die Periode der deutschen Literatur, von der hier die Rede ist, war die des sogenannten Bardengesanges, oder der Einführung der skandinavischen My-

thologie in die Dichtkunst, durch Klopstock angeregt, die aber bald vorübergieng. —

60. Abführung auf die Wartburg: Anspielung auf Luthers Abführung dahin 1521, auf Befehl des Kurfürsten. — Bertuch: ein sehr thätiger und vielseitig gebildeter Gelehrter, dem wir die erste Uebersetzung des Don Quixote aus dem Spanischen verdanken, der auch Dichter war und mehre wissenschaftliche Verlags-Institute in Weimar gebildet hat, g. 1747, st. 1815. — Der Merkur: eine Monatsschrift unter dem Titel: der deutsche Merkur, von Wieland herausgegeben von 1773 bis 1810. —

61. Herder: einer der geistreichsten deutschen Literatoren, Dichter, Philosophen und Theologen, Zeitgenosse Göthe's, Wielands und Bertuchs zu Weimar, g. 1774, st. 1803. —

62. Chr. Carol. Lucius aus Dresden hatte sich aus freien Stücken mit Gellert in Briefwechsel gesetzt. — Rabener: ein berühmter deutscher Satiriker zu Dresden, g. 1714, st. 1771. —

63. Frau v. Beaumont: g. 1711, st. 1780, Verf. des im vorigen Jahrhunderte vielgelesenen Magazin des enfans, einer Sammlung bildender und unterhaltender Aufsätze und Erzählungen. — Der S. 251 erwähnte Auszug eines Briefes steht S. 143. — Graf Moritz: Graf Johann Moritz v. Brühl, ein Schüler Gellerts, später sächsischer Gesandter in London, ein sehr gebildeter Staatsmann und auch Schriftsteller.

67. Graf Tessin, Erzieher des Erbprinzen, nachmaligen Königs Gustavs III. von Schweden, Reichsrath, legte seine bei der Erziehung des damaligen Erbprinzen befolgten Grundsätze in einer Schrift nieder, die er nannte: Briefe eines alten Mannes an einen jungen Prinzen.

68. General Laudon: ein aus dem siebenjährigen Kriege berühmter Oesterreichischer Feldherr, der den Ueberfall bei Hochkirchen (Ober-Lausitz) 1748 unter Feld-Marschall Daun entworfen haben soll, wo Friedrich von Preußen die Schlacht verlor mit großem Verlust. — General Ziethen: ein berühmter preußischer Husaren-General im siebenjährigen Kriege. —

69. Garve: ein berühmter deutscher Gelehrter und philosophischer Schriftsteller, der aber den größern Theil seines Lebens hindurch an Kränklichkeit wie Gellert litt, g. 1742, st. 1798. — Weisse: einer der liebenswürdigsten Jugendfreunde, Verf. des bekannten Werkes: Der Kinderfreund; auch Dichter, besonders dramatischer, vorzüglich als Operetten-Dichter, g. 1726, st. 1804. Er hielt sich zu Leipzig auf. — Engel: berühmter Philosoph, Dichter und Redner, g. 1749, st. 1802. — Dümas: ein franz. Prediger in Berlin. — Bibliothek der schönen Wissenschaften: ein in den Jahren 1765—1806 zu Leipzig erschienenes kritisches Journal, welches einige Zeit Weisse herausgab.

70. Ihre Bibliothek: die in Erl. 69 erwähnte Bibliothek der schönen Wissenschaften.

71. Oeser: verdienstvoller Maler, zuletzt in Leipzig, g. 1717, st. 1799. — Bause: berühmter Kupferstecher in Leipzig, g. 1736, st. 1816. — Zum Kreiseinnehmer: Weisse war Kreis-Steuereinnehmer. — Akademie in der Solitüde: von Herzog Karl Eugen von Würtemberg gestiftet 1770, nachmals verlegt nach Stuttgart und unter seiner Leitung zu einem weltberühmten Institut erhoben; aber 1795 aufgehoben. — Platner: Mediciner, Philosoph, berühmter Pro-

fessor in Leipzig, g. 1744, st. 1818. — Reich: berühmter Buchhändler in Leipzig.

72. Die Ramsel in Dresden, mit der Gellert so lange einen Briefwechsel unterhielt, ist eben die Christ. Carol. Lucius, von der einige Briefe S. 247 u. f. stehen.

74. v. Blankenburg: ein unbedeutender Dichter, aber ein guter Kopf, der mehre Beiträge zur Literatur und Theorie der Kunstlehre geliefert hat, g. 1744, st. 1796.

75. v. Bonstetten: ein geistreicher Schweizer, Philosoph und Literat, ehemaliger Staatsbeamter von Bern, jetzt zu Genf, g. 1745. — Joh. Müller, der Schweizer-Geschichtsschreiber s. Erl. 53. — Villen: Landhäuser. — Die Düssel: Flüßchen zum Rhein-Flußgebiet gehörig, bei Düsseldorf, einem jetzt preußischen Städtchen, wo Jacobi (s. Erl. 76) wohnte. — Gegen den Kaiser: Joseph II., welcher viele Reformen mit den Mönchen und ähnl. vornahm, und seine Autorität über den Pabst als römischer Kaiser behauptete (s. Erl. 56). — Patrimonium Petri: der Kirchenstaat. — Eine Karavane: der Ausdruck wird im Orient von den Waarentransporten auf Cameelen, oder auch von Reisezügen gebraucht. — Maltheser-Ritter: ehemals herrschend zu Malta, stammten aus den Kreuzzügen her zur Vertilgung der Ungläubigen (der Mohametaner). — Charybdis: ein bei den Alten sehr berüchtigter Strudel in der Nähe von einem andern Scylla, zwischen Neapel und Sicilien. — Der glückliche Solons: Solon wurde von Crösus gefragt, wen er für den Glücklichsten halte, und er nannte solche, die ein schneller Tod nach einer guten Handlung und also im vollen Gefühl des edleren Glückes hinweggenommen hatte. — Xenophon: Griechischer Geschichtsschreiber und Feldherr, g. ungef. 450 v. Chr. — Plato: der berühmteste und feinste der griechischen Philosophen, Schüler des Sokrates, g. um 438 v. Chr. — Phidias und Praxiteles, s. Erl. 24. — Ihr Töchter der Huld: die Musen.

76. v. Bonstetten s. Erl. 75. — Friedr. Jacobi: ein geistreicher berühmter Philosoph, (Bruder des Dichters Joh. Georg. s. Erl. 53), g. 1740, st. 1814. — Tacitum vivit sub pectore vulnus: Virgilius IV. 67. — Auf den Ebenen von Sempach s. Nr. 43. — Des Kaisers: Joseph II., s. Erl. 75. — Der Gotthard: Alpen-Gebirge zwischen der Schweiz und der Lombardei: jetzt führt eine bessere Straße hinüber als 1775. — Silius mit dem Zunamen Italicus: ein römischer nicht vorzüglicher epischer Dichter, der Hannibals Zug über die Alpen beschrieben hat. — Thomson: englischer naturbeschreibender Dichter, g. 1700, st. 1748. — Pope: vielseitiger geistreicher englischer Dichter, g. 1688, st. 1744. — Milton: der berühmteste epische englische Dichter, Verf. des Epos: „Das verlorne Paradies," g. 1608, st. 1674. — Père Jaquier: der Brotsack der Bettelmönche. — Haller: berühmter deutscher Dichter, ein Schweizer, der Verf. des beschreibenden Gedichtes: „Die Alpen," g. 1708, st. 1777. — Salvator Rosa: ein auch durch seine Schicksale merkwürdiger berühmter italienischer Maler und satirischer Dichter, welcher grauenvolle Wildnisse mit Räuberscenen am liebsten malte.

77. Tarantel: eine giftige Spinne, vorzüglich in Italien, deren Biß in Raserei versetzen soll, die nur durch Tanz gehoben werden kann. — Niete: Lotterie-Loos, das nicht gewinnt.

80. Kanada: eine große Provinz in Nord-Amerika, zum Theil den Engländern gehörig, zum Theil von freien Indiern: Huronen, Irokesen, Creeks u. s. w. bewohnt. —

81. Thermopylen: die Engpässe durch das Gebirge Oeta aus Thessalien nach Hellas, welche Leonidas, König von Sparta, mit 300 Spartiaten gegen die ganze zahllose Heermacht des Perser Königs Xerxes vertheidigte, (480 v. Chr.) bis er und alle seine Mitkämpfer fielen. — Alcide: Herkules, so nach seinem Großvater Alkäos zubenannt. — Des Hades Göttern: die Götter der Unterwelt, Pluto, Proserpina u. m. — Selene: Diana, der Mond. — Herakliden: Nachkommen des Herkules. — Titan: Helios, die Sonne. — Aeonen: undenkliche Zeiträume (Ewigkeiten).

85. Bartimäus: so hieß der blinde Bettler am Wege, den Christus heilte. Markus XII. 46.

86. Almanach: Kalender. — Die berufenen sieben Weisen: die sieben Weisen Griechenlandes: Periander (oder Epimenides, oder Myson), Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleodulos, ausgezeichnet durch Gesetzgebung, Staatskunst, Erfahrung und Weisheit, die sie in sinnreiche Sprüche einkleideten, lebten und wirkten sämmtlich im ersten Emporblühen griechischer Kultur, d. h. vor Entstehung des persischen Reiches. Sie wurden von andern „Weise" genannt, oder nahmen auch selbst diesen Namen an, der ihnen nicht streitig gemacht wurde.

87. Dies irae u. s. w. sind Worte aus einer Seelenmesse.

88. Kaiser Rudolph I. von Habsburg, der Wiederhersteller der Ruhe in Deutschland, und der Stammvater des kaiserlich österreichischen Hauses, g. 1218, st. 1291. —

89. Gmünd: (Schwäb. Gmünd) Würtemb. Stadt, ehemals schwäb. Reichsstadt, berühmt wegen ihrer Goldarbeiten. — Cäcilia: gilt fälschlich für die Erfinderinn der weit später erfundenen Orgel, und wird als Schutzpatroninn der heiligen Musik verehrt. —

91. Phrygien: in Klein-Asien, wo früh Ackerbau und Viehzucht blühten.

93. Eiland: Insel. — Tempe: ein seiner Schönheit wegen berühmtes Thal in Thessalien. — Feen: Zauberinnen, Art von Schicksals-Göttinnen, arabischen Ursprungs. — Pygmalion: Cyprischer König und Künstler, bildete eine Statue von solchem Reize, daß er Venus bat sie zu beleben, und seine Bitte wurde erhört. —

95. Thalia: die jüngste der Grazien, wohl zu unterscheiden von der Muse des Lustspiels

96. Pan: der Gott der Heerden der Griechen und Römer.

98. An eines Königs Kopf: Midas von Phrygien bekam von Apollo, in einem Wettgesang überwunden, Eselsohren. —

99. Quaterne: wenn in einer Zahlenlotterie, wo nur jedesmal fünf Nummern gezogen werden, viere herauskommen, worauf ein sehr bedeutender Gewinn steht. — Pierinnen: Beinamen der Musen. — Der große Mogul: Herrscher Hindostans, Nachkommen des mogolischen Welteroberers Timur, jetzt von England pensionirt. — Plutus; der Gott des Reichthums, nicht mit Pluto, dem Herrscher der Unterwelt, zu verwechseln.

102. S. Erl. 11. — Portikus: Säulenhalle zum Spazierengehen. — Sieben Mündungen; Eingänge. — Mimen: Schauspieler. — Atreus Sohn: Agamemnon, der seine Tochter Iphigenia opferte. — Hier wird auf beliebte Tragödien der Alten angespielt. —

Forum: Markt- und Gerichtsplatz. — Orest: Sohn des Agamemnon, der den Tod seines Vaters an seinem Stiefvater Aeghyst und an seiner Mutter Clytemnestra rächte, aber von den Furien als Muttermörder verfolgt wurde. — Kurulische Stuhl: ein Klappstuhl mit Elfenbein eingelegt und mit Leder bezogen, wie ihn der Dictator, Consul, Prätor (Richter), Censor und die kurulischen Aedilen, (Anordner der Feste aus den Patriziern auf eigene Kosten; Aufseher der Polizei u.s.w., den plebejischen Aedilen, Tempel und Gebäude-Aufsehern zugesellt), gebrauchten. — Lictoren: Gerichtsdiener, welche den höhern obrigkeitlichen Personen die Zeichen des Strafrechtes, einen Bündel Ruthen mit einem Beile in der Mitte (fasces), vortrugen. — Estrich: Fußboden. — Sphinx: räthselhaftes griechisches und ägypt. Ungeheuer, in dessen Körper mehre Theile verschiedener Thiere sich vereinigten mit einem Frauenhaupt. — Vom mächtigen Titus gepräget: unter der Regierung des Titus wurden Pompeji und Herculanum verschüttet. — Pasten: hier den Edelsteinen nachgemachte Steine von einer Glasmasse zum Schmucke; sonst: Abdrücke von geschnittenen Steinen. — Museum; Versammlungsort der Gelehrten und Bibliothek. — Seltene Rollen: Papyrusrollen, worauf die Alten geschrieben, deren zu Herculanum 1700, aber verkohlt, gefunden wurden, so daß große Kunst und Mühe angewandt werden muß, sie aufzurollen. — Penaten: Hausgötter. — Caduceus: der Merkurstab, an den zwei Schlangen sich emporgeschlängelt haben. — Hermes: Merkur, der Götterbote. — Victoria: Siegesgöttinn; diese Stelle hat Bezug auf eine schöne bronzene kleine Statue, die dort gefunden wurde, und Merkur als den Siegesboten bezeichnet.

1. Der Mensch.

Es ist wahr, der Mensch gleicht dem Thiere, denn er hat materielle Theile, und will man ihn unter die Naturwesen einschalten, so sieht man sich gezwungen, ihn in die Klasse der Thiere zu setzen. Aber die Natur hat weder Klassen noch Gattungen, sie enthält nur Individuen: die Klassen und Gattungen sind nur das Werk unsers Verstandes, es sind nur Annahmen einer Uebereinkunft, und wenn wir den Menschen in eine von diesen Klassen setzen, so beeinträchtigen wir nicht sein wahres Wesen, wir rauben ihm nichts von seiner Würde, wir setzen seine Beschaffenheit nicht herab, kurz, wir entziehen nichts der Erhabenheit der menschlichen Natur über der des Thieres; wir stellen nur den Menschen mit dem zusammen, was ihm am meisten gleich kömmt, indem wir selbst dem materiellen Theile seines Wesens den höchsten Rang zuerkennen.

Vergleicht man den Menschen mit dem Thiere, so findet man bei dem einen wie bei dem andern einen Körper, eine organisirte Materie, Sinne, Fleisch und Blut, Bewegung und unzählige Aehnlichkeiten; allein alle diese Aehnlichkeiten sind nur äußere und reichen nicht hin zu dem Ausspruche zu berechtigen, daß die Natur des Menschen der Natur des Thieres gleich sey. Um die Natur des einen wie des andern zu beurtheilen, müßte man die innere Beschaffenheit des Thieres eben so gut kennen, als wir die unsrige kennen, und da es unmöglich ist, daß wir jemals darum wissen könnten, was im Innern des Thieres vorgeht, da wir niemals wissen werden, welcher Gattung, welcher Art seine Empfindungen gegen die des Menschen seyn mögen, so können wir nur nach der Wirkung urtheilen, so können wir nur die Ergebnisse der natürlichen Verrichtungen des einen und des andern mit einander vergleichen.

Wir wollen diese Ergebnisse erforschen, indem wir damit beginnen, daß wir alle besondere Aehnlichkeiten zugestehen, und nur die allgemeinsten Verschiedenheiten untersuchen, und man wird zu-

geben, daß der stumpfsinnigste der Menschen hinreicht, das geistreichste Thier zu leiten: er gebeut ihm und nöthigt es, ihm zu dienen, und zwar weniger durch Gewalt und Gewandtheit, als durch die Ueberlegenheit seiner Natur, und weil er einen erkannten Zweck, eine Folge von Handlungen und eine Aneinanderreihung von Mitteln hat, durch welche er das Thier zwingt, ihm zu gehorchen; denn wir sehen nicht, daß die Thiere, welche stärker und gewandter sind, den übrigen gebieten und sie nöthigen, ihnen zu dienen. Die stärkern fressen die schwächern; aber dieß setzt nur ein Bedürfniß, eine Begierde voraus, Eigenschaften, die wesentlich verschieden sind von der, welche eine Reihe von Handlungen hervorzubringen vermag, die alle auf das nämliche Ziel gerichtet sind. Wären die Thiere mit dieser Fähigkeit begabt, würden wir nicht einige sich der Oberherrschaft über die andern bemächtigen und diese zwingen sehen, ihnen Nahrung zu suchen, sie zu bedienen, sie zu beschützen, sie zu pflegen, wenn sie alt oder verwundet sind? Nun finden wir unter allen Thieren keine Spur von einer solchen Unterwürfigkeit, nicht den mindesten Schein, daß einige unter ihnen die Ueberlegenheit ihrer Natur über die der andern kennen oder fühlen; folglich muß man glauben, daß sie in der That alle die nämliche Natur haben, und eben so schließen, daß die Natur des Menschen nicht allein über die des Thieres erhaben, sondern daß sie auch ganz davon verschieden ist.

Der Mensch stellt durch ein äußeres Zeichen dar, was in seinem Innern vorgeht, er theilt seine Gedanken durch die Sprache mit. Dieß Zeichen ist dem ganzen Menschengeschlechte gemein: der Wilde spricht wie der Civilisirte, und beide sprechen von Natur, und sprechen, um sich verständlich zu machen. Keines der Thiere hat dieses Zeichen der Gedanken. Der Grund liegt nicht etwa, wie man gewöhnlich meint, in einem Mangel an Organen: die Zunge des Affen hat der Anatom eben so vollkommen ausgebildet gefunden, als die des Menschen. Der Affe würde also sprechen, wenn er dächte; wenn die Ordnung seiner Gedanken etwas mit der unsrigen gemein hätte, so würde er unsre Sprache reden; und angenommen, er hätte nur die Gedanken eines Affen, so würde er mit andern Affen sprechen: aber man hat niemals gesehen, daß sie sich mit einander unterreden; sie haben also selbst nicht einmal eine Ordnung, eine Folge der Gedanken nach ihrer Art, noch weniger eine der unsrigen ähnlich; in ihrem Innern geht nichts in einer nothwendigen Folge, nichts geregelt vor, weil sie nichts durch combinirte und geordnete Zeichen ausdrücken; sie haben also kein Denkvermögen, selbst nicht im kleinsten Grade.

Es ist so gewiß, daß nicht der Mangel an Organen daran Schuld ist, wenn die Thiere nicht reden, daß mehrere Arten bekannt sind, die man Wörter aussprechen und selbst ziemlich lange Sätze wiederholen lehrt, und vielleicht giebt es eine Menge anderer, die man, wenn man sich die Mühe geben wollte, einige Laute würde können articuliren lassen; aber niemals hat man vermocht, ihnen einen Begriff von dem beizubringeu, was diese Worte ausdrücken: sie scheinen sie blos zu wiederholen und selbst sie nicht anders zu articuliren, als wie ein Echo, oder eine künstliche Maschine sie wiederholen oder articuliren würde. Nicht die mechanischen Kräfte oder die materiellen Organe fehlen ihnen, sondern die geistige Kraft, das Denken fehlt ihnen.

Also weil die Sprache eine Reihenfolge von Gedanken voraussetzt, so haben die Thiere keine; denn wollte man ihnen auch etwas, unsern ersten Wahrnehmungen uud unsern rohesten und mechanischsten Vorstellungen ähnliches, zugestehen, so scheint es doch gewiß, daß sie unfähig sind, die Ideen-Verknüpfung zu bilden, welche allein durch Urtheilen hervorgebracht werden kann, in welchem das Wesen des Denkens besteht. Da sie keine Vorstellung mit einer andern verknüpfen können, so denken sie weder, noch reden sie, und aus eben dem Grunde erfinden sie nichts und verbessern sie nichts. Wären sie mit Urtheilskraft begabt, selbst im kleinsten Grade, so würden sie einer Art Fortschritte fähig seyn, sie würden mehr Kunsterfindsamkeit erlangen, der heutige Biber würde künstlicher und dauerhafter bauen, als der erste Biber baute: die Biene würde noch täglich die Zelle, welche sie bewohnt, vervollkommen; denn wollte man annehmen, daß diese Zelle so vollkommen sey, als sie seyn könnte, so schriebe man diesem Insekte mehr Verstand zu, als wir besitzen: man legte ihm eine höhere Intelligenz bei, als die unsrige, vermöge deren es auf einmal den höchsten Grad der Vollkommenheit erkenne, zu dem es seine Werke bringen solle, während wir selbst niemals darin klar sehen und es vieles Nachdenkens, vieler Zeit und Uebung bedarf, um die geringste unserer Künste zu vervollkommnen.

Woher entsteht denn die Gleichförmigkeit in allen Werken der Thiere? Warum macht jede Gattung nur immer das Nämliche und immer auf die gleiche Weise? und warum macht jedes einzelne Thier es nicht besser, nicht schlechter als ein anderes? Giebt es einen stärkeren Beweis dafür, daß ihre Werke nur mechanische und bloß materielle Erzeugnisse sind? Denn hätten sie den mindesten Strahl des Lichtes, das uns erleuchtet, so würde man wenigstens Verschiedenheit, wenn auch nicht Vervollkommnung, in ihren Werken finden; jedes Individuum derselben Gattung würde

in seiner Arbeit etwas von der eines andern abweichen; aber nein, alle arbeiten nach dem gleichen Muster, die Anordnung ihrer Thätigkeit ist der ganzen Gattung gemein, sie gehört nicht bloß dem Individuum an, und wollte man dem Thiere eine Seele beilegen, so würde man genöthigt seyn, nur eine einzige Seele für jede Gattung anzunehmen, an welcher jedes Individuum Theil nähme; diese Seele müßte daher nothwendig theilbar und würde daher materiell und sehr von der unsrigen verschieden seyn.

Denn, warum legen wir dagegen so viel Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in unsere Erzeugnisse und Werke? Warum kostet uns eine sklavische Nachahmung mehr als ein neuer Entwurf? Das kömmt daher, weil unsere Seele uns gehört, weil sie unabhängig ist von der eines andern, weil wir mit unserer Gattung nichts gemein haben, als die Materie unsers Körpers, und weil wir wirklich nur in den niedrigsten unsrer Vermögen den Thieren gleichen.

Wenn die innern Vorstellungen der Materie angehörten und von körperlichen Organen abhingen, würden wir nicht bei den Thieren von derselben Gattung wie unter den Menschen hervorstehende Unterschiede in ihren Werken finden? Die vorzüglicher Organisirten, würden sie nicht ihre Nester, ihre Zellen oder ihre Gehäuse dauerhafter, zierlicher, bequemer verfertigen? Und wenn eines mehr Genie hätte, als ein anderes, würde es dieses nicht auf diese Weise zu erkennen geben? Aber alles dieses geschieht nicht, und ist niemals geschehen; die größere oder mindere Vollkommenheit körperlicher Organe hat also keinen Einfluß auf die Natur der innern Vorstellungen: muß man nicht daraus den Schluß ziehen, daß die Thiere solcher Art Vorstellungen nicht fähig sind, daß diese Vorstellungen nicht der Materie angehören, noch ihrem Wesen nach von körperlichen Organen abhangen können? Muß folglich nicht in uns ein Wesen seyn, das von der Materie verschieden und der Grund und die Ursache ist, wodurch diese Vorstellungen hervorgebracht und empfangen werden?

Aber diese Beweise für die Immaterialität unserer Seele erdulden noch eine weitere Ausdehnung. Wir haben behauptet, daß die Natur in Allem in einer unmerklichen Stufenfolge und Abänderung fortschreite und wirke. Diese Wahrheit, die sonst nirgends eine Ausnahme erleidet, verleugnet sich hier ganz und gar: es findet ein unendlicher Abstand zwischen den Vermögen des Menschen und denen des vollkommensten Thieres statt, ein unläugbarer Beweis, daß der Mensch von einer ganz andern Natur ist, daß er eine ganz besondere Klasse bildet, von welcher man durch eine unendliche Kluft hinabsteigen muß, bis man zur Klass

der Thiere gelangt; denn wäre der Mensch von der Klasse der Thiere, so müßte es in der Natur eine bestimmte Menge Geschöpfe geben, die minder vollkommen als der Mensch und vollkommner als das Thier wären, durch welche man unmerklich und durch Abänderungen hinabstiege vom Menschen zum Affen: aber dem ist nicht so: man gelangt plözlich von dem denkenden Wesen zum materiellen, von der geistigen zur mechanischen Kraft, von Anordnung und Zweck zur blinden Bewegung, vom Urtheil zur Begierde.

Dieß ist mehr als hinreichend, uns die Erhabenheit unsrer Natur zu beweisen, und die unendliche Kluft, welche die Güte des Schöpfers zwischen Mensch und Thier befestigt hat. Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen, das Thier ein Wesen ohne Vernunft; und da es zwischen dem Positiven und Negativen keine Vermittlung, da es kein Mittelglied zwischen einem vernünftigen und einem vernunftlosen Wesen giebt, so ist es augenscheinlich, daß der Mensch von einer ganz verschiedenen Natur ist, daß er dem Thiere nur im Aeußern gleicht, und daß es hieße, sich täuschen lassen vom Schein, und muthwillig die Augen dem Lichte verschließen, welches uns den Schein von Wahrheit soll unterscheiden helfen, wenn wir ihn nach dieser materiellen Aehnlichkeit beurtheilen wollten.

— — — — — — — — — —

Alles kündigt in dem Menschen den Herrn der Erde an; alles drückt in ihm, selbst in seinem Aeußern, seine Oberherrschaft über alle lebende Wesen aus. Er trägt sich gerade und aufrecht; seine Stellung ist die eines Gebieters; sein Haupt ist zum Himmel gewendet und zeigt ein hehres Antlitz, dem der Charakter seiner Würde eingeprägt ist; das Bild der Seele malt sich in seiner Physiognomie; die Herrlichkeit seiner Natur strahlt durch die materiellen Organe und belebt die Züge seines Angesichtes mit einem göttlichen Feuer; seine majestätische Haltung, sein fester und kühner Gang verkünden seinen Adel und seinen Rang! die Erde berührt er nur mit seinen äußersten Körpertheilen, er erblickt sie nur in einer Entfernung und scheint sie zu verachten; seine Arme sind ihm nicht gegeben, um der Masse seines Körpers als stüzende Pfeiler zu dienen; seine Hand soll nicht in der Erde wühlen und durch wiederholte Reibung die Feinheit des Fühlsinnes verlieren, dessen Hauptorgan sie ist: Arme und Hände sind zu edlerm Gebrauche bestimmt, die Gebote des Willens zu vollführen, die entferntesten Gegenstände zu ergreifen, die Hindernisse wegzuräumen, das Zusammentreffen und Anstoßen mit dem, was

schaden könnte, zuvorzukommen, was gefällt zu umschlingen und festzuhalten, und es den übrigen Sinnen nahe zu bringen.

Ist die Seele ruhig, so sind alle übrige Theile des Gesichtes in Ruhe: ihr Ebenmaß, ihre Uebereinstimmung, ihr Einklang bezeichnen eben erkennbar genug die sanfte Harmonie der Gedanken, und entsprechen der innern Ruhe: aber wenn die Seele aufgeregt ist, dann wird das menschliche Antlitz ein lebendes Gemälde, in welchem sich die Leidenschaften mit eben solcher Zartheit als Kraft darstellen, jede Bewegung der Seele durch einen Zug sich ausdrückt, jede Thätigkeit durch einen Ausdruck, dessen lebhafter und schneller Eindruck dem Willen zuvoreilt, und das durch höchst verständliche Zeichen die Bilder unserer geheimsten Gemüthsbewegungen verräth und darstellt.

Vorzüglich in den Augen malen sie sich und kann man sie entdecken. Das Auge gehört der Seele mehr, als irgend eines der übrigen Organe an: es scheint mit ihr in unmittelbarer Berührung zu stehen und an allen ihren Bewegungen Theil zu nehmen; es drückt ihre lebhaftesten Leidenschaften und ungestümsten Wallungen, wie ihre sanftesten Regungen und zartesten Gefühle aus; es stellt sie dar in ihrer ganzen Kraft, in ihrer ganzen Reinheit, völlig so wie sie entstehen; es überliefert sie durch schnelle Blitzstrahlen, welche in die Seele eines andern das Feuer, die Thätigkeit, das Bild der Seele übertragen, aus der sie hervorgehen; das Auge empfängt und strahlt zugleich das Licht der Gedanken, die Wärme des Gefühls zurück? es ist der Sinn des Geistes und die Zunge des Verstandes.

---

2. Selbstbestimmung der Thiere.

Das Wesentliche der Kunsthandlungen der Thiere ist allerdings von der Natur bestimmt, und daher handeln alle Thiere einer besondern Art auf eine und dieselbe Weise, und verfahren weder in verschiedenen Ländern, noch zu verschiedenen Zeiten anders, erfinden weder neue Künste, noch lassen sie alte abkommen, arbeiten weder besser noch schlechter, als ihre Vorfahren; allein es ist doch darum nicht alles bis auf den geringsten Umstand bestimmt, sondern ihrer sinnlichen Vorstellung und der daher erzeugten Neigung überlassen, daß sie ihr Thun in den zufälligen Umständen selbst bestimmen und nach den Umständen einrichten können. Das Modell der Vogelnester ist zwar in derselben Art bei allen einzelnen Vögeln ganz einerlei, und es ist überhaupt gewiß, daß sie einen verborgenen, sichern Ort dazu wählen, wo sie

in der Nähe Futter für ihre Jungen finden; aber daß dieser Baum und dieser Ast desselben dazu ausgesucht wird, daß sie ein Stück Moos oder einen Grashalm, oder ein Haar, eine Feder, oder viel dergleichen durcheinander, zum weichen Unterbette ihrer Jungen machen, das kömmt auf die Umstände des Ortes an, was sie am ersten und bequemsten finden. Eben das läßt sich gar leicht auf alle Thiere deuten, die irgend eine gewisse Lagerstätte und einen Bau verfertigen, oder als Insekten sich theils einzeln einspinnen, theils mit vereinten Kräften ein Gebäude für sich und ihre Jungen irgendwo anlegen. Da ist z. B. bei den Bienen und Wespen kein fester Satz, wo sie ihr Nest verkleben oder an den Seiten befestigen sollen, daß es nicht von seiner Schwere einfalle; sondern sie bestimmen dieses nach der Beschaffenheit des Gehäuses und Ortes, worin sie den Bau anlegen. — Es weben zwar die Spinnen ihr Netz in der Haupteinrichtung auf einerlei Weise; allein wie derb die äußeren Seiten seyn müssen, worin das ganze Netz hängt, das bestimmen sie nach der Weite des Abstandes: je weiter der Ort absteht, woran die äußern Stricke sollen fest gemacht werden, desto dicker machen sie dieselben, denn sie haben es in ihrer Macht, durch Oeffnung mehrerer oder weniger Sprützen an dem Hintertheile ihres Körpers die Fäden vielfacher oder einfacher zu machen. Das Netz wird zwar gemeiniglich in senkrechter Lage gewebet; allein wenn etwa auf einem Hofe zum Wäschetrocknen Seile ausgespannt sind und in der Nähe kein Körper sich darbietet, der eine senkrechte Lage verstattet, so spannt die Spinne ihr Gewebe von einem Seile zum andern, also ganz horizontal aus. — Es ist zwar den Wespen und Bienen natürlich, daß sie alle Todten aus ihrem Neste herausschleppen; allein wenn der Körper zu groß ist, so pflegen sich die Werkwespen zu dem Hülfsmittel zu bestimmen, daß sie den Körper in Stücke beißen, und stückweise heraustragen. Die Bienen aber bedienen sich eines andern Vortheils: sie überkleben und vermauern ihren getödteten Feind, eine Schnecke z. B., die sich hineingeschlichen hat, mit demjenigen Harze, womit sie sonst die Ritzen des Stockes oder Korbes verstopfen. Dann kann ihnen das Aas eben so wenig Gestank verursachen, als ob es aus dem Korbe hinausgeschafft wäre. — Der Ameislöwe braucht sonst seine vordere Zange zur Schaufel, die Steinchen, welche in seiner Sandgrube ein Hinderniß geben, hinauszuwerfen; allein wenn ihm der Stein für einen solchen Wurf zu groß ist, so suchet er den Hintertheil seines Körpers unter den Stein, und selbigen sich auf den Rücken zu schieben: aber siehe, der Stein rollt ihm oft im Schieben von dem Rücken wieder herunter in die Tiefe, fast wie die Fabel von dem Steine des

Sisyphus sagt. Dennoch ist mein Ameislöwe unverdrossen, sich den Stein wie vorhin und so oft aufzuladen, bis es ihm gelingt, diese Last ganz in die Höhe und aus der Grube zu schaffen. — — — — — — — — — —

Wenn wir Menschen dasjenige Wesen in uns, welches sich der Dinge, es sey deutlich oder undeutlich, bewußt ist, für unsere Seele erkennen, so müssen wir auch allen andern Thieren neben uns, vermöge ihrer Empfindung und ihres Bewußtseyns, eine Seele zugestehen. Der thierische Körper aber ist als ein Werkzeug der Seele anzusehen: dadurch wird eines Theils das empfindliche Leben auf eine mechanische Art unterstützt; andern Theils wird die Erkenntniß gegenwärtiger Dinge, vermittelst der sinnlichen Gliedmaßen an die Seele gebracht; und drittens wird die daraus entstehende Neigung oder Abneigung der Seele mit gewissen Gliedmaßen der Bewegung willkürlich ausgeführt. Alles dieses setzet die innigste Vereinigung zwischen der Seele und ihrem Körper voraus, welche man nach der Erfahrung annehmen muß, ob uns gleich die Art der Vereinigung ein Geheimniß bleibt.

---

3. Der Bienenschwarm.

Die wilden sowohl, als die zahmen Bienen halten sich in großen Gesellschaften, die aus etlichen tausend Mitgliedern bestehen, zusammen; man nennt eine solche Gesellschaft einen Schwarm. In jeder Gesellschaft befinden sich dreierlei Bienen, die nicht nur in ihrer äußeren Gestalt, sondern auch in ihrem innern Bau von einander verschieden sind.

Die erste und vornehmste ist die Königin (Mutterbiene, der Weiser), welche die ganze Gesellschaft zusammenhält, und nach deren Tode oder Entfernung dieselbe in eine gänzliche Unthätigkeit geräth, und sich allmählig zerstreuet, wofern nicht ihre Stelle bald durch eine neue Königin ersetzt wird. Sie ist zwar nicht die größte Biene, hat aber einen gestrecktern Leib, als die übrigen, eine lebhaftere, etwas röthliche Farbe, kürzere Flügel, die kaum den halben Hinterleib bedecken, hohe braune Füße, und einen langen Stachel. Dieses Stachels bedient sie sich nur im äußersten Nothfall, wenn sie gedrückt oder sehr geneckt wird. Sonst kann man sie ohne Gefahr auf der Hand herum kriechen lassen; denn da von ihrem Leben das Wohl der ganzen Gesellschaft abhängt, und mit einem Stich gewöhnlich auch der Verlust des Stachels und der Tod verbunden ist: so hält ein geheimer Naturtrieb sie von einem leichtsinnigen, für sie und ihr Reich gefahrvollen, Gebrauch ihrer

Waffe zurück. So wenig aber ein Schwarm ohne eine Königin bestehen kann, so wenig wird doch mehr als Eine geduldet. Sobald durch einen Zufall sich zwei oder mehrere in einem Stock einfinden, so entsteht gleich ein allgemeiner Aufruhr. Man nimmt eine in Schutz und bringt die andere um, oder der Haufe theilt sich, und es bildet sich unter Anführung jeder einzelnen Königin ein neues Reich. Die Ehrfurcht, welche die gemeinen Bienen gegen ihre Königin bezeugen, ist außerordentlich. Ein ansehnliches Gefolge begleitet sie überall, wo sie hingeht, und scheint kein anderes Geschäft zu haben, als der Königin aufzuwarten. Diese Begleiter reichen ihr von Zeit zu Zeit Honig dar, und putzen und streicheln sie mit ihren Rüsseln. Und, in welche Gegend des Stocks sie hinkommt, da verbreitet sich neues Leben und neue Thätigkeit; man arbeitet dann, beseelt durch die Gegenwart der Königin, noch einmal so rasch.

Nächst der Königin sind die Drohnen, oder die männlichen Bienen, zu bemerken, welche sich durch ihre Größe, woran sie alle übrigen im Stock übertreffen, leicht unterscheiden lassen. Sie haben sehr große Augen, die beinahe den ganzen Kopf einnehmen, kurze Flügel, einen kürzern und feinern Rüssel und gar keinen Stachel. Von Ansehen sind sie viel rauher, als die andern, auch dicker, dabei aber sehr träge. Sie fliegen selten aus, nur bei heißem Wetter zur Mittagsstunde entfernen sie sich zuweilen eine kurze Zeit. Ihr vornehmster Zweck ist die Fortpflanzung.

Endlich sieht man auch noch in einem Stock eine Menge kleiner Bienen, wovon eine halb so schwer ist als eine Drohne, aber verhältnißmäßig längere Flügel und einen Stachel hat. Man nennt sie Werk- oder Arbeitsbienen, weil sie allein alle Arbeit verrichten. Sie bauen die Zellen, machen Honig und Wachs, reinigen die Wohnung, und schaffen zu dem Ende allen Unrath, todte Bienen, Würmer und andere faulende Sachen hinaus. Ist ihnen ein Körper zu schwer, so überziehen sie ihn mit Wachs, damit er durch seine Verwesung die Luft nicht verunreinige. Ihres eigenen Kothes entledigen sie sich außerhalb des Stockes. Andere halten an dem Flugloche Wache, um gemeinschaftliche Feinde abzuhalten: wieder andere füttern die Jungen u. s. w.

Zu einem vollkommenen Schwarm gehören nun ungefähr zwanzigtausend Arbeitsbienen, anderthalbtausend Drohnen und eine Königin. Wenn diese beisammen sind, so fangen sie an, sich in irgend einer bequemen Höhle, — die zahmen in den für sie bestimmten Stöcken oder Körben, — eine zweckmäßige Wohnung anzulegen, und zwar übernehmen, wie schon gesagt, bloß die Ar-

beitsbienen dies Geschäft. Zuerst sammeln sie eine Art Kitt (Vorwachs) von den klebrigen und harzigen Knospen einiger Bäume, indem sie es mit den Zähnen abkneipen, und sich dasselbe sodann an die Füße kleben. Hiermit beladen fliegen sie nach Hause, wo es ihnen sogleich von andern Bienen abgenommen, und von diesen zum Ueberzug der innern Wände und zum Verschmieren der Ritzen gebraucht wird.

Nachdem alles, bis auf das Flugloch, sorgfältig verklebt und verwahrt ist, so machen sie sich an den überaus künstlichen Bau der Zellen, wozu sie aber nicht die vorhergenannte harzige Materie, sondern wirkliches Wachs nehmen. Zur Verfertigung des Wachses dient ihnen der Saamenstaub in den Blüthen und Blumen der Gewächse. Da dieser des Mittags von der Sonnenhitze zu trocken ist, als daß sie ihn bequem aufladen und fortbringen könnten, so fliegen sie gemeiniglich des Morgens und Abends nach demselben aus. Sie tauchen sich dann mitten in die Blüthe ein, und der Samenstaub bleibt wie Puder an dem haarigen Körper hängen. Hierauf streichen sie ihn mit den Füßen ab, ballen ihn zu kleinen Küchelchen, und bringen diese mit den mittlern Füßen in eine besondere Grube am Hinterschenkel, welche sich zu diesem Zwecke nur bei Arbeitsbienen findet. So eilen sie ihren Wohnungen zu, legen die Staubkügelchen in die dazu bestimmten Zellen, tröpfeln etwas Feuchtigkeit darunter, und kneten es durch einander. Der so durchknetete Samenstaub heißt nun Wachsmehl, und wird von den Bienen verzehrt, und erst hier, in dem Leibe derselben, in eigentliches Wachs verwandelt. Das Wachsmehl geht durch den ersten oder sogenannten Honigmagen in den zweiten Magen, wo die Speisen verdaut werden, und von da in die Eingeweide. Ein Theil davon scheint ihnen wirklich zur Nahrung zu dienen, ein anderer Theil aber schwitzt durch die sechs Ringe am Hinterleibe hervor, und setzt sich da in Gestalt zarter Blättchen an, welche die Bienen mit den Hinterfüßen abnehmen. Dies ist dann das vollkommene Wachs, das jedoch nach Beschaffenheit des Samenstaubes in der Farbe und Güte ändert. Anfangs sieht es gemeiniglich weiß aus, es wird aber mit der Zeit im Stock immer brauner, weil es immer mehr vom Honig durchdrungen wird.

Von diesem Wachse bauen sie ihre Zellen. Sie bauen nämlich von der Decke des Stockes senkrecht herunter Wachskuchen, gemeiniglich sechs bis sieben, nicht völlig einen Zoll dick, und in denselben legen sie auf beiden Seiten Zellen an, die folglich ungefähr so tief sind, als der halbe Wachskuchen dick ist. Ein Wachskuchen steht von dem andern so weit ab, daß zwei Bienen neben einander in den Zwischenräumen gehen können. Auch sind in je-

dem Wachskuchen Oeffnungen und Durchgänge, damit sie von einem zum andern ohne viel Zeitverlust kommen können. Wegen der Menge der Arbeiter und bei ihrer ausnehmenden Aemsigkeit geht das Werk sehr geschwind von statten. Ein etwas starker Schwarm bauet einen Wachskuchen, acht bis neun Zoll lang und halb so breit, in einem Tage ganz fertig. Die Zellen selbst sind sechseckige Röhrchen, so geschickt und mit so ökonomischer Ersparung des Raums angelegt, daß sie nach der genauesten mathematischen Berechnung und Ausmessung unverbesserlich befunden worden sind. Auf einem Wachskuchen, der 15 Zoll lang und 10 Zoll breit ist, zählt man über 9000 Zellen. Die Wände der Zellen sind dünner als feines Papier, und dennoch fest genug, aber den Rand des ganzen Wachskuchens umgeben sie mit einer stärkern Einfassung.

Die Zellen werden nicht von den Bienen bewohnt, — denn diese halten sich zwischen dem Wachskuchen auf, — sondern sie haben eine doppelte Bestimmung: einige dienen zur Aufbewahrung des Honigs, und andere zu Nestern für die junge Brut. In einem Stock, der 50,000 Zellen enthält, rechnet man 30,000 für den Honig, die übrigen für die Brut.

Der Stoff des Honigs ist der süße Saft (Nektar), der sich in den allermeisten Blüthen findet, auch der süße Schweiß auf den Blättern verschiedener Gewächse. Zur Einsammlung desselben fliegen die Arbeitsbienen in den Mittagsstunden aus, weil alsdann die Hitze diesen Saft am meisten hervorlockt. Sie lecken ihn mit den Rüsseln ab, schlucken ihn hinunter, und bereiten ihn in einem besonderen Behältniß in ihrem Leibe, der deßhalb der Honigmagen heißt, durch Gährung oder Beimischung anderer Säfte gehörig zu. Wenn dieser Magen voll ist, kehren sie nach Hause zurück, geben den Honig durch den Mund wieder von sich, und speien ihn in die dazu bestimmten Zellen. Die angefüllten Zellen verschließen sie mit einer Wachsdecke. An Farbe, Geschmack und Geruch ist der Honig nach Beschaffenheit der Gewächse, von welchen die Säfte genommen wurden, verschieden.

---

4. Die Ersteigung des Turimiquiri.

Nichts ist dem Eindruck erhabener Ruhe zu vergleichen, den der Anblick des Sternenhimmels in dieser Einöde gewährt. Wenn unser Auge beim Eintritt der Nacht diese den Horizont begrenzenden Wiesengründe, die mit Gras bewachsene sanft wellenförmige Ebene überschaute, so glaubten wir von weitem her, wie in

den Steppen des Orenoko, des Himmels gestirntes Gewölbe von der Fläche des Ozeans getragen zu sehen. Der Baum, in dessen Schatten wir saßen, die in der Luft flatternden leuchtenden Insekten, die nach Süden hin glänzenden Sternbilder: alles schien uns an die Entfernung von der Heimath zu erinnern. Wenn alsdann, mitten in dieser fremdartigen Natur, aus einem Thalgrunde her sich ein Kuhgeläut oder das Brüllen eines Stiers hören ließ, dann erwachte plötzlich die Erinnerung an das Vaterland. Es waren wie ferne Stimmen, die jenseits der Meere ertönten, und deren Zaubermacht uns von einer Halbkugel zur andern versetzte. Wie wunderbar beweglich erscheint die Phantasie des Menschen, als unerschöpfliche Quelle von Freude und Schmerz!

Bei der Kühle des Morgens begannen wir den Turimiquiri zu ersteigen. So nennt man den Gipfel des Cocollar, welcher gemeinsam mit dem Brigantin nur eine Bergmasse bildet, die vormals unter den Landeseingebornen Sirona de los Tageres hieß. Einen Theil des Weges legt man auf Pferden zurück, die frei in diesen Savanen herumirren, von denen jedoch einige zum Reitdienste gewöhnt sind. Wie schwerfällig ihr Aussehen auch ist, so erklettern sie doch mit vieler Leichtigkeit die schlüpfrigsten Rasenabhänge. Den ersten Halt machten wir bei einer Quelle, die nicht aus dem Kalkgebirge, sondern aus einem Schichte quarzigten Sandsteins hervorkommt. Ihre Temperatur zeigte 21°, mithin 1°, 5′ minder als die Wärme der Quelle von Quetepe; auch betrug der Unterschied der Höhe nahe an zwei hundert und zwanzig Toisen. Ueberall, wo der Sandstein zu Tage kommt, ist der Boden eben und bildet kleine stufenweis über einander stehende Flächen. Bis zur Höhe von siebenhundert Toisen, und noch weiter hinauf, ist dieser Berg, gleich allen seinen Nachbarn, mit Grasarten bewachsen. In Cumana wird der Mangel an Bäumen auf Rechnung der großen Erhöhung des Bodens gebracht; allein, bei auch nur einigem Nachdenken über die Vertheilung der Pflanzen auf den Cordilleren der heißen Zone wird man einsehen, daß die Berghöhen von Neu-Andalusien bei weitem die obere Baumgrenze nicht erreichen, die in dieser Breite wenigstens zur absoluten Höhe von eintausend achthundert Toisen ansteigt. Der ebene Rasen des Cocollar nimmt bereits schon auf der Höhe von drei hundert und fünfzig Toisen über der Meeresfläche seinen Anfang, und man kann bis zur Höhe von eintausend Toisen auf demselben ansteigen; weiterhin, und jenseits diesem mit Gras bewachsenen Bergstreif, findet sich zwischen den für Menschen fast unzugänglichen Bergspitzen ein Wäldchen aus Credela, Javillo und Acajou. Diese örtlichen Verhältnisse erregen die Vermuthung, es dürften

die bergigten Savanen des Cocollar und des Turimiquiri ihr Daseyn der verderblichen Gewohnheit der Eingebornen zu danken haben, welche die Wälder in Brand stecken, wo sie sich Viehweiden bereiten wollen. Wenn alsdann während drei Jahrhunderten Gräser und Alpenkräuter den Boden mit einem dichten Teppich überzogen haben, so können die Saamen der Bäume nicht mehr keimen, noch sich in der Erde befestigen, wenn gleich Wind und Vögel dieselben unaufhörlich aus entfernten Waldungen über die Grasflächen der Savanen ausstreuen.

Das Klima dieser Berge ist so mild, daß in dem Maierhofe des Cocollar die Baumwollstaude, der Kaffebaum und sogar auch das Zuckerrohr wohl gedeihen. Wenn gleich die Küstenbewohner anders sagen, so ist es doch zuverlässig, daß sie unter den 10 Breitegraden, auf Bergen, deren Höhe kaum die des Mont d'or und des Puy de Dome übersteigt, niemals reif ist gesehen worden. Die Viehweiden von Turimiquiri nehmen an Güte ab, je höher sie liegen. Ueberall, wo zerstreute Felsstücke Schatten gewähren, trifft man Flechten und einige europäische Moosarten an. Die Melastoma Guacito und ein Strauch, dessen große lederartige Blätter wie Pergament rauschen, wenn sie vom Winde bewegt werden, kommen hin und wieder in der Savane vereinzelt vor. Aber die Hauptzierde des Rasens dieser Berge ist eine Pflanze mit goldfarbener Blume aus der Lilienfamilie, die Marica martinicensis. Man trifft sie überhaupt in den Provinzen von Cumana und Caracas nur über der Höhe von vierhundert bis fünfhundert Toisen an. Die ganze Felsmasse des Turimiquiri ist aus einem Alpenkalkstein, welcher dem des Cumanacoa gleicht, und aus wenig dichten Schichten von Mergel und quarzigtem Sandstein zusammengesetzt. Im Kalkstein finden sich Massen von braunem oxydirtem Eisen und spathiges Eisen. Ich habe an mehreren Stellen sehr deutlich wahrgenommen, daß der Sandstein nicht nur über dem Kalkstein liegt, sondern daß öfters auch dieser letztere den Sandstein enthält, indem er mit ihm abwechselt.

Man unterscheidet hier zu Land den abgerundeten Gipfel des Turimiquiri und die langen Bergspitzen oder Cucuruchos, die mit einer dichten Pflanzendecke bewachsen und von Tigern bewohnt sind, auf die man, um der Größe und Schönheit ihres Fells willen, Jagd macht. Die Höhe des mit Rasen bewachsenen abgerundeten Gipfels bestimmten wir auf 707 Toisen über der Fläche des Weltmeers. Von diesem Gipfel dehnt sich westlich eine steile Felsengräte aus, die in der Entfernung einer Meile durch eine überaus große gegen den Golf von Carcaco absteigende Felsschlucht unterbrochen st. An der Stelle, wo sich die Fortsetzung der Gräte

vermuthen liesse, erheben sich zwei Mamelons oder kalkige Spitzberge, von denen der nördlich gelegene der höhere ist. Dieser letztere führt annoch den eigenthümlichen Namen Cucurucho de Turimiquiri, und wird für höher gehalten, als der den Seefahrern, welche die Küsten von Cumana besuchen, so bekannte Brigantin. Mittelst Höhewinkeln und einer ziemlich kurzen Grundfläche, die auf dem abgerundeten und baumlosen Gipfel gezogen ward, vermaßen wir die Spitze des Cucurucho, die ungefähr 350 Toisen ob unserm Standpunkt lag, so daß ihre absolute Höhe über 1150 Toisen beträgt.

Die Fernsicht, welche man auf dem Turimiquiri genießt, ist sehr ausgedehnt und ungemein malerisch. Vom Gipfel des Berges bis hinab zum Ozean erblickt man Bergketten, die in paralleler Richtung von Ost nach West gehen und Längethäler einfassen. Weil diese letztern durch zahlreiche von den Bergströmen ausgegrabene kleine Schluchten rechtwinklicht zerschnitten sind, so werden dadurch die Seitenketten in theils abgerundete, theils pyramitenförmige Hügelreihen verwandelt. Bis zum Impossible ist die allgemeine Senkung des Bodens ziemlich sanft: weiterhin werden die Abhänge steiler in ununterbrochener Fortsetzung bis zum Gestade des Golfs von Cariaco. Es erinnert diese Gebirgsmasse durch ihre Gestaltung an die Glieder der Jurakette, und die einzige Fläche, welche sie darbietet, ist das Thal von Cumanacas. Man glaubt den Boden eines Trichters zu sehen, worin man zwischen zerstreuten Baumgruppen das indianische Dorf Aricagua unterscheidet. Gegen Norden hob sich eine schmale Bergzunge, von den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet, die Halbinsel Araya, bräunlicht aus dem Meere empor, das einen hellen Glanz zurückwarf. Jenseits der Halbinsel begrenzte das Vorgebirge Macanao, dessen schwarze Felsen sich wie ein ungemein großes Bollwerk aus dem Wasser emporheben, den Horizont.

---

5. Die Peakshöhle in Wales.

Diese sehr berühmte Höhle liegt nahe vor der Stadt, der Eingang derselben ist wahrhaft groß und imposant. Eine Reihe meist senkrecht steiler Felsen von wunderbar zackiger Form erhebt die mit Bäumen gekrönten Scheitel. In einem derselben hat die Natur ein schauerliches 42 Fuß hohes und 120 Fuß breites Thor gewölbt, durch welches man in undurchdringliches Dunkel zu blicken wähnt. Langsam fließt ein schwarzes ziemlich breites Wasser aus der Unterwelt an's Tageslicht hervor. Vor der Wölbung

hängen ungeheure bizarr geformte Tropfsteine; wildes Gesträuch rankt dazwischen, Epheu umwindet sie und flattert in leichten Kränzen darum her. Felsenstücke hängen herab, Untergang drohend dem Haupte dessen, der vorwitzig in die Geheimnisse der Unterwelt dringen will.

Wir traten in die Höhle; die dunkle Nacht ward dem allmählig sich daran gewöhnenden Auge zur Dämmerung. Bald unterschieden wir darinnen eine Menge Weiber und Kinder, ämsig spinnend, die ärmlichsten Gestalten, welche die Phantasie nur erdenken kann. Gnomen gleich hocken sie in dieser kalten feuchten Dunkelheit, und fristen kümmerlich ihr armes Leben; des Nachts schlafen sie in kleinen breternen Hütten, die sie sich in der Höhle erbauten und deren wir eine ziemliche Anzahl umherstehen sahen. Ungestüm bettelnd umgaben sie uns, so wie sie uns gewahrten: wir waren froh, nach dem Rathe der Wirthin in Castleton, eine Menge Kupfergeld eingesteckt zu haben, um uns loszukaufen. Dieß ist die unterirdische Stadt, von der mancher Reisende gefabelt hat. Die Wärme der Höhle im Winter, die ein eigentliches Haus entbehrlich macht, der kleine Gewinn, den die neugierigen Fremden ihnen gewähren, vor Allem aber die Freiheit von Abgaben, welche nur auf der Oberwelt, im Sonnenlichte, gefordert werden, bewegt diese Armen, eine so unfreundliche Wohnung zu wählen.

Wie wir uns selbst erst von ihrem Ungestüm losgemacht hatten, kauften wir Lichter. Jeder von uns mußte eins tragen, der Führer trug deren zwei voraus, und so ging es denn weiter in den ganz finstern Hintergrund der Höhle. Der Führer machte uns auf einige ungeheuer große Tropfsteine aufmerksam, welchen er allerhand Namen gab, ohne daß wir die Aehnlichkeit mit den dadurch bezeichneten Dingen finden konnten. Dann öffnete er eine schmale niedrige Thür, und wir standen in einem großen Gewölbe, von dessen Decke große Felsenstücke, drohender als je, über unsere Häupter herabhiengen. Der Schimmer der flackernden Lichter machte sie noch grausenvoller, sie schienen sich zu bewegen.

Jetzt ward das Gewölbe ganz niedrig. Gebückt, mit unsicherem Tritte auf dem schlüpfrigen unebenen Boden, mußten wir uns lange durch eine enge Felsenspalte winden; bald ging es steil in die Höhe, bald eben so herunter. Wir stießen uns von allen Seiten an die vorragenden Felsen; ein einsames Licht brannte hin und wieder und diente nur, das Grabes-Dunkel noch sichtbarer zu machen; die Luft war schwer, wir möchten sagen zähe, denn ihr Widerstand schien uns fühlbar.

Endlich konnten wir unsere Häupter erheben, wir befanden uns in einem kleinen Gewölbe und bald am Ufer des unterirdischen Stroms, der hier, wie der Styx, kalt und stumm in ewiger Nacht die schwarzen Wellen langsam dahinwälzt. Wir fanden einen mit Stroh angefüllten Kahn, in welchem zwei Personen ausgestreckt neben einander liegen konnten. Der Führer stieg ins Wasser, welches ihm fast bis an die Hüfte gieng, so schob er den Kahn vor sich hin, in welchem wir auf dem Stroh lagen und kaum zu athmen wagten. Es gieng unter Felsen weg, die, nur eine Hand breit von unserm Haupte entfernt, alle Augenblicke einzustürzen schienen; von beiden Seiten war kein Zoll breit Ufer, um darauf fußen zu können. Nie war uns die Idee eines lebendig Begrabenen anschaulicher, als hier in dem sargähnlichen Kahne mit der schwarzen, schweren Felsendecke über uns. Der Führer mußte ganz gebückt waten, ein Stoß an einen der Felsen, der ihn besinnungslos gemacht hätte, und wir waren verloren auf die entsetzlichste Weise. Mit diesen erbaulichen Gedanken beschäftigt, schwammen wir eine ziemliche Zeit, bis wir landen konnten, immer das Licht in der Hand. Endlich stiegen wir aus unserm Sarge. Schwindlich von der Fahrt, mußten wir uns erst eine Weile erholen, ehe wir um uns blicken konnten, und fast wären wir es beim ersten Umherschauen von neuem geworden. In einem ungeheuern Dom, der, nach der Aussage des Führers, 120 Fuß hoch, 270 lang und 210 breit war, funkelten eine Menge hin und wieder zerstreuter Lichter wie Sterne, die nicht leuchten. Hier ist der Tempel des ewigen Schweigens, zu dem noch nie ein Strahl der sonnigen Oberwelt, ein Laut der Freude drang. In dieser unabsehbaren Höhle war uns noch bänglicher, als in den engen kleinen: die Entfernung von allem Leben war hier fühlbarer durch den Raum, der uns sichtbar davon trennte.

Mühsam kletterten wir über abgerissene rauhe Felsstücke und kamen wieder an das Wasser; wir standen still, es war, als ob Töne einer sehr fernen Musik zu uns herüber schlüpften. Der Führer stieg abermal ins Wasser und trug uns, einen nach dem andern, eine ziemliche Strecke auf den Schultern hindurch. In einer kleinen runden Höhle, in welcher das Wasser tropfenweise von allen Seiten unaufhörlich niedersinkt, und die deshalb Rogers Regenhaus heißt, fanden wir eben in diesem ewigen Tröpfeln die Ursache jener Töne, die uns zuvor wie Musik aus der Ferne schienen. Der Fußboden war mit tausend wunderlichen Schnörkeln aus Tropfstein bedeckt und das Gehen darauf höchst beschwerlich, besonders da die ewige Nässe ihn schlüpfrig macht. Die Luft war hier noch unangenehmer kalt und feucht als zuvor.

So gut es angieng eilten wir weiter, und in einer höhern, gewölbten Abtheilung der Höhle harrte unser eine sonderbare Ueberraschung. Ein Chor von Männern empfieng uns mit einem langsamen, eintönigen Gesange. Lichter in den Händen haltend, die sie hin und her schwenkten, standen sie 50 Fuß hoch über uns in einer Art von Nische, welche die Natur in einer der Seitenwände geschaffen hatte. Ihr Gesang war rauh, aus wenig Tönen zusammengesetzt, wild und klagend, aber dennoch nicht unangenehm.

Nach diesem wunderlichen Empfange gieng es weiter. Aengstlich gebückt schlichen wir unter und über Felsenmassen, bis zu einem kleinen Gewölbe, noch grausender und schauerlicher als alle übrige, und ein schwarzer Abgrund, zu welchem wir zitternd hinab leuchteten, gähnte dicht vor unsern Füßen. Der Führer zeigte uns den steilen furchtbaren Fußsteig, welcher über schlüpfrige Tropfsteine herab führt. Dieß ist der Teufelskeller, sagte er, und, indem er plötzlich einen von uns beim Arme ergriff: hier bin ich Herr, sprach er widerlich lachend, hier kann ich thun, was ich will; ich wollte, ich hätte Napoleon hier! — Wir können's nicht läugnen, wir erschraken, denn er war nur zu sichtbar Herr und wir hatten es längst gemerkt, daß er uns für Franzosen hielt. Indessen faßten wir uns bald und antworteten ihm, daß wir ihm die Erfüllung dieses Wunsches gern gönnen wollten, wenn nur Napoleon nicht die Gewohnheit hätte, immer mit starker Begleitung zu kommen; schon unsre Begleiter, die, wie er wohl wisse, draußen geblieben wären, würden ernstlich nachforschen, wenn uns hier ein Unglück widerführe. Dies Argument schien ihm deutlich, und machte ihn etwas höflicher. Unser Erschrecken über das wunderliche Benehmen des Führers wäre indessen weit heftiger gewesen, wenn wir damals schon gewußt hätten, was wir später erfuhren, nämlich, daß vor mehren Jahren ein Herr und eine Dame in einem einspännigen Whisky ohne andere Begleitung ankamen, gerade vor die Höhle fuhren, das Pferd anbanden, hinein giengen, und nie wieder gesehen wurden.

Der Führer leuchtete jetzt in den Abgrund vor uns hinab. Die wenigsten Wanderer wagen sich den steilen Pfad hinunter, der 150 Fuß tiefer führt; sie lassen bloß den Führer mit einigen Lichtern hinabgehen und begnügen sich mit dem schauerlichen Anblicke von oben. Wir thaten dieß auch. Kühne, bogenähnliche Vertiefungen, emporstrebende Säulen, geformt von der Hand der Natur, sahen wir im flimmernden Lichte, das Wasser plätscherte lebendiger im tiefsten Grunde. Der Führer sagte uns, es wäre dort von krystallener Helle. Endlich stieg er wieder herauf, wir traten den Rückweg an; ein ferner Schimmer des Tages, den un-

ser, an die Dunkelheit gewöhntes, Auge jetzt in der zweiten Höhle vom Eingange entdeckte, erfreute uns unbeschreiblich.

Zwei Stunden waren wir in der Wohnung der Nacht und des ewigen Schweigens geblieben. Als wir nun wieder hinaustraten an's erfreuliche Sonnenlicht, als uns nun wieder die milde, schmeichelnde Sonnenluft warm und lebend empfieng, da war uns, als erwachten wir von einem beängstigenden Traume; Alles umher, die ganze Gegend in ihrer wilden Pracht, erschien uns im himmlischen Glanze. Es freue sich, riefen wir mit Schiller:

Es freue sich, was da lebet im rosigen Licht!
Dort unten aber ist's fürchterlich
Und der Mensch versuche die Götter nicht.

---

6. Peru.

Wenn Hoffnung nach höherem Genuß die Seele hebt, dann muß den Reisenden der Hinblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbst nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, dnrchwandert ist, darf er seine Erwartungen für schönere, erhabnere Naturscenen mit Grund befriediget zu sehen glauben. — Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch-schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. — Eine Fläche, welche theilweise gegen 10,000 Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen, dabei unter der lothrechten Sonne! — Wenn man aus den Häfen Gujaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufsteigt, was für Abwechselung von Scenen, was für Contraste der gesammten Natur durchläuft der Blick! Nachdem man den Sand der Ufer verlassen hat, wandelt man in kaum durchdringlicher Waldung, und die Aequatorialsonne treibt aus dem schlammigen Boden eine unübersehbare Pflanzenwelt üppig hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier; dann mehre Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eisen- und Ebenholz, der hohe zu Masten so brauchbare Marienbaum mit der weißen Rinde; mehre treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen unter einander gleichsam verkettet. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha, so die Vanille u. a. — Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannigfaltigsten Pilze, Moose und

Rohrarten hervor. Einige der letztern, z. B. das Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; es dient dann zum Hausbau der Bewohner. — Eben so schwelgerisch und mannigfaltig ist auch die thierische Schöpfung. Hier hauset der Jaqnar, der Ozelot, die Jaquarette, der Puma und andere furchtbare Thierarten der neuen Welt. Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucana mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinassen, mehre Buccoarten, viele Spechte, Baumläufer, Waldtauben, kleinere Singvögel, kurz, ein unübersehbares Gefieder belebt die Wipfel der Waldung, während daß sowohl bösartige als unschädliche Schlangen, von der Aboma und der Klapperschlange, bis zu der kleinsten Runzelschlange hinab, den Wanderer schrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, so wie ellenlange Spulwürmer von der Dicke eines Daumens, Schauder erregen. — So übermäßig ist hier die Feuchtigkeit, daß man es umsonst versucht, ein nur seit ein Paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Felleisen genau verschloßnes Papier widersteht kaum der Fäulniß. Auch darf der Mensch hier nur seine Wohnung auf hohen Pfählen errichten. Reißende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin, auf jenen von Hürden geflochtenen Brücken, die, oft 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken. Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das mühselige Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst sichere Maulthier fühlt jedes Gestein, welches es betritt, zuvor mit der furchtsamsten Vorsicht aus; und dennoch zwingt ihm die Ermattung nach 7 bis 8 Schritten eine Pause ab. Mitten in dieser romantisch-wilden Natur hat der Mensch, ihr gleichsam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortschaften errichtet. Wie willkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer! — Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter; die Mühseligkeit des Steigens nimmt zu, aber auch zugleich die Güte der Luft. Dies erfuhren Bouguer und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren, bestiegen, welches in seinem Innern die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt. — Bezaubernd war ihnen der Anblick dieses einzigen Landes. Gleich einem Paradies lag hier unter ihrem Blicke ein weites Thal, fast 6 Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Flusse vereinigten. So weit ihr

Auge nur reichte, zeigten sich reich bebaute Felder; sie wechselten mit Wiesen, begraseten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Maierhöfen und ganzen Dörfern ab. Diese reizende Aussicht beschloß dann die Stadt Quito. Die mildeste, heiterste Luft kündigte hier einen der schönsten Theile vom südlichen Europa an. Allein man sah die Producte aller Jahreszeiten und aller Welttheile. Ununterbrochen paart sich hier der Frühling mit dem Herbste. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüten und Früchte; an einem und demselben Tage sieht man pflügen und ernten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle gedeihet hier hundertfältig tragender Weizen Europens; der Pisang, die Citrone und die Pompelmus prangen bei den schönsten Früchten von Frankreich. — Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein unbeschreiblich erhabenes Ganzes. Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 30,000 Menschen bevölkerten Hauptstadt, diese große 10,000 Fuß erhobene Ebene wird von fast Meilen hohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee ist ewig, wie die Welt, aber mehre ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antisana, Sangai, Cotopaxi speien Feuer und Dampf, stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden, und durch dies alles vielartigen Boden und vielartige Klimate erzeugen. — So umgränzt hier der Winter den Frühling und den Herbst; ein Amphitheater, das beinahe alles Schöne, Herrliche und majestätisch Furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darstellt. — Freilich ist dies nur das Bild einer einzelnen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß so etwas aufzuweisen, und zugleich steht das übrige des großen Ganzen seinem ausgezeichneten Theile an Mannigfaltigkeit romantischer Scenen und sonderbarer Bildung nicht sehr nach.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abstande einiger Meilen den Anfang eines hohen daraufgesetzten Landes, das sich bald mehr bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet, und dann selbst jenes kolossalische bis über die Wolken hinaufreichende Gebirge, die Cordilleren, auf seinem Rücken trägt. — Die beiden Bergreihen, welche dies Gebirge bildet, lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur. — Auf diesen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land nennt, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf diese Weise ist hier ein dreifaches Ländergebiet: jenes niedrigste, unterste Küstenland; hierauf die Sierra, wovon die

ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbietet, und endlich die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes. — Die einzelnen Zweige der letztern nannten bereits die Yukas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem diesem gleichgeltenden peruanischen Ausdrucke soll durch Abänderung und Verstümmelung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entstanden seyn. — Diese Gebirge bilden dann, da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große oft oben meilenweite Lücken; durch diese strömen in den Tiefen die Flüsse, im Westen gegen das Meer, oder in Osten gegen die Landfläche hin. Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben, und wenn das Gestein aus harten, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr besteht, so hätten sich die Fugen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammen bringen lassen, so genau passen sie aufeinander.

Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Meteore. Es ist bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf dem Corason die Höhe von 2470 Klafter oder 14,820 Fuß, und wenn ihn gleich anjetzt sein ihm würdiger Nachfolger v. Humboldt um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher noch über 1344 Fuß, um sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu sehen. Dennoch fanden sie sich auch hier bereits den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte, und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden lassen. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und die Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers. Das Innere dieser kolossalischen Gebirge ist dann auf zweierlei Art besonders merkwürdig. Das erste und auffallendste, wodurch sich das Innere der ungeheuren Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Isthmus bis zu der Beringsstraße fortläuft, ist ihr vulkanisches Feuer. Mehr als 50 solcher Feueressen, Luftlöcher der Unterwelt, sind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unserm Peru eine sehr beträchtliche Anzahl, z. B. der Antisana, Cotopaxi, Tungurahua u. a. Allein nicht aus allen steigen Feuergarben, Rauch und Flammensäulen und Laven hervor. Aus dem Jorullo in Mexiko erhob sich 1759 am 15ten September ein Basaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala speien eine sehr große Menge Sal-

miak. Die von Popayan und Pasto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausdampfen, oder auch kleine Krater voller kochenden Wassers, woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte, oder auch schlackenartigen Porphyr hervor, bald aber ungeheure Massen Schwefelleberwasser und Schlamm, wodurch auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird. Das sonderbarste Phänomen aber, welches diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbieten, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fische des süßen Wassers. Der fast erloschene Vulkan von Imbubaru überschüttete 1691 damit die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in ihnen die Ursache der Faulfieber, die zu der Zeit herrschten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger scheint, der Corregidor dieser Stadt bezeugte, daß dieser Vulkan selbst nachmals von Zeit zu Zeit, also wohl ohne eigentlichen vulkanischen Ausbruch, vorzüglich nach starkem Regen, große Massen dieser kleinen Fische auswarf, die man dort Premadillas nennt. Die Indianer von St. Pabla fischen sie in sehr dunkeln Nächten in einem Bache, gerade an dem Orte, wo dieser aus dem Gebirge selbst hervortritt. Im Jahre 1698 stürzte der Krater des Cargneirazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tausende dieser Fische mit thonigem Schlamme vermischt ausgeworfen hatte. Höchst merkwürdig ist es, daß man oftmals noch Spuren des Lebens an ihnen will gefunden haben, während daß sie längs dem Gebirge herabströmten. Eine genaue Untersuchung zeigte sogleich, daß diese Fischchen von ein und derselben Art mit denen sind, welche dort überhaupt unter dem Namen Premadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefunden werden. Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiermit und mit den Vulkanen in Verbindung. Allein stets bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kraft sie so weit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen. — Weit größere Plagen, als jene einzelnen Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies einzige Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben. Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise hiervon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden. Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsere Zeiten herab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere bald größere Verwüstungen anrichteten. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstrei-

tig das vom 28sten Oktober 1746. Durch ein schreckliches unterirdisches Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an, auch wütheten zugleich mehre Vulkane. Kaum dauerte es drei Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädigt. Tausend dreihundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl litt noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Glieder. — Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (dem nächsten Hafen für Lima); weit trat es zurück, stürzte sodann über alles bei seiner Rückkehr hin, und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, giengen 19 unter; fast 4000 Menschen verloren ihr Leben. — Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten herab. Nur allein im Jahre 1791 sahe sich Lima 5 Erschütterungen ausgesetzt. Noch schrecklicher als jene ältern war unstreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riombomba und andere Ortschaften umgewühlt, und in wenigen Sekunden waren 40,000 Menschen nicht mehr! — Die Ausbrüche und Erderschütterungen, (sie sollen im Oktober am stärksten wüthen), ändern dann auch die Gestalt jener Bergkolossen. Diese wachsen und schwinden; Krater und Oeffnungen stürzen ein, während daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt- oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor: so gewinnt dann ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken eine völlig neue Gestalt. — Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereignen sich indeß nur einzeln; dagegen geben die einzeln in ihrem Innern verschlossenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralien, ununterbrochen reichen Gewinn. Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko aus, so übertrifft Peru seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Reichthümern. — Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika, voll von den übertriebensten Hoffnungen nach Gold und andern Reichthümern. — Die Nachrichten, die sie auf Cuba, Haiti (St. Domingo) und andern westindischen Inseln hierüber eingezogen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Afrika gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen. Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caramarka der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldener Gefäße zu seinem Lösegeld anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene großen Massen wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, den unschuldigen

Peruanern, herbeischleppen sahen, da verloren die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberei, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jezt an nur die äußere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden selbst so hochgeschäzt, daß ein sehr großer Smaragd von den Indiern als eine Gottheit verehrt wurde. Dieser kostbare Stein hat die Größe eines Straußeneies; man hatte ihm einen eigenen Tempel erbaut, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet: da man nun alle übrige Smaragde als Abkömmlinge von ihm ansah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen. Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hat man indeß stets vergeblich sich bemüht zu entdecken, und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren gescheidt genug, sie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken. — Jene Schäze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsre Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth bestimmt hat. Auch konnte die Masse der von den Indiern der Erde entrissenen Metalle nur sehr gering seyn. Sie kannten nicht einmal das Eisen, um sich die Eröffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntniß des Bergbaues. Alles Metall, Gold oder Silber, konnte ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Goldwäscherei, oder durch zu Tage lururirend hervorgewachsenes gediegnes, oder doch wenig gemischtes, durch leichte Schmelzung vom Gestein zu scheidendes Silber, zukommen. Dies waren daher nur die Termen, die Aushängezeichen des großen unterirdischen Schazes, der dereinst die Welt in Sturm und Verheerung setzen sollte. — In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drei Arten der Metalle die Grundlagen des Handels und des hohen Werths dieses Reichs: nämlich Gold, Silber und Queckstlber. Von diesen Metallen zählte man im J. 1791 nur allein in 8 Intendantschaften des eigentlichen Vicekönigreichs Peru 69 Goldwerke, 784 Silber- und 4 Queckstlberminen, ausser 4 Kupfer- und 12 Bleiwerken. In 10 Jahren, von 1780 bis zu Ende von 1789, gaben sie 35,355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739,763 Mark Silber. Schäzt man die Mark Gold zu 125 Piaster, und die Mark Silber zu 8 Piaster, so beläuft sich der ganze Werth jener 10 Jahre über 46 Millionen und 221,280 Thaler. Auch scheint es nicht, daß dieser

Gewinn sich vermindert habe, da diese letztern 10 Jahre über 38,000 Mark Silber mehr, als die vorletzten, abwarfen. — Das große Silberbergwerk von Potosi findet sich in einem Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in dessen ganzem Umfange von beinahe 6 Meilen man über 300 Gruben zählt. In jetzigen Zeiten arbeiten 13,000 Menschen an diesem Bergwerke, und die königliche Münze von Potosi liefert jährlich für Rechnung der Krone 600,000 Mark an Silber und 2000 Mark an Gold.

Der Hang der Peruaner auf unterirdische Schätze artet oftmals in wahren Unsinn aus. Kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin sich nur ein Aederchen von Silber zeigt, so bieten oftmals die Unverständigen gleich ihre ganze Haabe auf, um diese (vielleicht nur vorgeblich) neue Mine weiter zu erforschen, und sich dadurch zum Crösus hinauf zu arbeiten. So zeigen denn jene Thatsachen Peru als eins der größten unterirdischen Magazine fast aller fossilen Kostbarkeiten. Denn außer den bereits erwähnten Smaragden finden sich auch noch Türkisse, Amethiste, ja sogar Diamanten; und warum sollten diese dort völlig mangeln, da das gegenüberligende Brasilien davon einen solchen Ueberfluß zeiget? Jene ungeheueren Gold- und Silbermassen von Peru verdanken keinen unbeträchtlichen Theil ihrer Wirksamkeit, oder wenigstens ihrer Verbreitung in die übrigen Welttheile, einer nicht sehr ansehnlichen Thierart. — Die Natur suchte der neuen Welt durch folgende Thiere, nämlich durch das Llama, die Vicunna, das Alpaca, die Kameele der alten Welt zu ersetzen. Und wenn diese amerikanischen Thierarten, wie bei mehren ähnlichen Fällen, den unsrigen auch nicht an Größe und Kraft gleich kommen, so sind sie ihnen doch in Ansehung der Form, der Sitten und des Nutzens ähnlich. Das erstere verdient aber hier gerade eine genauere Anzeige, da es in Peru fast das einzige Lastthier ist, wodurch die rohen Metalle zu den Pochwerken, und die Silberstangen an die Absatz- und Verführungsorte gebracht werden. — Das eigentliche Llama, von den Spaniern das Landschaaf genannt, ist unter den Kameelen der neuen Welt eins der stärksten. Der Höhe nach kömmt es einem Esel gleich; es trägt den langen Kameelhals erhoben, hat einen stolzen festen Gang, sein schwarzes schönes Auge ist milde, furchtlos und zutraulich. Es hat gespaltene Klauen; der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Füllens; der Körper ist mit langer grober Wolle bedeckt, die am Halse und am Bauche kürzer ist. Die Farbe selbst ist verschieden; es giebt schwärzliche, zimmtfarbene, gefleckte und weißliche Llamas. — Auf den hohen Andes des südlichsten Theils von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise, und nährt sich nur allein von dem kurzen

Moose und Grase; sein Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin sieht man in Peru nur gezähmte Llamas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Llama wahre Verehrung. — Ehe sie anfangen sich dieser Thiere zum Lasttragen zu bedienen, stellen sie ein eigenes Fest an, wodurch sie sie gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaftern aufnehmen. Innerhalb des eingeschloßnen Hofes bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kindern zu einem Gastmahle ein.

Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an, die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch dieß geschieht indeß mit vieler Mäßigung: sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Schritt des Thieres gefallen, und da das Llama ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht regieren. Ohne zu galloppiren noch zu trottiren, geht es dennoch nicht langsam, und hat dabei, selbst auf den Gebirgen, einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient. Das Llama trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Centner, und wird zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt. Hat man es überladen, sucht man es zu übertreiben, oder wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers es weiter zu treiben sind sodann durchaus vergeblich; es bleibt liegen und stirbt. Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen sich dann nieder um auszuruhen, wiederzukauen und neue Kräfte zu sammeln. Beim Niederlegen knieen sie und ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper diese gänzlich bedeckt; dabei halten sie aber stets den Hals gerade empor. Das Llama geht 6 Monate trächtig, und wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehre Euter hat. Die alten Thiere werden von den Indianern gegessen: das Fleisch soll dem Schaafsleische ähnlich seyn, nur süßlicher; auch bedienen sich die Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz groben Decken und dergl. — Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieser Thierart noch bedeutender als in unsern Zeiten. — Sowohl die Aehnlichkeit der Thierart, als dessen Heimath, berechtigt den Leser, hier eine genauere Nachricht von der Vicunna zu erwarten. Die Vicunna ist kleiner und schmächtiger als das Llama; sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf runder, hat dabei nur kurze auf-

stehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart. So ähnlich dieses Thier auch dem Llama ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgipfel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wildheit. Sie flieht den Menschen, wenn sie ihn, selbst in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhält man die köstliche Vigogne-Wolle. Da diese Thierart aber eben so furchtsam als flüchtig ist, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Diese Gesellschaften von Jägern nennt man Chacos. Es ist sehr schwer, diese Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem sie Heerden von Vicunnen weiden sehen, mit langen Strikken in der Höhe des Halses des Thiers. An diese Stricke werden rothe oder sonst gefärbte Lappen in gewissen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen vermittelst einiger dazu abgerichteter Hunde zusammen zu treiben. Die große Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie, bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen, durch das Uebersetzen über die Stricke zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie ihnen geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab. Oft sehen sich hierbei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnenhäute zurück. Bei einem so kostbaren Thiere ist dies eine desto mehr zu verwerfende Jagd, (auch ist das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunneu zu scheeren, sie sodann wieder frei zu lassen, auf diese Weise mehre Jahre ein und dasselbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen, und so den Anwachs dieser einträglichen Thiere zu vermehren. — Diese Jagd schlägt zu Zeiten, wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers, fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehr Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna, und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den verjagten Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbten Lappen nicht achten, über die Stricke, und zeigen hierdurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die erste Sorte dieser Wolle liefert die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Rthlr. kostet. Den ge-

sammten Werth aller Vigogne=Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen=Wolle von Chili. Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret, auch soll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen. Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Pyrenäen wären vielleicht das Gebiet, worauf die Vicunna gedeihen würde. — Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen der Geyer, lockt die Raubsucht in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergkolosse, in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schaafen, welche an den Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen war, ließ er es fallen, fing es wieder auf und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesichte verlor. — Der Condor ist fürchterlich stark, aber nicht übermäßig groß. Er hält 8 bis 11 Pariser Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier tödtete, hielt 9 Fuß. Er ist dabei gutmüthig, und fällt nie Menschen an. Ulloa behauptet, man zähme ihn in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe ist schwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleischiger fast knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderschädel bedeckt.

Der Condor tödtet selbst junges Rindvieh, und die Indianer suchen diese schädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man schlachtet ein schlechtes Stück Vieh, und bestreicht das Fleisch mit Säften und Kräutern, die stark betäuben. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleisch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt sodann über dieses ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erschlagen. Indeß ist das Thier so stark, daß oft ein Mensch bei diesem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geschlagen wird.

6. Tivoli.

Nach fünf Stunden Pläne wird Rom gegen Nordost von einem Strich Gebirge eingefaßt, die fernerhin immer weiter fortsteigen, stolz sich gen Himmel wölben, und Söhne vom Vater Appenin sind. Südwärts, in minderer Entfernung, umgränzen es ein halb Dutzend hoher ausgebrannter Vulcane. So liegt sie da, die Königinn der Welt, auf ihren sieben Hügeln an den Ufern des Tyberstroms, vier Stunden vom Meer ab.

An der östlichen Seite der Gebirge tritt mitten auf der ersten Anhöhe Tivoli hervor. Alles Wasser, was sich weit und breit in den Gipfeln des Appenins dahinter sammelt, wird zum Fluß Teverone, strömt wild durch ein enges Thal daher, und stürzt sich jetzt gleich an der Stadt in die Tiefe von ein Paar hundert Palmen; die andern Bäche, die vor dem Hauptsturze noch durch dieselbe zum Gebrauch einiger Mühlen abgeleitet werden, machen hernach verschiedene andere kleinere Fälle. In den Zeiten, vielleicht vor vielen Jahrtausenden, war der Sturz in der Ebene beim ersten Anfang der Höhe, wie man deutlich aus den Felsen von Tartan sieht, welchen der Fluß reichlich mit sich führt, und die davon zurückgeblieben sind. Nach und nach aber hat dieser sich ein schmales Thal durchgeschlagen, das jetzt eine halbe Stunde lang in einem Schlangenkreis sich ins Gebirg um Tivoli herumwindet. Der reine Himmel, die Kälte des Bergwassers, das bei seinen Fällen mit einem Staubregen immer die Luft erfrischt, die gesunden Quelladern in der Nähe, die mancherlei ergötzenden Aussichten in die Gebirge und weiten Ebenen von Rom bis ans Meer hin, lockten die ehemaligen Beherrscher der Welt so stark an, daß noch jetzt alles in der Runde voll von den Ruinen ihrer Landhäuser ist.

Niemand hat das Tibur mehr besungen als Horaz, und seine Gedichte zeigen, wie sehr er das Erquickende und den Reiz davon gefühlt hat. Auch sind die Gegenden darum her noch der lebendigste Commentar davon, und man liest ihn hier, wie man die Sprache von einem Freunde versteht, mit dem man sein Vergnügen theilt. Die Stelle zu seinem kleinen Gut daselbst scheint so recht ausgesucht zu einem Observatorium aller Scenen, die da in der Natur vorgehen. Ein Felsen mit fruchtbarem Erdreich von hinten und an den Seiten tritt in das lange Thal hinein; gegenüber auf einen Büchsenschuß war gerade der alte Sturz des Anio (jetzt Teverone), die Stadt mit dem prächtigen Tempel des Herkules, und ringsum das kleine äußere Amphitheater von Gebirgen; linker Hand in deren Schooß, der Hain des Tibur-

nus, und rechter Hand breitete sich, zwischen den frohen Hügeln voll schöner Landhäuser, das Thal aus, immer weiter zur Pläne mit seinen Obst- und Olivenbäumen, von den Fluthen und ihrem kühlen Duft ringsum getränkt und erquickt, und fern lag das stolze Rom und glänzten die lichten Tiefen der See.

Ganz neu überraschen hier manche Oden von Horaz, und stellen einem die alte Welt lebhafter vor die Augen. Hier steht noch ein ziemlicher Theil von der moles propinqua nubibus arduis des Mäcen; und einige Architekten, ohne diese Stelle vor sich zu haben und darauf zu deuten, behaupteten schon aus den herrlichen Resten, daß dies Gebäude an Höhe die Peterskirche müßte übertroffen haben.

Die Villa des Mäcen lag gleich vorn auf dem ersten Abhange des Hügels von Tibur, und genoß uneingeschränkt der mehrsten Aussichten; die Vulcane von Albano mit ihren mannigfaltigen Höhen und Vertiefungen gaben hier besonders eine vorzügliche Augenweide, die Tibur selbst und verschiedene andere Villen nicht hatten.

Durch die großen Untergewölbe des Pallastes gieng die via Valeria; und die zwei ungeheuren Wände von dreifachen Arcaden doppelt über einander, die noch davon stehen, machen einen Anblick von ehemaliger Pracht und Würde, Majestät und Ruhe, so fremd und sonderlich, daß sich selten ein Franzos darein findet.

Im Hofe liegt das Gebäude, bis an die Hälfte der obern Bogen, jetzt mit der Erde von einem Weinberge verschüttet, dessen Reben den ganzen Raum einnehmen und auf die Ruinen selbst oben hingezogen sind, und das braune schwärzliche Alterthum mit einem jungen freundlichen Dach ausschmücken. Die Gewölbe sind überall mit tausend Gesträuchen und Kräutern und Moos bewachsen; und unten schießt und braust das Wasser durch einen Kanal, wie ein Pfeil, auf eine Mühle, und stürzt über die grüne Felsenwand hinab in die Tiefe.

Den anziehendsten Reiz geben Tivoli die Wasserfälle. Der Hauptsturz des Teverone ist, sobald er hinten aus den Bergen herab vor die Stadt kömmt, bei dem Tempel der Sybille, welcher durch die Landschaften von Claudius von Lothringen, von Poussin, Vernet und Dieterich so berühmt geworden ist.

Dieser kleine, runde, korinthische Tempel, ein gar schöner Rest des Alterthums, wird von den Antiquaren für einen Tempel der Vesta gehalten, weil Serlio und Palladio ihn dafür halten, hauptsächlich wegen seiner Rundung. Aber auch andere Göttinnen hatten runde Tempel, und warum soll gerade der Tempel

der Sybille eckig seyn? Und zu welcher Tagesfrist haben alle Einwohner von Tivoli auf Einmal den Einfall bekommen, ihren Tempel der Vesta einen Sybillentempel zu nennen? Und die Stelle des Varro beim Lactanz ist wohl klar genug: „die zehnte Sybille ist Albunea, quae Tiburi colitur ut Dea *juxta ripas Anienis.*“ Von den fünfzehn Travertinsäulen, die sein Inneres, in der schönsten Weite von einander, umgaben, stehen jetzt noch zehn aufrecht mit ihrem Gebälk; und von dem Inwendigen eben so zwei Drittel, mit einer Thür und einem Fenster. Der Thür gegenüber ist noch der Bogen von einer weiten Nische, worin sonder Zweifel das Bild der Sybille stand, da man in den alten Zeiten der Vesta keines aufstellte.

Wenige Schritte davon stürzt sich der Teverone in die Tiefe, und schäumt und braust unten in Klüften, die er sich nach und nach in Jahrhunderten durch die Felsen geschlagen hat, wo man ihn eine Strecke von oben gar nicht mehr sieht. Wenn man aber auf der Seite hinunter springt und klettert, so genießt man das wunderbarste Schauspiel. Er kömmt aus einer ungeheuren, vielfach gewölbten, alabasterartigen Grotte, neben und auf den Seiten, in einem nassen Staubdampf hervor, und tobt und wüthet wie ein wahrer ergrimmter junger See-Gott, der sich, wie ein Rinald von Armiden, durch alle Fesseln und Zauberbande der Erde nach seinen Brüdern fortreißt, und wieder in den Stürmen des Oceans die Schiffe mit ihren kleinen Menschen an die Gestirne schleudern will. Rundum sind alle Wände mit großen Wasserpflanzen und Gesträuch bewachsen, und sobald er hervor ist, stürzt sich oben aus einer Höhe von hundert Fuß eine Fluth durch einen andern Gang ihm nach, und es ist eine solche Heftigkeit und ein so frisches, klares Leben um einen, daß man vor Jubel außer sich selbst kömmt.

Doch übertrifft diesen Hauptsturz des Teverone am Malerischen bei weitem eine Viertelstunde davon die sogenannte große Cascatella, welche von einem starken Bach entsteht, der oben durch die Stadt aus dem Fluß vor dem Fall nach verschiedenen Mühlen geleitet wird. Sie ist das Reizendste dieser Art, was ich je gesehen habe, und das Süßeste von dem ganzen romantischen Thale, das von dem Hauptsturz an um Tivoli herum zwischen die Gebirge wollüstig sich einsenkt. Ein grünes Doppeltheater über einander, von bemoosten Felsen, in dessen Mitte hervortretend, mit Teppichen von dreiblätterigen saftigen Pflanzen belegt, von schlanken Eschen und Pappeln eingefaßt, und von Epheuwänden und tausenderlei niederm Gesträuch umlagert, wie von einer allmächtigen Fee hingezaubert, worauf das Wasser in mancherlei

Fällen aus den Höhen herunterschäumt, und in zarten Perlenkräuselungen in die Tiefen schwebt und stürzt, aufbraust, und in einem frischen Wirbelwind von Staub herum fliegt, in glänzender Beleuchtung, die alles in reizender Pracht zusammenhält, macht ein lebhaftes Bild von frischer jugendlicher Schönheit in die Seele.

Die rechte Beleuchtung thut dabei sehr viel und vollendet den Zauber. Es ist als ob aller Schmuck und Reiz von dem Leben weg wäre, und die Schönheit selbst zerfiele, wenn die Strahlen der Sonne das Ganze nicht mehr zusammenhalten. Das beste Licht ist gerade im vollen Mittage, — so wie jede Gegend ihre eigene Zeit hat, wo sie am höchsten das ist, was sie ist; — am Morgen und Abend ist alles vereinzelt.

Nach dieser großen Cascatella folgen alsdann weiter durch das Thal verschiedene kleinere, so wie oben die Pulver-, Oehl- und Kornmühlen folgen; die aus der Villa des Mäcen macht einen prächtigen Beschluß.

Schade, daß die Maler ihren Abbildungen davon weder den Ton des lieblichen Rauschens, noch die Bewegung, das schnelle, immer neu lebendige Herniederwallen geben können, und daß es so schwer ist, Wasser und Schaum im Fall mit Farben darzustellen, und so leicht ein Mahlfall daraus wird. Wer bloß Zeichnungen abnimmt, und den Zauber der Farben in verschiedenen Lichttönen von Luft und Ferne, und Baum und Wasser, Pflanzen, Moos und Felsen durch die alles überwindende Liebe oft an Ort und Stelle nicht von der Natur selbst in glücklichen Schäferstunden erlauert und erzwingt, wird nie das hohe Ziel erreichen: er kann seine Kunst nicht vergessen machen und vollkommen täuschen!

---

8. Reise auf den Aetna.

Von Nicolosi aus gieng die Reise über weite Strecken wüste liegender Lava und war sehr unangenehm und beschwerlich. Hier und da eine Aussicht in ferne blühende Thäler und auf schön bekränzte Hügel; aber wir waren unfähig, sie zu genießen: die Natur litt zu sehr über die ertödtende Hitze, die durch keinen Aushauch von Pflanzen gemäßigt, durch keinen wohlthätigen Schatten eines Baumes auch nur einen Augenblick gemildert wurde. Endlich, da wir uns der zweiten waldigen Region des Aetna näherten, flatterten uns dann und wann kühle Lüftchen entgegen, mit erquickenden Wohlgerüchen geschwängert, und wie sehnsuchtsvoll eilten wir nun jenem lieblichen Dunkel zu, das uns so einladend entgegenwinkte! In der Erwartung liegt sonst immer

mehr als in der Erfüllung, oder langes Schmachten des Bedürfnisses erhöht auch den Werth des Ersehnten unmäßig; aber hier, mein Freund, war es anders: wir betraten kein bloßes Juan Fernandez, das nur durch seinen Absatz mit der verlaßnen öden Wüste des Meers ein Paradies geschienen hätte, sondern in der That einen Garten Eden.

Und dieses entzückende Eden mit Bäumen von dem wollüstigsten Wuchse, auf deren Zweigen überall sangreiche Vögel hüpfen, mit den mannigfaltigsten lieblichsten Blumen und den balsamischsten Kräutern überpflanzt: auf welchem Grunde, glauben Sie, daß die Hand der Natur es angelegt habe? — Eben auf jener verglühten Lava, die vor undenklicher Zeit Verderben und Entsetzen verbreitete, und die nun, nach einer Folge von Jahrhunderten, zu dem fruchtbarsten Boden der ganzen weiten Erde geworden ist. — Diese Umschaffung verderblicher Feuerströme zu Paradiesen, sollte sie nicht ein eben so geheiligtes Bild von dem Gebrauche werden, den die Vorsehung früher oder später vom Bösen macht, als es der Schmetterling, der aus seinem Grabe hervorgeht, von der Unsterblichkeit der Seele geworden ist?

Wir hatten noch einen sehr weiten Weg bis zur Geishöhle, dem gewöhnlichen Nachtlager, vor uns; aber wir konnten doch unmöglich der Versuchung widerstehen, unsre Maulthiere zu verlassen. und auf dem weichen buntfarbigen Teppich der Blumen zu ruhen. Der Wein, den unser mitgenommener Vorrath hergab, löschte bald unsern Durst; alle unsre Sinne waren gestärkt und wacher; der Geist des Gesprächs und des Lachens, der uns so ganz schien verlassen zu haben, kam mit neuer Munterkeit wieder, und wir fühlten uns gewiß auf dieser herrlichen Naturscene nicht minder glücklich, als der Mensch in seiner ursprünglichen Unschuld. Auch war in der That unsre Reise so unschuldig, und ich darf sagen, so fromm; es war eine Art von heiliger Wallfahrt: nicht um abergläubisch Sünden zu büßen, die nur ein künftiges besseres Leben austilgt; sondern um den liebreichen Vater der Natur, in dem weitesten Blick auf seine unaussprechlich herrliche Schöpfung, zu genießen und zu bewundern.

Doch so wollüstig auch unsere gewählte Lagerstätte war, so verließen wir sie bald ohne Reue; denn, wie auf Verabredung, riefen wir alle mit Einer Stimme: Weiter! weiter! Dieses Weiter blieb die Losung, so lange es die Höhe hinangieng: die Erwartung noch schönerer Scenen, die vor unserer Einbildung schwebten, spornte uns bald von jedem reizenden Anblick hinweg, und selbst der reizendste konnte uns nicht über Minuten fesseln. — Jetzt waren wir an der Höhle angelangt, auf deren dürrem Laube

wir ruhen, und zur Fortsetzung der Reise die Mitternachtsstunde erwarten wollten. Aber so einzige, so entzückende Aussichten um uns her: wie wäre es möglich gewesen, uns vor dem vollen Anbruch der Dunkelheit einer trägen Ruhe zu überlassen? So wie ich mich fühlte, war ich noch nie bei der aufgehenden Sonne so wach und heiter gewesen, als ich jetzt bei der untergehenden war. Unsre ganze Gesellschaft schweifte umher, der eine hier hin, der andere dort hin; und mich besonders führte mein Weg auf einen der nahe liegenden Berge, vielleicht eben denjenigen, dessen Aussicht der brittische Reisende mit so viel Entzücken beschreibt. Er hatte wohl Ursache zu diesem Entzücken: denn die unsägliche Mannigfaltigkeit von Gegenständen, die sich hier auf einmal dem Blicke aufschließt, ein Tempe Griechenlands und eine thebaische Wüste, auf eine einzige Fläche gezeichnet, und beide durch ihren schneidenden Gegensatz einander so mächtig hebend; hier Elysium, mit unzähligen Wohnsitzen durchflochten, und von Gewässeru durchströmt, die sich hundertfach in schöner Unordnung schlängeln; dort Ruinen ehemals blühender Städte und prachtvoller Tempel, die jetzt ihr sinkendes Haupt aus der meilenlangen, eisenfarbigen, felsenharten Lava hervorstreckten, — ein trauriges Denkmal der Vergänglichkeit irdischer Pracht! — dann wieder das gränzenlose, die krummen Ufer bespülende, Meer, mit hier und da einem Eiland; die bald sandigen, bald felsigen, bald fruchtbaren Küsten, von unzähligen Segeln wie von Bienen umschwärmt, — und was soll ich das große, nie zu vollendende Bild bis in seine kleinern Partieen zeichnen? — alles dies macht auf die Seele den tiefsten und zugleich den sonderbarsten Eindruck: einen Eindruck, wovon sich die Wollust dem nicht mittheilen läßt, der nie selbst etwas Aehnliches fühlte. Die Phantasie, welche die Lustgärten der Feen so reizend und die Wildnisse der Hölle so schrecklich schuf, hat noch nie ein Gemälde hervorzaubern können, wie es hier die große Künstlerinn, die Natur, dem erstaunten Auge so frei und so unnachahmlich hinwirft. —

Nach so viel Genüssen eines einzigen Tages, mein Freund, und jetzt noch zum Beschluß eine Wollust schmeckend, wie Tausende sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal ahnen, vielweniger fühlen: hätt' ich da noch fortfahren sollen zu wünschen? Hätt' ich nicht zufrieden nach meiner Höhle kehren, und die Begierde nach Mehr wenigstens bis auf morgen versparen sollen? Aber kaum war mein Auge von dem unendlich schönen Anblick nur halb gesättigt, so wandt' es sich schon gegen die schneebedeckte Kuppe des Aetna, die sich noch Millien weit über mir emporhob. — Wenn schon hier, dacht ich, auf der Hälfte der Höhe dieser Blick in die

Natur hinab so groß und so herrlich ist; wie mag er erst dort, am Rande jenes furchtbaren Schlundes seyn, wo auch im Rücken kein Gebirge mehr irgend eine Gegend Siciliens, oder des Meers, oder des Himmels verbaut, wo alle benachbarte Höhen bis zu Maulwurfshügeln verschwinden, und vielleicht der stolze Gesichtskreis sich bis an die Wohnung der Barbern hin, bis hin an die Ufer eines fremden Welttheils erweitert? — Ich verlor mich in der Fülle und Majestät dieser Bilder, die meine Phantasie um so leichter und kühner entwarf, da schon von dem wirklichen Genuß meine Sinne so trunken waren; und nun, in der zunehmenden Hitze meiner Begeisterung, ward jeder Gedanke zum lauten Worte. — O, rief ich aus, wenn nicht dort so wilde, so ungezähmte Orcane rasten; wenn nicht dieser traurige, unfruchtbare, ewige Winter den Gipfel unwohnbar machte, nicht Feuerfluthen und Schwefeldämpfe und Aschengüsse und emporgeschleuderte Felsenstücke jeden Augenblick mit Tod und Verderben drohten: — dort eine Warte zu bauen! dort auf dieser Spitze Siciliens und Europens, im ungesättigten Anschauen einer so überherrlichen Schöpfung, Sinne und Herz zu erquicken, und auf die Thorheiten der Menschen hinabzusehn, wie die Gottheit von ihrem Himmel darauf hinabsieht: welch ein Gedanke! welch ein großer, stolzer Gedanke! Und muß er denn mehr nicht, als das, muß er nur Gedanke, nur Traum seyn?

Ich hatte hohe Zeit, mich zu mäßigen und meinem Entzücken Gränzen zu setzen; denn schon brach die Dämmerung an, und nur eben mit ihrem letzten Schimmer fand ich mich zu meiner Höhle zurück. Meine Gefährten waren über mein Ausbleiben schon Alle in Unruhe; sie riefen so oft und so laut, daß es ihnen unmöglich werden mußte, meine Antwort zu hören. — Wir begaben uns jetzt unverzüglich zur Ruhe, und setzten dann unsre Reise zwar etwas später fort, als wir gewollt hatten, aber doch noch frühe genug, um beim Aufgang der Sonne auf dem Gipfel zu seyn. Die uns ringsumgebende, vom Sternenlicht nur sehr sparsam erhellte Finsterniß, das dann und wann vernommene hohle Aechzen des Berges, das vom Winde geschüttelte Waldlaub, die steilen Felsenstücke, die unsere Maulthiere mit langsamen, bedächtigem Schritt hinankeuchten; und was nun noch unsere aufgereizte, zu Schreckbildern gestimmte Phantasie hinzuthat: die unermeßlichen Höllenschlünde, über denen vielleicht dieses ganze kolossalische Gebirge nur eine leicht hingewölbte Brücke von schon baufälligen Bögen ist; diese Eindrücke und diese Bilder hielten uns Alle in schweigender Furcht, und übergossen uns mit eiskalten Schaudern. Aber noch unendlich schlimmer ward dieser Zustand, als plötzlich der Cyklop,

unser Führer, uns zurief: er verliere den Weg; er fürchte, uns an Oerter zu führen, von denen wir in unabsehliche Tiefen stürzen könnten; er beschwöre uns, so lieb uns das Leben sey, keinen Schritt weder vor- noch rückwärts zu thun. Wir mußten also, ungewiß ob nicht am Rande der Vernichtung, auf unsern Maulthieren halten, ohne Muth, nur ein Glied zu bewegen, ohne Muth, auch nur Athem zu schöpfen, in einer Lage, deren Peinliches und Grauenvolles zu schildern ich keine Worte habe. Nur zu sehr erkannten wir, als die Dämmerung sich endlich einstellte, die Wirklichkeit unserer Gefahr, aber auch zugleich die Mittel, ihr auszuweichen: wir erstiegen glücklich die Höhe, und unser Entzücken war gränzenlos, obgleich die beste unserer Hoffnungen, leider! dahin war, die schöne Hoffnung, früher, als der erste Strahl der Sonne, auf dem Gipfel zu seyn, und in dem großen Concerte der ganzen sie begeisternden Natur die ersten Stimmen zu werden.

Eben daß dieses fehlschlug, zeigt mir den Gedanken als völlig thörig, in der Beschreibung der Aussicht vom Aetna mit dem Britten zu wetteifern; denn gerade das Schönste, Hervorstechendste, Herrlichste seiner Schilderung würde der meinigen fehlen. Indessen trauern Sie über den Verlust, den Sie hierdurch erleiden, nur nicht zu sehr; an einer Schilderung durch bloße Worte, und wenn sie von der ersten Meisterhand käme, ist bei Gegenständen dieser Art immer so wenig, so nichts verloren. Selbst sich aufzumachen, selbst den Aetna zu erklettern, ist der hohe, aber billige Preis, wofür man einen der ersten Genüsse des Erdenlebens und ein Bild für die Phantasie ersteht, das alle übrige Bilder nicht bloß niederschlägt, sondern sie auslöscht. Die Natur ist in ihrer Einrichtung gerecht: sie will nicht, daß der Gemächliche, der auf den weichen Polstern seines Ruhebettes blieb, und den dringendsten Bitten seines Freundes, auch auf dieser Reise ihn zu begleiten, so hartnäckig widerstand, sie will nicht, daß er die Wonne des Unternehmenden theile, der den mühevollen Weg über Alpen und Apenninen entschlossen antrat, dem Gifthauch der pontinischen Sümpfe und dem tödtlichern des Syrocco Trotz bot, sich in der Nähe der berüchtigten Scylla wagte, und jetzt weder Hitze noch Frost, weder Gefahr noch Ermüdung scheute, um an einen Gipfel hinanzuklimmen, der von jeher das Erstaunen der Welt war.

9. Rosaliens Heiligthum.

Der Monte Pellegrino, eine große Felsenmasse, breiter als hoch, liegt an dem nordwestlichen Ende des Golfs von Palermo. Seine schöne Form läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Er bestehet aus einem grauen Kalkstein der ersten Epoche; die Felsen sind ganz nackt, kein Baum, kein Strauch wächst auf ihnen, kaum daß die flachliegenden Theile mit etwas Rasen und Moos bedeckt sind.

In einer Höhle dieses Berges entdeckte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Gebeine der heiligen Rosalie und brachte sie nach Palermo. Ihre Gegenwart befreite die Stadt von der Pest, und Rosalie war seit diesem Augenblicke die Schutzheilige des Volks: man baute ihr Capellen, und stellte zu ihrer Ehre glänzende Feierlichkeiten an.

Die Andächtigen wallfahrteten fleißig auf den Berg, und man erbaute mit großen Kosten einen Weg, der wie eine Wasserleitung auf Pfeilern und Bögen ruht, und in einem Zickzack zwischen zwei Klippen hinaufsteigt.

Der Andachtsort selbst ist der Demuth der Heiligen, welche sich dahin flüchtete, angemessener, als die prächtigen Feste, welche man ihrer völligen Entäußerung von der Welt zu Ehren anstellte. Und vielleicht hat die ganze Christenheit, welche nun achtzehnhundert Jahre ihren Besitz, ihre Pracht, ihre feierlichen Lustbarkeiten auf das Elend ihrer ersten Stifter und eifrigsten Bekenner gründet, keinen heiligen Ort aufzuweisen, der auf eine so unschuldige und gefühlvolle Art verziert und verehrt wäre.

Wenn man den Berg erstiegen hat, wendet man sich um eine Felsenecke, wo man gleich einer steilen Felswand gegenüber steht, an welche die Kirche und das Kloster gleichsam festgebaut sind.

Die Außenseite der Kirche hat nichts einladendes noch versprechendes; man eröffnet die Thüre ohne Erwartung, wird aber auf das wunderbarste überrascht, indem man hineintritt. Man befindet sich unter einer Halle, welche in der Breite der Kirche hinläuft, und gegen das Schiff zu offen ist. Man sieht in derselben die gewöhnlichen Gefäße mit Weihwasser und einige Beichtstühle. Das Schiff der Kirche ist ein offener Hof, der an der rechten Seite von rauhen Felsen, auf der linken von einer Continuation der Halle zugeschlossen wird. Er ist mit Steinplatten etwas abhängig belegt, damit das Regenwasser ablaufen kann; ein kleiner Brunnen steht ungefähr in der Mitte.

Die Höhle selbst ist zum Chor umgebildet, ohne daß man ihr von der natürlichen rauhen Gestalt etwas genommen hätte.

Einige Stufen führen hinauf: gleich steht der große Pult mit dem Chorbuche entgegen; auf beiden Seiten die Chorstühle. Alles wird von dem aus dem Hofe oder Schiff einfallenden Tageslicht erleuchtet. Tief hinten, in dem Dunkel der Höhle, steht der Hauptaltar in der Mitte.

Man hat, wie ich schon gesagt, an der Höhle nichts verändert; allein da die Felsen immer von Wasser träufeln, war es nöthig, den Ort trocken zu halten. Man hat dieses durch bleierne Rinnen bewirkt, welche man an den Kanten der Felsen hergeführt und verschiedentlich mit einander verbunden hat. Da sie oben breit sind und unten spitz zulaufen, auch mit einer schmutzig grünen Farbe angestrichen sind, so sieht es fast aus, als wenn die Höhle inwendig mit großen indianischen Feigen bewachsen wäre. Das Wasser wird theils seitwärts, theils hinten in einen klaren Behälter geleitet, woraus es die Gläubigen schöpfen und gegen allerlei Uebel gebrauchen.

Da ich diese Gegenstände genau betrachtete, trat ein Geistlicher zu mir und fragte mich: ob ich etwa ein Genueser sey und einige Messen wollte lesen lassen? Ich versetzte ihm darauf: ich sey mit einem Genueser nach Palermo gekommen, welcher morgen als an einem Festtage heraufsteigen würde. Da immer einer von uns zu Hause bleiben müßte, wäre ich heute heraufgegangen, mich umzusehen. Er versetzte darauf, ich möchte mich aller Freiheit bedienen, alles wohl betrachten, und meine Devotion verrichten. Besonders wies er mich an einen Altar, der links in der Höhle stand, als ein besonderes Heiligthum, und verließ mich.

Ich sahe durch die Oeffnungen eines großen aus Messing getriebenen Laubwerks Lampen unter dem Altar hervorschimmern, kniete ganz nahe davor hin, und blickte durch die Oeffnungen. Es war inwendig noch ein Gitterwerk von feinem geflochtenem Messingdrath vorgezogen, so daß man nur wie durch einen Flor den Gegenstand dahinter unterscheiden konnte.

Ein schönes Frauenzimmer erblickte ich bei dem Schein einiger stillen Lampen.

Sie lag, wie in einer Art von Entzückung, die Augen halb geschlossen, den Kopf nachlässig auf die rechte Hand gelegt, die mit vielen Ringen geschmückt war. Ich konnte das Bild nicht genug betrachten; es schien mir ganz besondere Reize zu haben. Ihr Gewand ist aus einem vergoldeten Blech getrieben, welches einen reich von Golde gewirkten Stoff gar gut nachahmt. Kopf und Hände von weißem Marmor sind, ich darf nicht sagen in einem hohen Styl, aber doch so natürlich und gefällig gearbeitet, daß man glaubr, sie müßte Athem holen und sich bewegen.

Ein kleiner Engel steht neben ihr und scheint ihr mit einem Lilienstängel Kühlung zuzuwehen.

An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Klosters sind noch einige, beinahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenheerden zum Schutz und zum natürlichen Stalle dienen.

---

10. Stonehenge in Wiltshire.

Wir fuhren nun über eine unabsehbare Ebene. Armseliges Haidekraut sproßt kümmerlich hier und da, nirgends ein Gegenstand, auf dem das Auge nur Momente haften könnte; die Lüneburger Haide ist ein Paradies dagegen.

Es war die berüchtigte Ebene von Salisbury, auf der wir uns jetzt befanden, ein ungeheurer Kirchhof, besäet mit uralten Gräbern längst entschlafener Helden, deren Namen im Strome der Zeiten untergieng. Wogen gleich, kaum noch sichtbar, erheben sich diese großen abgerundeten Hügel nur wenig über die graue düstere Fläche, und bloß an Einigen entdeckt man die Spur eines sie einst umgebenden Grabens. Der blaue Himmel wölbt sich lautlos darüber hin, kein Vogel singt in dieser Einöde, denn nirgends steht ein Strauch, auf den er sich niederlassen könnte.

Wir wollten schnell vorwärts und merkten doch kaum, daß wir weiter kamen. Kein Gegenstand bezeichnete unsern Weg; die Stelle, die wir verliessen, glich ganz genau der, auf welcher wir im nächsten Momente anlangten. Da sahen wir es am Horizonte aufsteigen wie Geistergestalten: grau, formlos, unvergleichbar mit Allem, was wir bis jetzt erblickt hatten, stand es da in einem Zauberkreise. Wir kamen näher und näher, noch immer wußten wir nicht, was wir sahen; jetzt hielt unser Wagen, und wir standen vor Stonehenge, dem ältesten Monumente der Vorzeit in England, vielleicht in ganz Europa.

Unförmliche, riesengroße Steine, sichtbar von Menschenhänden aufgestellt, erheben sich in ungeheuren Massen auf einer mäßigen, nur ganz allmählich emporsteigenden Anhöhe. Hohen Säulen gleich stehen sie in einem großen, tempelähnlichen Kreise, immer zwei und zwei näher an einander, welche dann ein großer ähnlicher Stein, wie ein Querbalken oder Gesims auf ihrer Spitze ruhend, mit einander verbindet. Einige der Säulen sowohl als der Querbalken sind umgesunken, dennoch bleibt die vollkommene runde Form des Ganzen deutlich. An den umgefallenen Steinen nimmt man noch wahr, wie sie befestigt waren, denn an jeder

der Säulen ist oben eine Art Spitze oder Knopf ausgehauen, freilich sehr roh und in ungeheuren Verhältnissen, und die quer darauf liegenden Steine haben zwei runde Vertiefungen an beiden Enden, welche genau auf jene Knöpfe passen. So bildete und verband sie die rohe, arme Kunst jener Zeiten fest und dauerhaft genug, um Jahrtausenden zu trotzen. Auch die Säulen tragen Spuren des Meißels, sie sind viereckig, aber ohne alle Idee einer Verzierung ganz roh behauen, an Höhe und Stärke einander nicht gleich, aber alle von erstaunenswürdiger Größe und Schwere.

Schon vor tausend Jahren standen sie wie jetzt, und jede Spur ihrer ersten Bestimmung, ihres Entstehens, war schon damals verschwunden. Jetzt hält man dies wunderbare Gebäude für die Ueberreste eines uralten Druidentempels. Hier ward das Feuer angebetet und die wohlthätige Sonne. Man hat beim Nachgraben unter diesen Steinen Spuren verbrannter Opfer gefunden; vielleicht bluteten sogar hier Menschen unter dem Opferstahle ihrer verblendeten Brüder.

Mitten in dem großen Kreise dieses alten Tempels entdeckte man Ueberbleibsel einer kleinern Abtheilung, von niedrigern Steinen gebildet. Einige derselben stehen noch; in ihrer Mitte liegt ein großer, platter Stein, wahrscheinlich der Altar, und diese Abtheilung war das nur von Priestern betretene innere Heiligthum. Dieser Altar-Stein ist von einem der ungeheuren herabgestürzten Quersteine des äußern Kreises in drei Stücke zerschmettert. Seitwärts, außer dem Kreise, liegt ein zweiter, dem Altar-Stein ähnlicher Stein von ungeheurer Größe.

Ungefähr dreißig Schritte vom großen Kreise stehen noch ein Paar der säulenartigen Steine aufgestellt, aber auch wohl dreißig Schritte weit von einander entfernt. Vielleicht bildeten sie hier einen noch größern Kreis, der jenen engern einschloß, eine Art Vorhalle des heiligen Tempels, denn gewiß ist das gigantische Werk, das wir anstaunten, nur ein kleiner Ueberrest von dem, was es Ungeheueres war in seiner Vollendung.

Wie diese gewaltigen Felsenmassen hergebracht wurden? welche fast übermenschliche Kräfte sie aufrichtete? ist undenkbar; doch fast eben so unbegreiflich, wie sie zerstört wurden. Vielleicht stürzte ein Erdbeben sie um, es öffnete sich die Erde und begrub zum Theil wieder in ihrem Schooße die ihm entrissenen Felsenstücke, welche sonst den ganzen Kreis bilden halfen und jetzt verschwunden sind, ohne daß es doch glaublich scheint, daß man sie zu anderm Gebrauche fortgeführt habe. Welch' ungeheure Kraft

wäre auch erforderlich gewesen zum Transport dieser Riesenmassen!

Was das Wunderbare noch mehr erhöht, die Steine bestehen aus einer Art Granit, wie er mehr als dreißig englische Meilen in der Runde nicht anzutreffen ist. Wie war es möglich, sie durch unwegsame Wälder, über Sumpf und Moor, Berg und Thal herzubringen? Wahrlich! wenn man sie sieht, man fühlt sich sehr geneigt, der Tradition des Volks Glauben beizumessen, welche sie für das Werk einer frühern Riesenwelt hält, der mächtige Geister zu Hülfe kamen. Der Eindruck, den der Anblick des Ganzen macht, läßt sich nicht beschreiben. Ein stilles Grauen ergriff uns in dieser öden Wildniß beim Anschauen eines Werks, dessen Urheber wir uns nicht deutlich zu denken vermochten und das vor uns stand, wie die Erscheinung aus einer andern Welt. Wir hatten Zeit, uns diesem Eindrucke zu überlassen, denn öde und traurig gieng unser Weg über die große Ebene hin, die sich immer gleich blieb, bis wir spät Abends die alte Stadt Winchester erreichten.

---

11. Pompeji.

Die drei folgenden Tage brachten wir gänzlich in den Ruinen von Pompeji zu, schliefen bloß in Torre dell' Annunziata und speisten in der an der Straße bei Pompeji gelegenen Taverna del Rapillo zu Mittag, bei den freundlichsten Leuten von der Welt. Welch ein Glück in dieser wunderschönen Gegend, nahe am dampfenden Vesuv, unfern dem blanken Spiegel des Meers, in den Gassen, Theatern, Märkten, Tempeln und Häusern dieser denkwürdigsten Ruine der ganzen Welt einsam einherzuwandeln! Wahrlich, wem es nicht genügt die wundervollen Alten aus der telescopischen Ferne ihres politischen Lebens zu schauen, wer vielmehr in der Nähe ihres Privatlebens dem eigenthümlichen Geist derselben unmittelbar vor Augen zu treten wünscht, den wird die Reise nach dieser, gleichsam noch halb lebendigen, Ruine nicht verdrießen und wenn er sie auch sonst mit verbundenen Augen machen müßte.

Da Pompeji bloß von Lavasand verschüttet wurde, so hatte sich gleichsam ein großer Grabhügel über dieser Stadt gebildet, der nun zum Theil aufgethan ist, so daß einige Gassen der Stadt jetzt wieder mit der heutigen Heerstraße, welche bei den Ruinen vorbeiführt, auf gleicher Ebene zu Tage liegen. Bekanntlich stürzte ein Theil der Stadt, noch ehe sie völlig verschüttet wurde, in ei-

nem frühern Erdbeben zusammen, nach welchem die Pompejaner anfiengen, ihre erschütterten Häuser wieder aufzubauen und auszubessern, und diese Ausbesserungen kann man heute noch sehr genau von dem ganzen alten Mauerwerk unterscheiden; auch sind die Schichten und Erdlager, welche die Stadt bedecken, sehr verschieden von einander.

Das erste und merkwürdigste aller Privatgebäude, worauf man stößt, wenn man durch den alten Eingang von Torre dell' Annunziata her in die Ruinen eintritt, ist das Landhaus des Freigelassenen Arrius in der Vorstadt; man kann an ihm die ganze häusliche Einrichtung der Alten kennen lernen, denn fast kein einziger Theil eines antiken, wohl eingerichteten Hauses wird vermißt. Wir bemerken aber gleich hier, daß die Privatgebäude der Alten in einem sehr kleinlichen Styl und ohne viel Bequemlichkeit erbaut gewesen seyn müssen, welches bei diesem Hause, einem der weitläufigsten in ganz Pompeji, dem man nur Dach und Thüren geben dürfte, um es bewohnbar zu machen, ganz klar vor Augen liegt. Die Zimmer sind so klein, daß man sich kaum darin umwenden kann, und wenn noch einiger Hausrath hineingestellt wurde, dann muß es beinahe unmöglich gewesen seyn, sich aus der Stelle zu bewegen. In den geringern Bürgerhäusern aber mögen die Alten gar wie Schaafe übereinander gelegen haben. Die meisten Gebäude haben nur ein Stockwerk und in dem kleinen Raum des eigentlich bewohnten Theils dieses Landhauses zählten wir über sechs und dreißig Gemächer, davon die meisten drei bis vier Schritte breit und höchstens noch einmal so lang waren.

Die Fußböden sind auch hier musivisch, aus kleinen würfelförmigen Steinen, mit außerordentlicher Zierlichkeit und großem Reichthum der Erfindung zusammengesetzt; kein Muster gleicht dem andern, und jedes der vielen Zimmer hat eine besondere Zeichnung. In der That ist die Sorgfalt und Pracht, welche auch bloße Privatleute im Alterthum an die Fußböden ihrer Zimmer verschwendeten, denn alle sind Mosaik, in neuen Zeiten aus Italien gänzlich verschwunden; denn selbst in den Riesenpalästen der Doria, Colonna und anderer wandelt man auf bloß geglättetem Estrich, selten auf Marmorplatten, die die Alten verschmähten; der Vatican aber verdankt einige prachtvolle Fußböden den Villen des Cicero und Hadrian.

Fenster sind hin und wieder auch angebracht, sehr oft aber kömmt alles Licht bloß durch die Thür: nämlich selbst wenn diese zugesperrt war, bedeckte sie nicht die ganze Oeffnung der Mauer, sondern ließ oberhalb einen freien Raum, damit Hellung in das Gemach dringen konnte.

Höchst merkwürdig ist die zweckmäßige Einrichtung eines antiken warmen Privat-Bades, das man, so viel uns bekannt, nirgends in ähnlicher Vollkommenheit steht. Einige Stufen über der Ebene der andern Gemächer erhaben liegen in zusammenhängender Folge drei Gradationszimmer. Erstlich das Apodyterium oder Frigidarium, neben welchem ein kleines viereckiges Gemach, wahrscheinlich ein Dispensatorium oder Vorrathszimmer, angebracht ist, in welches man unmittelbar aus dem Bade tritt. Aus dem Apodyterium geht man zweitens ins Tepidarium, welches zwar noch nicht über dem heizenden Ofen liegt, doch aber schon eine weit wärmere Temperatur hatte, als das Apodyterium. In der Wand nämlich, welche das Tepidarium von dem darauf folgenden heißen Caldarium scheidet, ist ein rundes, trompetenförmiges Loch angebracht, durch welches die Luft im Tepidarium geheizt wurde; diese Oeffnung aber konnte nach Belieben verschlossen und geöffnet werden, damit, wenn der Badende ins Caldarium getreten war, er die Luft gehörig temperiren konnte. Das letzte Gradationszimmer ist eben dies Caldarium oder das eigentliche Badegemach, welches über einem sehr zweckmäßig eingerichteten Ofen steht, auch scheinen ringsum hinter den Wänden Wärmeleitungen angebracht gewesen zu seyn. Es ist überall wohl verschlossen, damit man sich auf keine Weise verkälten konnte

Hier und in fast allen Gebäuden der Stadt, namentlich in dem nicht weit vom Landhaus des Arrius entfernten Landhaus des Cicero, findet man eine Menge unerklärlicher Winkel und Löcher, die kaum zu etwas zu brauchen wären, und es ist unbegreiflich, welchen Zweck sie bei den Alten haben mochten.

Der Guß des Vulcansandes muß für die armen Pompejaner ganz die furchtbare Wirkung einer plötzlichen Ueberschwemmung gehabt haben, denn, wie in noch unausgeräumten Kellern zu sehen ist, hat er alle diese Räume auf eine fast unbegreifliche Weise bis beinahe oben an die Decke erfüllt, zum Beispiel den Weinkeller des Cicero. Die Weinkrüge, aus denen dieser treffliche Redner seine geläufige Zunge labte, sahen wir nicht ohne Erstaunen noch heut, wie vor achtzehnhundert Jahren, schief an die Mauer gelehnt da stehen, denn nachdem man den Schutt weggeräumt hatte, brachte man sie sehr sorgfältig in ihre alte Lage zurück.

In dieser Straße sieht man zwei halbzirkelförmige, erhöhte Rundele mit Sitzen für die Spaziergänger; das eine ist zugleich ein Denkmal einer gewissen Mamia, offen und unbedeckt, und man sieht, daß der Platz mit Bedacht gewählt wurde, denn die Aussicht von diesem Rundele nach dem Meere, dem Vesuv und Castellamare ist unendlich schön. Das zweite Rundel ist erst ganz

kürzlich ausgegraben worden; es ist aber eine bedeckte Halle und roth bemalt, wie denn roth und gelb, aufs grellste neben einandergestellt, die Lieblingsfarbe der Pompejaner gewesen zu seyn scheint. Auch hier finden sich runde Bänke zur Bequemlichkeit der Vorübergehenden, und wir flüchteten uns gleichfalls vor der unausstehlichen Sonnenhitze in diese kühle Grotte.

Die ganze Via Consularis und alle Pompejanische Gassen sind ganz so gepflastert, wie noch heut Neapel und alle Oerter dieser Gegend, nämlich mit schwärzlichgrauen vulcanischen Platten, die unregelmaßigen Polygonen gleichen. So war auch, wie die noch übrigen Stücke beweisen, das Pflaster der Appischen und Flaminischen Straße bereitet und keinesweges aus viereckigen Mühlsteinen, wie viele behaupten, zusammengesetzt, denn platte Mühlsteine nach Art der unsrigen hatten die Alten bekanntlich gar nicht, sondern sie bedienten sich zum Mahlen hoher kegelförmiger Steinspitzen, welche also zum Pflastern nicht wohl gebraucht werden konnten, und wenn es, gegen alle Wahrscheinlichkeit, dennoch geschehen wäre, so hätte man doch hin und wieder einige derselben auffinden müssen.

Außerordentlich niedlich sind die Buden für Oel und warme Getränke oder die Thermopolien eingerichtet: der Verkäufer stand hinter einem rechtwinklichten Umschrot, dergleichen wir noch heute bei uns in allen ähnlichen Buden sehen; dieser Bord war auf's zierlichste mit Marmor belegt, in den die Tassen, so wie sie gebraucht hingesetzt wurden, runde Ringe eingeätzt haben, welche noch deutlich zu sehen sind. In der einen Ecke des Umschrots sieht man kleine stufenförmige Erhöhungen, gleichfalls mit Marmor belegt, auf welchen, nach den eingeätzten Ringen zu schließen, die Tassen eben so aufgestellt wurden.

Die Buden der Bäcker sind leicht an den Mühlen zu erkennen, welche folgende Einrichtung haben: Auf einer runden Basis steht ein Kegel, gleich einem runden Zuckerhut gestaltet; über denselben ist ein genau anschließender Trichter gestürzt, der oberhalb eine weite Schale hat, das Getreide aufzunehmen, und an der Seite zwei Henkel, Hebebäume hindurch zu stecken, um diese schwere Bekleidung des Kegels zu drehen. Aus der obern Schale sickerte durch ein Loch das Getreide zwischen den Kegel und den gedrehten Trichter, wodurch es alsbald zermalmt wurde. Es versteht sich, daß das Material der Mühle, Stein und Kegel und Basis, aus einem Stück gemacht ist. Die Oefen der Bäcker sind sehr gut erhalten, äußerst zweckmäßig, und gleichen ungefähr unsern Bäckeröfen; über dem Präfurnium oder Ofenloch ist die Esse angebracht.

Die Alten müssen außerordentlich viel auf Inschriften gehalten haben. Ueberall sieht man welche: einer z. B. hatte an die Hausschwelle „Salve“ musivisch einsetzen lassen; und besonders eigenthümlich ist, daß an den Häusern häufig mit großen Buchstaben Namen, vielleicht der Eigenthümer, jedoch immer im Accusativ angeschrieben stehen, z. B. „M. Tullium“ und dergleichen; manche glauben daher, es seyen Acclamationen der Clienten und etwa „salvere jubeo“ zu suppliren. Am Stadtthor fanden wir den letzten Comödienzettel angeschrieben und bemerkt, daß sich auch Tänzer und Equilibristen dem Volke zeigen würden.

Die öffentlichen Gebäude, welche außer den Tempeln jetzt zu Tage liegen, nämlich das Theater, das Amphitheater und das Odeum, sind vorzüglich wohl erhalten und sicher die lehrreichsten Gebäude dieser Art, welche überhaupt vorhanden sind; besonders das komische Theater, oder, nach der alten Inschrift, das Odeum, könnte nach wenigen Vorbereitungen sogleich wieder gebraucht werden, so auch das Amphitheater. Etwas mehr hat das tragische Theater gelitten.

Hinter dem Odeum führt ein Gang aus demselben ins tragische Theater. Hier, wie in allen Schauhäusern der Alten, ist die Eintheilung der Sitzreihen, bekanntermaßen, erstlich concentrisch in verschiedene Caveen und zweitens dem Radius nach in Cuneos: daher die Benennung: z. B. „cavea secunda, cuneus quartus, gradus septimus“ und hiernach waren auch die metallnen Theaterbillete der Alten eingerichtet, deren man viele in den königlichen Museen aufbewahrt. Auf denselben wird der Name des vorzustellenden Stücks und seines Verfassers angegeben und zugleich die Nummer des Cuneus, der Cavea und des Gradus bestimmt, in welche sich der Träger des Billets zu begeben hatte, damit kein unnöthiges Gedränge entstünde. Die erste Cavea, das heißt die, welche der Orchestra zunächst liegt, hat breite und niedrige Gradus, die keineswegs zum Sitzen geschickt waren, weil die Kniee an das Kinn gestoßen hätten: deshalb standen Stühle für die Vornehmen auf denselben. Die zweite Cavea enthält die eigentlichen stufenförmigen Sitze, und die dritte Cavea nimmt die Gallerie und die Logen für die stehenden Männer und die Weiber ein. Diese drei Caveen sind von einander durch höhere Borde-Präcinctionen, oder Diazomata genannt, abgesondert.

Das komische Theater oder Odeum hat indeß eigentlich nur eine Präcinction; die Gallerie oder dritte Cavea ist von der zweiten durch keine breite Stufe, welche oft die Stelle einer Präcinction vertritt, sondern durch eine Mauer geschieden. Auch hat das Theater nur zwei Vomitorien, nicht sechs, wie man gewöhn-

lich angiebt, ohne die beiden großen Seitenthüren, die eigentlich keine Vomitorien sind, und die beiden äußern Treppen haben keine Vomitorien.

Es ist wohl zu merken, daß die obern Sitzreihen des Odeums nicht im völligen Halbzirkel herum laufen, und die Gradus ebenfalls, so wie die Scene, äußerlich von einer geraden Mauer eingeschlossen sind, so daß dieses Gebäude von außen ganz viereckig erscheint. Der lange, unserm Orchester ähnliche Corridor vor dem Proscenium, dessen Spuren wir auch in Taormina sahen, diente hier vielleicht bloß zum Durchgange. Die Haupteingänge des Odeums sind, ganz so wie im tragischen Theater, zu beiden Seiten da, wo die Sitzreihen an die Scena anstoßen; allein das Odeum hat nur je ein Thor, das tragische Theater aber je zwei auf beiden Seiten neben einander. Ueber diesen Thoren sind die vornehmsten Sitze, z. B. für den Prätor, dessen Sella curulis man noch im tragischen Theater auf dieser Stelle ruhig stehen fand. Zu diesen erhabenen Sitzen begaben sich solche Standespersonen auf kleinen Treppen, die an den Thoren nach der Seite der Scene zu angelegt waren, so daß sie gerade in den vorhin erwähnten Corridor vor dem Proscenium trafen. Zu diesen Treppen aber konnte man nicht durch die Hauptthore gelangen, durch welche man allein in die Orchestra und zur Cavea Prima eintrat, auf deren niedrigen Stufen Stühle, vielleicht für Senatoren und Ritter, gesetzt waren, sondern durch zwei kleinere, an der Scene neben den großen Thoren befindliche Pforten, deren Schwellen gleiches Nivell mit dem aufgelegten Pulpitum der Scene hatten. So stiegen die Prätoren und die ihnen gegenüber sitzenden Vestalinnen, vielleicht ohne selbst mit denen, welche in der Cavea Prima saßen, in Berührung zu kommen, über die Bühne nach den hohen Sitzen. Die Scene des Odeum ist, ohne alle Verzierung, in geraden Linien erbaut und unterscheidet sich dadurch sehr von der mit vielen Verzierungen, als ob es die Vorderseite eines großen Palastes wäre, ausgeschweift erbauten tragischen Scene; das Odeum ist indeß doch auch mit feinkörnigem Bildmarmor ausgelegt, das tragische Theater aber scheint beinahe damit auf's prächtigste ganz und gar überzogen gewesen zu seyn.

Wir suchten einen ungefähren Ueberschlag von der Menge der Zuschauer zu machen, die beide Theater zu fassen im Stande wären. Erstens das viel kleinere Odeum: Auf den vier breiten Sitzreihen der Cavea I., in der Orchestra, konnten etwa 117 Personen Platz haben. In der Cavea II. hat die erste Sitzreihe, der Orchestra zunächst, 108 Palmen, die längste, welche in die Mitte fällt, da die obern Gradus nicht ganz im Halbzirkel herumgehen,

172, also im Durchschnitt eine Reihe etwa 140 Palmen. Da nun zwei Palmen für eine Person zum Sitzen hinreichen, so faßten die 18 Sitzreihen dieser Cavea 1260 Personen. In der Gallerie oder Cavea III. konnten theils stehen, theils sitzen etwa 200: also faßte das Odeum ungefähr 1580 Zuschauer. Der Diameter beträgt innen 122 Palmen.

Das tragische Theater faßte in der Orchestra, also der Cavea I., auf 90 Marmorblöcken, welche je einer zwei Stühle tragen konnten, etwa 180 Personen in vier Sitzreihen. In der Cavea II. hat die längste Sitzreihe 105 Schritt, die kürzeste unten 50: im Durchschnitt also ungefähr 80. Rechnet man nun etwa auf je zwei Schritt drei Personen, so giengen auf die zwanzig Reihen der Cavea II. ungefähr 2400. Die Cavea III. besteht in diesem Theater aus mehren Theilen: erstlich in den vier Sitzreihen unter der Logengallerie, jede zu 125 Schritt angenommen, konnten 744 Personen Raum haben. Zweitens in der Logengallerie über der Mauer, an welcher die Balken zum Aufspannen des deckenden Segeltuches befindlich waren, etwa 500. So faßte das ganze Theater in seinen drei Caveen 3824. — Das Amphitheater faßte, wie wir bald sehen werden, gewiß über 18,000 Menschen; woraus man offenbar einen ziemlich sichern Schluß theils auf die nicht unbedeutende Bevölkerung von Pompeji machen kann, das dem gemäß wohl an dreißig bis vierzig tausend Einwohner gehabt haben muß, da, wenn man auch annimmt, daß sich viele fremde Zuschauer zu solchen Spielen einfanden, doch eine große Menge Weiber, fast alle Sclaven und ganz gemeine Leute nicht Eingang hatten; theils ergiebt sich hieraus das Interesse, welches die Pompejaner an den Scenen des Odeums, des Theaters und Amphitheaters nahmen. Das Odeum mag daher wohl nur zu Musik und Declamationen gedient haben, an denen der Haufe schon weit weniger Antheil nahm, als an großen tragischen Vorstellungen, geschweige denn als an den Mordscenen des Amphitheaters. Diese beiden Theater liegen an dem großen Forum der Pompejaner und viel niedriger als der große Porticus bei denselben, so daß man von diesem auf einer Treppe durch das tragische Theater in das Forum herabsteigen muß.

Das Amphitheater ist von den Antiquaren zwar schon lange gekannt, allein, vielleicht weil es mehremale wieder verschüttet wurde, noch keineswegs mit hinlänglicher Sorgfalt beschrieben worden; darum bringen wir hier einige, vielleicht nicht ganz überflüssige, Bemerkungen und Zusätze bei. Dieses Amphitheater scheint beinahe das wohlerhaltenste Gebäude dieser Art zu seyn, das uns aus dem Alterthum übrig geblieben, und nirgends, so

wie hier, kann man eine gleichsam sonnenhelle Vorstellung von der Einrichtung der alten Amphitheater gewinnen. Wie mächtig wird unsre ganze Seele erschüttert, wenn wir durch die Thore in die wiederhallende Arena eintreten, wo, wie es scheint, noch eben das Brüllen der wilden Bestien und das Geschrei der kämpfenden Fechter ertönte! Rings um am Borde der Arena sahen wir mit ganz frischen Farben Gladiatoren, Lituusbläser, wüthende Stiere und kämpfende Löwen, in den vortrefflichsten Zügen, drohend und sprechend angemalt. Wir warten nur, daß sich die breiten Sitze füllen und das blutige Schauspiel seinen Anfang nehme.

Das Amphitheater liegt noch innerhalb der Stadtmauer, deren Lauf man sehr gut verfolgen kann; es ist von außen nur zum Theil vom Schutt befreit und daselbst offenbaren sich Bögen, die, obgleich viel kleiner, denen des Coliseums gleichen. Durch zwei prächtige Thore, die an den Enden der Ellipse angebracht sind, tritt man in die Arena ein, deren längster Durchmesser 82, der kleine 40 und der Umfang etwa 200 Schritt beträgt. Leider hat man in der Arena, nachdem man einmal die alte Oberfläche erreicht hatte, keine weitere Nachgrabungen angestellt, man würde sonst vermuthlich auf ähnliche Entdeckungen stoßen, wie in der Arena des Flavischen Amphitheaters, und wie wichtig wäre es, beide zu vergleichen! Das Podium ist elftehalb Palmen hoch und so frisch bemalt, daß es jeden billig in Erstaunen setzte. Ein Lituusbläser ist mit einer Art Beinharnisch bekleidet, welcher ganz den ungeheuren Stiefeln gleicht, deren sich unsere Cuirassiere ehemals, oder noch jetzt die Postillione in Frankreich bedienen. Die angemalten Stiere und Löwen sind voll herrlichen Ausdrucks.

Tritt man in die beiden einander gegenüber liegenden Hauptthore, so sieht man rechts und links je einen kleinen Behälter, der wohl schwerlich, wie man vermuthen könnte, zur Aufbewahrung der Bestien diente, denn es sind überhaupt nur vier und zwar sehr kleine Behälter, auch haben wir diese Käfige anderwärts nie an den Thoren angebracht gefunden.

Unter den Sitzreihen läuft ein großer Corridor elliptisch herum, und aus ihm gehen dann Treppen in die verschiedenen Abtheilungen der Sitze oder in die Caveen, und zwar folgendermaßen: In gewissen Entfernungen von einander sind in diesem Corridor Thore angebracht in der Seite, die nach der Arena liegt. Tritt man in eins dieser Thore hinein, so liegen rechts und links sich gegenüber ziemlich breite Treppen nach dem Gradus hinauf und mittelst dieser Treppen gelangt man in die Caveen II und III. Zwischen je zwei solcher Doppeltreppen liegt eine kleinere schmälere Thüre, gleichfalls nach der Arena hingerichtet, und von der

Schwelle dieser Thür führt eine verhältnißmäßig schmälere Treppe geradeaus, nicht seitwärts, nach der Cavea I., die unmittelbar hinter dem Podium liegt. Diese Thüren und Treppen sind natürlich deshalb schmäler, weil sie zum kleinsten Theile des Amphitheaters führen. Durch diese kleinen Thüren und Treppen also gelangen wir auf die Sitzreihen, und zwar deren ersten Cavea, und finden, daß die Gradus in drei solche Caveen abgetheilt sind, über welchen dann auf dem obern Saume die Logen und hinter den Logen auf gleicher Ebene die Gallerie für die stehenden Zuschauer liegen, so daß das Ganze dem gemäß aus fünf Abtheilungen besteht. Wir betrachten jede einzelne.

Die Cavea I. wird durch das Podium und die erste drei Palmen hohe Präcinction eingeschlossen nnd ist durch letztere von allen übrigen Sitzreihen völlig getrennt, so daß, wer aus der ersten Cavea in die zweite, und umgekehrt, sich begeben will, erst in den vorhin erwähnten, unter den Sitzen herumlaufenden, Corridor zurück gehen und durch das gehörige Thor und die gehörige Treppe eintreten muß. Weder diese Sitze noch die der andern Caveen sind mit Marmor belegt, sondern sie bestehn alle aus vulcanischen Steinen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß am obern Rande des Podiums auch hier die bekannten Vorrichtungen gegen das Aufspringen der Bestien, nämlich die glatten, sich drehenden Metallcylinder, die ehernen Netze und Gitter, deren die alten Schriftsteller gedenken, angebracht seyn mußten, denn ein Sprung von elftehalb Palmen Höhe wäre eine wahre Kleinigkeit für einen Löwen oder Tiger, und die Arena lag wirklich nicht tiefer als man heut gegraben hat, was unter andern auch aus den untern Säumen und Gemälden des Podium klar ist. Die Cavea I. wird durch zwei Quermauern, oder Barrieren, etwa eines Palmes dick, auf jeder Seite in drei, also rundum in sechs Abtheilungen geschieden: diejenigen viere, welche an den Thoren zu beiden Seiten, also an beiden Enden der Ellipse liegen, haben fünf gewöhnliche Gradus; die beiden übrigen aber, in der Mitte des elliptischen Kreises auf jeder Seite liegen bleibenden Abtheilungen, haben nur vier, jedoch ziemlich breite Gradus, die aber nicht zum Sitzen auf dem Stein selbst, sondern für Stühle eingerichtet sind, folglich also den Sitzen in der Orchestra beider Pompejanischen Theater, so wie auch den letzten breiten Stufen im Syracusaner Theater entsprechen, und für die Vornehmern bestimmt waren. In dieser und auch in den höhern Caveen konnten die Zuschauer nicht sehen, was unmittelbar am Podium auf ihrer Seite vorgieng.

Begeben wir uns nun auf der kleinen Treppe zurück nach dem großen Corridor und steigen wir auf den großen Doppeltreppen hinan, so befinden wir uns in der Cavea II. hinter der ersten Präcinction. Diese Cavea enthält zwölf Sitzreihen und ist oben von der dritten Cavea durch einen zwei Palmen hohen Bord abgesondert. Die obersten Sitzreihen dieser Cavea laufen schon ohne Unterbrechung über den beiden Hauptthoren an den Enden der Ellipse hinweg und rings um das ganze Amphitheater herum, während natürlich die untern Sitzreihen durch die Giebel der Thore unterbrochen werden.

Aus der zweiten Cavea steigt man unmittelbar in die Cavea III. Sie ist durch jenen Bord und eine Präcinction von vier Palmen Breite von der Cavea II. abgesondert, enthält sechszehn Sitzreihen und wird oben durch die Mauer begränzt, auf der die Logen stehen. Alle drei Caveen enthalten also zwei bis drei und dreißig Sitzreihen, da sich in der ersten Cavea theils vier, theils fünf befinden.

Im Allgemeinen ist von ihnen zu merken, daß jede einen besondern Ort hat, die Füße bequem zu stellen, wie in Syracus, und daß alle in 21 Cuneos, durch die viertehalb Palmen breiten Treppen, welche zu den Vomitorien führen, abgetheilt sind. Die höchste Sitzreihe der Cavea III., die rings an der Logenmauer herumläuft, hat 400 Schritt, und die erste Reihe der Cavea I., zunächst dem Podium, 200: im Durchschnitt also eine Sitzreihe etwa 300 Schritt, und rechnet man, daß auf zwei Schritt Raum drei Personen Platz haben, so faßt eine Reihe im Durchschnitt ungefähr 450 Personen, welches in allen 33 Reihen der drei Caveen 14,850 Personen beträgt.

Wir kommen nun zur vierten und fünften Abtheilung des Amphitheaters, das heißt zu den Logen und der hinter ihnen auf gleicher Ebene herumlaufenden Gallerie. Beide Theile sind die merkwürdigsten, weil in diesem Gebäude ganz allein sie sich theils wirklich erhalten haben, theils nach dem antiken Modell sorgfältig wieder hergestellt worden sind. Von dem Gradus gelangt man zu vierzig Thüren oder Vomitorien, welche in einer Mauer angebracht sind, die den obern Saum der Sitzreihen elliptisch umbordet und auf der die Logen und die hinter denselben befindliche Gallerie stehen. Diese vierzig Vomitorien führen ins Freie hinaus vor das Theater, wo man sich natürlich um so viel, als die zwei bis drei und dreißig Stufen und das Podium betragen, höher als das Nivell der Arena befindet. Auf dieser Mauer, die vierzehn Palmen breit und neun hoch ist, stehen gleichsam wie ein zweites Stockwerk die Logen; sie sind völlig unbedeckt und hinter

denselben läuft eine Gallerie oder ein Corridor von sechs Palmen Breite, gleichfalls von der Höhe der Logen und unbedeckt umher. In diese Gallerie gelangt man von außen des Theaters her durch Thore, die in der äußern Mauer des Amphitheaters angebracht sind, und in denen, ganz so wie im großen Corridor unter den Sitzen, rechts und links einander gegenüber, breite Treppen hinauf liegen, die nach der Gallerie führen, jedoch kann man diese Treppen selbst von außen nicht sehen, da sie sich innerhalb der äußern Mauer des Amphitheaters befinden. Durch sie gelangt man unmittelbar auf die hintere Gallerie, welche im Rücken durch die äußere Mauer des Amphitheaters umbordet wird. Unter je zwei solcher breiten Treppen, wo ihr Thor zwischen ihnen nicht eintrifft, gehen mehre jener vierzig Vomitorien von der dritten Cavea ins Freie; da indessen solcher Doppeltreppen im ganzen Umfange des Amphitheaters nur sechs vorhanden sind, so gehen natürlich sehr viele Vomitorien von den Gradus ins Freie heraus, ohne gerade unter solchen Doppeltreppen zu liegen.

Befindet man sich auf der Gallerie, so tritt man durch Eingänge von derselben in die nach der Arena zu ganz offenen Logen ein. Es ist aber wohl zu merken, daß nicht jede Loge ihren besondern Eingang hat, sondern je zwei Logen mit Eingängen, zwei andere ohne Eingänge zwischen sich einschließen, so daß also durch den einen Eingang die Loge selbst, in welche er führt, und noch ihre beiden Nachbarinnen, ihr rechts und links zur Seite liegend, angefüllt wurden. Aus der Eingangsloge aber gelangt man in die beiden Seitenlogen, ohne Eingang von der Gallerie aus, dadurch, daß man aus jener heraus gegen die Arena tritt, und auf einem breiten Borde, der vor allen diesen Logen umherläuft, in dieselben rechts und links eingeht. Ferner sind jene Doppeltreppen klüglich so gelegt, daß sie zu den Logen mit Eingängen führen, die ohne Eingänge aber mitteninne liegen lassen.

So ist dies ungeheure Gebäude mit der größten Einfachheit, Vollkommenheit und Verhältnißmäßigkeit in allen seinen Theilen erbaut, und wir können einem so wohl eingerichteten Plan unsere höchste Bewunderung nicht versagen. Sitze haben die Logen nicht, sondern man muß entweder stehen oder Sessel aufstellen lassen. Eine jede hat elf Palmen Länge und sieben Palmen Breite; rings um waren ehedem 120, nur wenige davon sind noch antik, viele genau nach dem Modell der alten hergestellt, die meisten liegen in Ruin, doch so, daß man sehr genau ihre alte Einrichtung erkennen kann, die übrigen sind ganz verschwunden nnd nur ihre Substruction geblieben, nämlich viereckige Mauern, nach denselben Maßen, die einen leeren Raum einschließen, der vielleicht

anderweitig benutzt wurde. Die vierzig Vomitorien sind so gestellt, daß sie unter die vierzig Logen treffen, welche einen Eingang haben.

In einer Loge von elf Palmen Länge und sieben Palmen Breite konnten zwei Reihen, jede zu fünf Personen, bequem sitzen; also hatten 10 Personen sitzend und wenigstens 15 stehend Platz; in 120 Logen hatten folglich 1200 Sitzende Raum, in der hinter den Logen umher laufenden Gallerie, die sechs Palmen breit und, nach Abrechnung des Raums, den die Doppeltreppen einnehmen, etwa 400 Schritt lang ist, hatten, wenn wir wiederum auf jeden Doppelschritt drei Personen rechnen wollen, in zwei Reihen ebenfalls an 1200 Sitzende Platz, so daß also in Logen und Gallerie sehr bequem 2400 Personen zum Sitzen Raum hatten. Stehen konnten in jeder Loge 15 Personen, in allen also 1800; desgleichen in der Gallerie standen wohl eben so viel, folglich in beiden zusammen 3600 Personen. Rechnen wir hierzu die Menge von 14,850, welche in den drei Caveen saßen, so hatten in diesem Amphitheater überhaupt 17,450 Sitzende, oder 18,450 Stehende Raum. Wenn man nun annimmt, daß auf den Treppen im Corridor, in den Buden, Durchgängen und Kammern sich wohl auch ein Paar Tausend aufhielten, so ist klar, daß sich in diesem ungeheuern Schauhause an 20,000 Menschen zu gleicher Zeit bequem aufhalten konnten.

In der Nähe des von Championet schon früher entdeckten Hauses hat man neuerdings einen ganzen Tempel, ein Forum und einige daran stoßende Gebäude ausgegraben. Der Tempel ist, wie alle griechischen, ein Viereck von zwölf Säulen Länge und sechs Säulen Breite, welches hier 76 Schritt in der ersten Division und etwas über 30 in der zweiten beträgt. Indeß unterscheidet er sich von den meisten dadurch, daß kein Säulencorridor von außen, sondern eine Mauer, inwendig mit halben Säulen, ihn umschließt. Dagegen ist die Cella von Säulen, 12 in der Länge, 4 in der Breite, umgeben, um welche doch sonst eine Mauer gezogen zu seyn pflegt. Im Hintergrunde dieses Tempels ist eine altarförmige Erhöhung angebracht, wie die Scene eines Theaters, auf drei Seiten von vier Säulen umgeben, nach dem Tempel zu aber ganz offen. Rechts und links führen Treppen zu diesem Sanctuarium hinauf, unten ist es hohl, so daß man hindurch gehen und sich in die viereckigen Räume begeben kann, die zu beiden Seiten desselben liegen bleiben. Vor diesem Heiligthum steht ein kleiner viereckiger Altar, gegen die gewöhnliche Einrichtung der Tempel. Hieraus und aus der Aehnlichkeit dieses Sanctuariums mit der erhabenen kleinen Bühne im Isistempel folgern

wir vielleicht nicht ohne Grund, daß dieser Tempel gleichfalls einer ägyptischen Gottheit gewidmet war; darauf scheint auch die solide Mauer, die den Tempel von außen umgiebt, hinzudeuten. Diese Mauern sind übrigens inwendig eben so geschmacklos gelb und roth angestrichen, wie die Pompejanischen Gemächer überhaupt. Die Säulen selbst sind ziemlich stark, allein nur von Backsteinen erbaut und mit Tünche überzogen.

Aus dem Tempel selbst tritt man in einen Vorplatz oder ein Vestibulum, über einige Stufen herab, das nach dem Forum zu vor der Hauptvorderseite des Tempels liegt, und von hier aus führen wieder fünf Ausgänge auf das Forum, die durch eine Art Fallgatter zum Schieben, wie auch das Hauptthor der Stadt selbst eingerichtet war, verschlossen werden konnten; man kann dies aus den Fugen für die Gatter in den Werkstücken der Ausgänge abnehmen. Zur Seite des Vestibulums in der Gasse, welche zwischen dem Tempel und Championets-Hause hinläuft, liegt eine Treppe, welche entweder auf das Dach des Tempels, oder, dafern es bedeckt war, auf das Dach des Vestibulums führte.

Aus jenem Vestibulum tritt man auf das Forum, einen großen viereckigen Raum, mit einer doppelten, theilweise noch jetzt vorhandenen Colonnade verziert. Der mittlere viereckige Platz auf demselben ist ein vertieftes Impluvium, ganz so wie es die Privathäuser im Kleinen, und das schon längst bekannte Forum im Großen haben. In demselben stehn einige viereckige Gemäuer wie Triumphbögen, Monumente oder Grabmäler gestaltet. Eins davon ist, laut Inschrift, einem gewissen Sallustius geweihet und trug wahrscheinlich eine Statue. Auf einem zerstückten Gesims liest man noch folgende verstümmelte Worte: .... ordiae. Augusta ..... demque dedicavit L. F. Sacerdos. P. ... ve .... unia .... fec ... icum. C. F.

An der einen Seite des Forums liegen drei mit den herrlichsten Marmorplatten auf's prächtigste ausgetäfelte Säle, nur durch kleine Zwischenräume von einander getrennt. Sie nehmen die ganze Länge des Forums ein und der mittlere hat im Hintergrunde einen vorspringenden altarmäßigen Aufsatz, die beiden andern zur Rechten und Linken dagegen zurücktretende halbrunde Nischen. Vermuthlich dienten diese Säle zu besondern Versammlungsplätzen für Senatoren, Richter, Kaufleute und dergleichen, denn es ist bekannt, daß solche öffentliche Gebäude am Forum zu liegen pflegten. Die zunächst daran stoßende, der Façade des Tempels gegenüber liegende Seite des Forums ist von Privatgebäuden eingenommen, wie die im Accusativ angeschriebenen Namen der vermuthlichen Besitzer zeigen. Sie sind erst zum Theil

vom Schutt befreit, zum Theil schauen ihre Zimmer und Wände noch aus demselben seltsam heraus. Dabei führt die eine Hauptgasse von Pompeji nach dem Amphitheater hin vorbei.

Endlich befindet sich an der Seite des Forums, welche den drei Sälen gegenüber liegt, ein viereckiger Platz, zum Theil von Mauern umgeben, in welchen Nischen angebracht sind, dabei liegt ein großes Piedestal; sonst findet man keine Spuren von Säulen und dergleichen. Der Schutt ist zwar noch nicht ganz bei Seite geräumt, allein dieser Raum ist offenbar auch ein Markt, Forum oder etwas dem ähnliches gewesen.

Noch ist ganz kürzlich in der Gegend, wo die erste große Hauptstraße, die vom Thore herläuft, sich nach Osten hin wendet, ein großes Privathaus mit mehreren Höfen, Vestibulis und Impluviis gefunden worden, das zwar ganz dieselbe Einrichtung wie alle übrige Häuser hat, diese aber an Umfang bei weitem übertrifft. In derselben Gasse liegen sehr viele Buden von Oelverkäufern, in welchen man sich über die Unreinlichkeit der Alten sehr verwundern muß: nämlich die Oelgefäße sind fest eingemauert, so daß sie nie ordentlich rein gemacht werden konnten.

So verlebten wir im Herzen des Alterthums glückselige Stunden, stellten uns in der Curia voll Erstaunen auf das Tribunal, das der richtende Prätor eben verlassen zu haben scheint, und verkrochen uns vor der brennenden Mittagshitze etwa in das Schlafgemach vielleicht einer Pompejanerinn, welche Gemächer meistentheils mit den niedlichsten Bildern ausgemalt waren. Wenn zuweilen viele Spaziergänger und Fremde in den aufgedeckten Straßen umherzogen, so schien wahrlich die Stadt neu bevölkert zu seyn, allein es gab einen sonderbaren Contrast: Pariser Fräcke und modische Damen in den alten Gassen der Pompejaner! Zu Mittag und Abends speiseten wir bei einer artigen Wirthinn in der Taverna del Rapillo, zogen mit dem Avemaria im Glanz des Abendroths nach Torre dell' Annunziata zurück und kamen bei frühem Morgen wieder. Als wir die schöne Frau am letzten Abende versicherten, nun kämen wir nicht mehr zurück, gab sie uns ihren Segen und entließ uns unter dem Geleit der Madonna; wir aber begaben uns über Torre del Greco nach Resina und Portici.

12. Syrakus.

Heute will ich fröhlich, fröhlich seyn,
Keine Weise, keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrein:
Und der König soll mir das nicht wehren.

So singt Asmus den ersten May in Wandsbeck; so kann ich ja wohl vier Wochen früher den ersten April in Syrakus singen: so froh bin ich; ob ich gleich vor einigen Stunden beinahe in dem Syrakasumpfe ersoffen oder erstickt wäre. Wo fange ich an? Wo höre ich auf? Wenn man in Syrakus nicht weit von der Arethuse sitzt und einem Freunde im Vaterlande schreibt, so stürmen die Gegenstände auf den Geist: vergieb mir also ein Bischen Unordnung.

So wie ich zum Thore herein war, und eine Straße hinauf schlenderte, — wohl zu merken, mein Sack hielt keine große Peripherie, und ich konnte ihn mit seinem Inhalt leicht in den Taschen bergen, — so rief mir ein Mann aus seiner Bude zu: Vous êtes étranger, Monsieur, et vous cherchez une auberge? — Vous l'avez touché, Monsieur! sagte ich. — Ayez la bonté d'entrer un peu dans mon attelier; j'aurai l'honneur de vous servir. Ich trat ein. Der Mann war ein Hutmacher, Franzose von Geburt, und schon seit vielen Jahren ansäßig in Syrakus. Er begleitete mich in ein ziemlich leidliches Wirthshaus, das auch Landolina nachher als das beste nannte. Die Nahrung, wenigstens das Hutmachen, ist in Syrakus so schlecht, daß mein Franzose es gern zufrieden war, bei mir so ein Mittelding von Haushofmeister und Cicerone zu machen. Ich traf Landolina das Erstemal nicht: er war auf einem Landgute. In einer Festung kann ich doch gutwillig nicht bleiben, wenn man mich nicht einsperrt; ich lief also hinaus an den Hafen, nämlich an den großen, oder an den Meerbusen: denn der kleinere auf der andern Seite, nach den Steinbrüchen zu, hat jetzt nichts merkwürdiges mehr, soviel auch Agathokles Marmor daran verschwendet haben soll. Ich ging gerade fort über den Anapus, weit hinüber über das Olympeum, und wäre vielleicht bis an die andere Abtheilung des Berges hinunter gegangen, wenn der Tag nicht schon zu tief gewesen wäre. Ich bin doch schon ziemlich weit gegen Süden gewandelt; denn, wenn ich nicht irre, so segelte in den punischen Kriegen der Römer Otacilius von hier aus nach Afrika, machte große Beute in Utika, und war den dritten Abend wieder zurück. Ob Syrakus oder Lilybäum der Ort war, von dem er ausfuhr, darüber wird Dir Dein Livius Bescheid geben: wer kann alles behalten? Du siehst

doch, daß ich, wenn ich sonst nur ein ächter Weidmann wäre, in einigen Tagen die Jagdpartie des frommen Aeneas und der Frau Dido mitmachen könnte.

Plemmyrium liegt hier vor mir und sieht sehr wild aus, und hat jetzt durchaus nichts mehr, das nur einen Spaziergang werth wäre. Eine zweite Sumpfgegend hielt mich auf; sonst wäre ich doch wohl noch etwas weiter gegangen. Auf dem Rückwege setzte ich mich ein Viertelstündchen an die zwei Säulen, die für die Ueberreste von dem Tempel des Jupiter Olympius gelten. Es versteht sich, daß die Tempel des Göttervaters meistens auch eine schöne Aussicht gewähren; hier ist sie herrlich. Indem ich sie genoß, setzte ich mich in die Zeit zurück, wo Dionysius eben so willkührlich den Haushofmeister der Olympier als den Zuchtmeister der Sterblichen machte. Und die Geschichte des Mantels und Bartes ist eben so charakteristisch, als des Dichters, der seine Verse nicht loben wollte. Als ich wieder über den Anapus herüber war, dachte ich gerade nach Neapolis heraufzuschneiden und so einen etwas andern Weg zurück zu nehmen. Die Sonne stand noch nicht ganz am Rande, ich sah alles vor mir und dachte den Gang noch recht bequem zu machen. Aber, o Syraka! Syraka! An solchen Orten sollte man durchaus mit der Karte in der Hand gehen. Ehe ich mir's versah, war ich im Sumpfe; ich dachte es zu zwingen, und kam immer tiefer hinein: ich dachte nun rechts umzukehren, um keinen zu großen Umweg zu machen; und da fiel ich denn einigemal bis an den Gürtel in noch etwas schlimmers als Wasser. Es war Abend, und ich fürchtete, man möchte das Thor schließen, wo man denn eben so unerbittlich ist als in Hamburg. Endlich arbeitete ich mich doch mit vielem Schweiß in einem nicht gar erbaulichen Aufzug wieder auf den Weg, und kam so eben vor Thorschluß herein. Mein Franzose, der auf mich in meinem Wirthshause wartete, war schon meinetwegen in Angst, und erzählte mir nun Wunderdinge von dem Sumpfe. Vor einiger Zeit, als die Franzosen hier waren, hatten einige Offiziere gejagt. Einer der Herren verläuft sich auf einem kleinen Abstecher in den Syraka, denkt wie ich, ist aber nicht so glücklich, und sinkt bis fast unter die Arme hinein. Er kann sich nicht herausbringen, ruft umsonst und feuert mit seinem Gewehr um Hülfe: darauf kommen seine Kameraden und müssen ihn nach vielem vergeblichen Recognosciren von allen Seiten mit Stricken herausziehen. Laß Dir es also nicht einfallen, wenn Du rechts am Anapus spazieren geheſt, gerade hinüber nach der schönen Anhöhe zu gehen: bleib' hübsch auf dem Wege, sonst kömmst Du, wie wir, in eine schmutzige Tiefe, in den Syraka.

Eben komme ich von einem Spazierritt mit Landolina zurück. Der Mann verdient ganz das enthusiastische Lob, das ihm mehrere Reisende geben: ich habe es an mir erfahren. Er ist einigemal mit wahrhaft freundschaftlicher Theilnahme mit mir weit herum geritten und gegangen. Du weißt, daß er Ritter ist, und er hatte versprochen, mich zu Pferde in meinem Quartier abzuholen. Ich hatte mir also auch einen ordentlichen Gaul bestellt, so stattlich, als man ihn in Syrakus finden konnte, um dem Manne durch meine zu barocke Cavalcade nicht Schande zu machen. Wir ritten weit hinaus bis nach Epipolä, wo wir unsere Pferde ließen und nach den äußersten Festungswerken der alten Stadt über viele Felsen zu Fuße gingen. Hier besah ich mit dem besten Führer, den Du vermuthlich in ganz Sicilien in jeder Rücksicht finden kannst, die Schlösser Labdalon und Euryalus. Die ausführlichere Beschreibung mit dem Plan magst Du bei Barthels sehen: alles würde doch bei mir, wie bei ihm, Landolina gehören. Wir waren schon weit umher gestiegen, und setzten uns hier auf eine der höchsten Stellen der alten Festung nieder, um rund um uns her zu schauen. Ich halte dieses halbe Stündchen für eines der schönsten, die ich genossen habe, wenn ich nur die Melancholie heraus wischen könnte, die für die Menschheit darin war. Von dieser Spitze übersah man die ganze große ungeheuere Fläche der ehemaligen Stadt, die nun halb als Ruine und halb als Wildniß da liegt. Rechts hinunter zog sich die alte Mauer nach Neapolis, dem Syraka und dem Hafen; links hinab gieng bis an's Meer die gegen vier Millien lange berühmte neuere Mauer, welche Dionysius in so kurzer Zeit gegen die Karthager aufführen ließ. Von beiden sieht man noch den Gang durch die Trümmern, und hier und da noch mächtige Werkstücke aufgefügt. Tief hinunter nach der Insel, die jetzt das Städtchen ausmacht, liegen die Scenen der Größe des ehemaligen Syrakus, die nunmehr kaum das Auge auffindet. Rechts kommt der Anapus in dem Thale zwischen den Bergen hervor, und weiter hin jenseits zieht sich eine lange Kette des Hybla rund um die Erdspitze herum. Hinter uns lag der mons crinitus, wo die Athenienser bei der unglücklichen Unternehmung gegen Sicilien standen. Dort unten rechts an der alten Mauer, welche die Herren von Athen umsonst angriffen, stand das Haus des Timoleon, wo man bei der kleinen Mühle noch die Trümmer zeigt. Links hier unten brach Marcellus herein, drang dort hervor bis in die Gegend des kleinen Hafens, wo der schöpferische Geist Archimeds mit dem Feuer des Himmels seine Schiffe verzehrte: dort stand er im Lager und wagte es lange nicht, weiter zu gehen, weil er sich hier vor der starken Besatzung

der Außenwerke in Epipolä fürchtete. Dort weiter links hinunter auf der Ebene liegt der Acker, den der Verräther erhielt, welcher die Römer führte. Weiter hinab lag Thapsus, und in der Ferne Augusta, jenseits eines andern Meerbusens. Hier hätte ich Tage lang sitzen mögen, mit dem Thukydides und Diodor in der Hand. Diese Schlösser sind vielleicht das wichtigste, was wir aus dem Kriegswesen der Alten noch haben: und wenn sich ein Militär von Kenntnissen und Genie Zeit nehmen wollte, sie zu untersuchen, es würde eine angenehme sehr lehrreiche Unterhaltung werden. Die Arbeit ist von ziemlichem Umfang, und die Neuern haben an Solidität und Größe schwerlich etwas ähnliches aufzuweisen. Wenn sie nicht etwas zu weit von der Stadt lagen, würden sie derselben von unendlichem Nutzen gewesen seyn. Aber so waren es durch die Lage bloß sehr feste Außenwerke, deren Wichtigkeit vorzüglich der peloponnesische Krieg gezeigt hatte. Die Athenienser hatten die Mauer rechts von der Seite des Anapus nicht zwingen können: ihre Anzahl war vermuthlich zu geringe, und sie hatten keinen Alcibiades zum Führer mehr. Die Römer drangen durch die große Linie links. Wäre diese Linie kürzer gewesen, oder mit andern Worten, hätte die Hauptbefestigung nicht zu weit hinaus gelegen; es wäre vielleicht dem Marcellus trotz der Verrätherei nicht gelungen. Jede Dehnung schwächt, wo man sie nicht in der offenen Schlacht zum Manöver benutzen kann.

Jetzt sitze ich hier und lese den Theokrit in seiner Vaterstadt. Ich wollte, Du wärest bei mir und wir könnten das Vergnügen theilen, so würde es größer werden. Mein eigenes Exemplar hatte ich, um ganz leicht zu seyn, aus Unachtsamkeit mit in Palermo gelassen, bat mir ihn also von Landolina aus. Dieser gab mir mit vieler Artigkeit die Ausgabe eines Deutschen, von unserm Stroth; und dieses nehmliche Exemplar war ein Geschenk von Stroth an Münter, und von Münter an Landolina, und ich las nun darin an der Arethuse. Der Ideengang hat etwas magisches. — Sey nur ruhig; ich habe jetzt zu viel Vergnügen dabei und meine Stiefelsohlen sind noch ganz; Du sollst hier mit keiner Uebersetzung geplagt werden.

Auch heute komme ich von einem Spaziergang mit Landolina zurück. Wir waren nur in der Nähe, in der alten Neapolis, die aber wirklich das Interessanteste der alten Ueberreste enthält. Die Antiquare sind dem unermüdeten patriotischen Eifer Landolina's unendlich viel schuldig. Er hat eine Menge Säulen des alten Forums wieder aufgefunden, welche die Lage desselben genauer bestimmen. Es lag natürlich gleich an dem Hafen, und besteht jetzt meistens aus Gärten und einem offenen Platze gleich vor dem je-

zigen einzigen Landthore. Etwas rechts weiter hinauf hat Landolina das römische Amphitheater besser aufgeräumt und hier und da Corridore zu Tage gefördert, die jetzt zu Mauleseleien dienen. Die Römer trugen ihre blutigen Schauspiele überall hin. Die Arena giebt jetzt einen schönen Garten mit der üppigsten Vegetation. Weiter rechts hinauf ist das alte große griechische Theater, fast rund herum in Felsen gehauen. Rechts, wo der natürliche Felsen nicht weit genug hinaus reichte, war etwas angebaut, und dort hat es natürlich am meisten gelitten. Die Inschrift, über deren Aechtheit und Alter man sich zankt, ist jetzt noch ziemlich deutlich zu lesen. Es läßt sich viel dawider sagen, und sie beweis't wohl weiter nichts als die Existenz einer Königin, Philistis, von welcher auch Münzen vorhanden sind, von der aber die Geschichte weiter nichts sagt. Die Wasserleitung geht nahe am Theater weg; vermuthlich brachte sie ehemals auch das Wasser hinein. Die Leute waren etwas nachlässig gewesen, so daß ein Zug Wasser gerade auf den Stein mit der Inschrift floß, die etwas mit Gesträuchen überwachsen war. Landolina gerieth darüber billig in heftigen Unwillen, schalt den Müller und ließ es auf der Stelle abändern. Gegenüber steht eine Kapelle an dem Orte, wo Cicero das Grab des Archimedes gefunden haben will. Wir fanden freilich nichts mehr: aber es ist doch schon ein eigenes Gefühl, daß wir es finden würden, wenn es noch da wäre, und daß vermuthlich in dieser kleinen Peripherie der große Mann begraben liegt. Nun giengen wir durch den Begräbnißweg hinauf und oben rechts herum, auf der Fläche von Neapolis fort. Es würde zu weitläufig werden, wenn ich Dir alle die verschiedenen Gestalten der kleinen und größern Begräbnißkammern beschreiben wollte. Wir giengen zu den Latomien und zwar zu dem berüchtigten Ohre des Dionysius. Akustisch genug ist es ausgehauen und man hat ihm nicht ohne Grund diesen Namen gegeben. Ein Blättchen Papier, das man am Eingange zerreißt, macht ein bedeutendes Geräusch, und wenn man stark in die Hand klatscht, giebt es einen Knall, wie ein Büchsenschuß, nur etwas dumpfer. Wir wandelten durch die ganze Tiefe, und darin hin und her. Landolina zeigte mir vorzüglich die Art, wie es ausgehauen war, die ich Dir eben als Laie nicht mechanisch genau beschreiben kann. Man hob sich von unten hinauf auf Gerüsten, wovon man noch die Vertiefungen in dem Felsen sieht, und erhielt dadurch eine Höhlung von einem etwas schneckenförmigen Gang, der ihm wohl vorzüglich die lange Dauer gesichert hat. Bei Neapel habe ich, wenn ich nicht irre, etwas ähnliches in den Steingruben des Posilippo bemerkt. Nirgends ist aber die Methode so vollendet ausgearbeitet, wie hier

in diesem Ohre. Ob Dionysius dasselbe habe hauen lassen, ließe sich noch bezweifeln, obgleich Cicero der Meinung zu seyn scheint; aber daß er es zu einem Gefängnisse habe einrichten lassen, hat wohl seine Richtigkeit. Cicero nennt es einen schrecklichen Kerker. Hin und wieder sieht man noch Ringe in dem Felsen, in der Höhe und an dem Boden, und auch einige durchgebrochene Höhlungen, in denen Ringe gewesen seyn mögen. Diese gelten für Maschinen, die Gefangenen anzuschließen. Wer kann darüber etwas bestimmen? Oben am Eingange ist das Kämmerchen, welches ehemals für das Lauscheplätzchen des Dionysius galt. Es gehört jetzt viel Maschinerie dazu, von unten hinauf oder von oben herab dahin zu kommen. Ich bin also nicht darin gewesen. Landolina erklärt das Ganze für eine Fabel, die Tzetzes zuerst erzählt habe. Dieses Behältniß hat durch Erdbeben sehr gelitten; an der tiefen Höhle selbst aber, oder an dem eigentlichen Ohre, ist kein Schade geschehen. Gleich an dem Eingange hat Landolina eine eingestürzte Treppe entdeckt, die er mir zeigte. Die Stufen in den zusammengestürzten Felsenstücken sind zu deutlich; und es läßt sich wohl etwas anders nicht daraus machen, als eine Treppe. Man nimmt an, diese habe durch einen verdeckten Gang in das Gefängniß geführt, durch welche der Tyrann selbst Gefangene von Bedeutung hierher brachte. Mit dem Dichter, der seine Verse nicht loben wollte, wird er wohl nicht so viel Umstände gemacht haben. Landolina sagte mir, er habe sich vor einigen Jahren durch Maschinen mit einigen Engländern in das obere kleine Behältniß bringen lassen und eine Menge Experimente gemacht; man höre aber nichts als ein verworrenes dumpfes Geräusch.

Die Spießbürger von Syrakus lassen sich aber den hübschen Roman nicht so leicht nehmen; und gestern Abend räsonnirte einer von ihnen gegen mich bei einer Flasche Syrakuser verfänglich genug darüber ungefähr so: „Wozu soll das Kämmerchen oben gewesen seyn? Zum Anfange einer neuen Steingrube, wozu man es gewöhnlich machen will, ist es an einem sehr unschicklichen Orte, und rund umher sind weit bessere Stellen. Die Treppe, welche Landolina selbst entdeckt hat, führt gerade dahin; kann nach der Lage nirgends anders hinführen. Wenn man jetzt oben nichts deutlich mehr hört, so ist das kein Beweis, daß man ehedem nichts deutlich hörte. Die Erdbeben haben an dem Eingange vieles zertrümmert und eingestürzt, also auch sehr leicht die Akustik verändern können. Man sagt, Dionysius habe hier in dieser Gegend der Stadt keinen Pallast gehabt. Zugegeben, daß dieses wahr sey, so war dieses desto besser für ihn, allen Argwohn seiner nahen Gegenwart zu entfernen. Er konnte deßwegen bei wich-

tigen Vorfällen sich immer die Mühe geben, von Epipolä hierher zu kommen und zu hören: ein Tyrann ist durch seine Spione und Kreaturen überall. Dionysius war keiner von den bequemen sybaritischen Volksquälern. Damit läugne ich nicht, daß er draußen in Epipolä noch mehrere Gefängnisse mag gehabt haben. Man hatte in Paris weit mehre, als wir hier in Syrakus." Ich überlasse es den Gelehrten, die Gründe des ehrlichen Mannes zu widerlegen; ich habe nichts von dem Meinigen hinzu gethan. Mir däucht, für einen Bürger von Syrakus schließt er nicht ganz übel.

In dem Vorhofe des sogenannten Ohres treiben jetzt die Seiler ihr Wesen, und vor demselben sind die Intervallen der Felsenklüfte mit kleinen Gärten, vorzüglich von Feigenbäumen, romantisch durchpflanzt. Weiterhin ist ein anderer Steinbruch, der einer wahren Feerey gleicht. Er ist von einer ziemlichen Tiefe, durchaus nicht zugänglich, als nur durch einen einzigen Eingang nach der Stadtseite, den der Besitzer hat verschließen lassen. Von oben kann man das ganze kleine magische Etablissement übersehen, das aus den niedlichsten Partien von inländischen und ausländischen Bäumen und Blumen besteht. Die Pflaumen standen eben jetzt in der schönsten Blüte, und ich war überrascht, hier den vaterländischen Baum zu finden, den ich fast in ganz Sicilien nicht weiter gesehen habe. Er braucht hier in dem heißeren Himmelsstrich den Schatten der Tiefe. Das vorzüglichste, was ich mit Landolina auf diesem Gange noch sah, war ein tief verschüttetes altes Haus, dessen Dach vielleicht ursprünglich sich schon unter der Erde befand. Das Eigene dieses Hauses sind die mit Kalk gefüllten irdenen Röhren in der Bekleidung und Dachung, über deren Zweck die Gelehrten durchaus keine sehr wahrscheinliche Conjectur machen können. Vielleicht war es ein Bad, und der Eigenthümer hielt dies für ein Mittel, es trocken zu halten, da diese Röhren vermuthlich Luft von außen empfingen und die Feuchtigkeit der Wände mit abzogen. Der enge Raum und die innere Einrichtung sind für diese Vermuthung des Landolina. Nicht weit davon ist eine alte Presse für Wein oder Oel in Felsen gehauen, die noch so gut erhalten ist, daß, wenn man wollte, sie mit wenig Mühe in Gang gesetzt werden könnte.

Bei den Kapuzinern am Meere, in der Gegend des kleinen Marmorhafens, sind die großen Latomien, die vermuthlich die furchtbaren Gefängnisse für die Athenienser im peloponnesischen Kriege waren. Ich bin einige Mal ziemlich lange darin herum gewandelt. Die Mönche haben jetzt ihre Gärten darin angelegt, aus denen noch eben so wenig Erlösung seyn würde. Man könnte

sie noch heut zu Tage zu eben dem Behuf gebrauchen, und zehn Mann könnten ohne Gefahr zehntausend ganz sicher bewachen. Der Gebrauch zu Gefängnissen im Kriege mag sich auch nicht auf das damalige Beispiel eingeschränkt haben; dieses war nur das größte, fürchterlichste und gräßlichste. Die Mönche bewirtheten mich mit schönen Orangen, und bedauerten, daß die Engländer schon die besten alle aufgegessen und mitgenommen hätten, sagten aber nicht dabei, wie viel das Kloster Geschenke dafür erhalten haben mag: denn man bezahlt gewöhnlich dergleichen Höflichkeiten ziemlich theuer. Hier hat man einen ähnlichen Gang, wie das Ohr des Dionysius; er ist aber nicht ausgeführt worden, weil man vermuthlich den Stein zu dem Behufe nicht tauglich fand. Man kann stundenlang hier herum spazieren, und findet immer wieder irgend etwas groteskes und abentheuerliches, das man noch nicht gesehen hat. Wenn man nun die alte Geschichte zurückruft, so erhält das Ganze ein sonderbares Interesse, das man vielleicht an keinem Platze des Erdbodens in diesem Grade wieder findet. Besonders rührend war mir an Ort und Stelle die bekannte Anekdote, daß viele Gefangene sich aus der schrecklichen Lage bloß durch einige Verse des Euripides erlös'ten: und mir deucht, ein schöneres Opfer ist nie einem Dichter gebracht worden. In dem heutigen Syrakus oder dem alten Inselchen Ortygia ist jetzt nichts merkwürdiges mehr, als der alte Minerventempel und die Arethuse. Diese Quelle ist, wenn man auch mit keiner Silbe an die alte Fabel denkt, bis heute noch eine der schönsten und sonderbarsten, die es vielleicht giebt. Wenn sie auch nicht vom Alpheus kömmt, so kömmt sie doch gewiß von dem festen Boden der Insel; und schon dieser Gang ist wundersam genug. Wo einmal etwas da ist, kömmt es den Dichtern auf einige Grade Erhöhung nicht an, zumal den Griechen. Ich habe bei Landolina eine ganze ziemlich lange Abhandlung über die Arethuse gesehen, die er mit vieler Gelehrsamkeit und vielem Scharfsinn aus der ganzen Peripherie der griechischen und lateinischen Literatur von ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag zusammen getragen hat. In Sicilien und Italien dankt ihm jetzt Niemand für diese Arbeit: es wäre aber für die übrigen Länder von Europa zu wünschen, daß sie bekannter würde. Vielleicht läßt er sie noch in Florenz drucken. Mehres davon ist durch seine Freunde schon im Auslande bekannt. Er hat eine Menge sonderbarer Erscheinungen an der Quelle bemerkt, die mit dem Wasser des Alpheus Analogie haben, und die vielleicht zu der Fabel Veranlassung geben konnten. Sie quillt zuweilen roth, nimmt zuweilen ab und bleibt zuweilen ganz weg, daß man trocken tief in die Höhle hin-

ein gehen kann; und dieses zu einer Zeit, wo sie nach den gewöhnlichen physischen Wetterberechnungen stärker quellen sollte. Sie vertreibt Sommersprossen, welches selbst Landolina zu glauben schien. Durch diese Gabe muß die Nymphe nothwendig schon die Göttinn der Damen werden. Aehnliche Erscheinungen will man an dem Alpheus bemerkt haben. Nun kamen die Griechen von dort herüber, und brachten ihre Mythen und ihre Liebe zu denselben mit sich auf die Insel; so war die Fabel gemacht: das Andenken des vaterländischen Flusses war ihnen willkommen. Die neueste Veränderung mit der Quelle findet man, däucht mir, noch in Barthels zum Nachtrage in einem Briefe, der höchst wahrscheinlich auch von Landolina ist. Seitdem ist das Wasser süß geblieben, heißt es. Ich fand eine Menge Wäscherinnen an der reichen, schönen Quelle. Das Wasser ist gewöhnlich rein und hell, aber nicht mehr, wie ehemals, ungewöhnlich schön. Ich stieg so tief als möglich hinunter und schöpfte mit der hohlen Hand: man kann zwar das Wasser trinken, aber süß kann man es wohl kaum nennen; es schmeckt noch immer etwas brackisch, wie das meiste Wasser der Brunnen in Holland. Die Vermischung mit dem Meere muß also durch die neueste Veränderung noch nicht gänzlich wieder gehoben seyn. Alles Wasser auf der kleinen Insel hat die nämliche Beschaffenheit, und gehört wahrscheinlich durchaus zu der nämlichen Quelle. In der Kirche Sanct Philippi ist eine alte tiefe, tiefe Gruft mit einer ziemlich bequemen Wendeltreppe hinab, wo unten Wasser von der nämlichen Beschaffenheit ist; nur fand ich es noch etwas salziger: das mag vielleicht von der großen Tiefe und dem beständig verschlossenen Raum herkommen. Landolina hält es für das alte Lustralwasser, welches man oft in griechischen Tempeln fand. Sehr möglich; es läßt sich gegen die Vermuthung nichts sagen. Aber kann es nicht eben sowohl ein gewöhnlicher Brunnen zum öffentlichen Gebrauch gewesen seyn? Er hatte unstreitig das nämliche Schicksal mit der Arethuse in den verschiedenen Erderschütterungen. Man weiß, die Insel machte bei den alten Tyrannen von Syrakus die Hauptfestung der Stadt aus. Man hatte außer der Arethuse wenig Wasser in den Werken. Diese schöne Quelle liegt dicht am Meere und war sehr bekannt. Der Feind konnte Mittel finden, sie zu nehmen oder zu verderben. War der Gedanke, sich noch einen Wasserplatz auf diesen Fall zu verschaffen und ihn vielleicht geheim zu halten, nicht sehr natürlich? Ich will die Vermuthung nicht weiter verfolgen und eben so wenig hartnäckig behaupten. Das Wasser, als Lustralwasser, konnte nebenher auch die politische Reservebestimmung haben.

13. Die Häuser des Landmanns im Osnabrück'schen.

Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses, und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner andern Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthinn zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die herein kommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immersort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen, und alle Thüren auf- und zugehen, höret ihr Vieh fressen, die Weberinn schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafkammer wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthüre aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Heerde ist der schönste unter allen, und wer den Heerd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Dorle (den Flur) absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehes nicht mehr. Die Einfuhrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Spinnrade am Feuer geht verloren, und wer vollends seine Pferde in einem besondern Stalle, seine Kühe in einem andern, und seine Schweine im dritten hat, und in einem eigenen Gebäude drischt, der hat zehnmal soviel Wände und Dächer zu unterhalten, und muß den ganzen Tag mit Besichtigen und Aufsichthaben zubringen.

Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, hält den Lehm trocken, wärmt Haus und Vieh, und wird mit leichter Mühe von dem Wirthe selbst ausgebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen, und deckt zugleich die Schweinekoben, und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Ausfahrt, wo angespannt wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehre Vortheile zu vereinigen.

14. Neapel.

a) Campanien.

(Aus Plinius Naturgeschichte.)

„Ja Campanien allein wäre einer weitläufigen Beschreibung werth.

So glücklich, anmuthig, selig sind jene Gegenden, daß man erkennt, an diesem Orte habe die Natur sich ihres Werks erfreut.

Denn diese Lebensluft, diese immer heilsame Milde des Himmels, so fruchtbare Felder, so sonnige Hügel, so unschädliche Waldungen, so schattige Haine, so nutzbare Wälder, so luftige Berge, so ausgebreitete Saaten, solch eine Fülle von Reben und Oelbäumen, so edle Wolle der Schafe, so fette Nacken der Stiere, so viel Seen, so ein Reichthum von durchwässernden Flüssen und Quellen, so viele Meere, so viele Häfen! Die Erde selbst, die ihren Schoß überall dem Handel eröffnet, und gleichsam dem Menschen nachzuhelfen begierig, ihre Arme in das Meer hinaus streckt.

Ich erwähne nicht die Fähigkeiten der Menschen, ihre Gebräuche, ihre Kräfte, und wie viele Völker sie durch Sprache und Hand überwunden haben.

Von diesem Lande fällten die Griechen das ehrenvollste Urtheil, ein Volk, das sich selbst unmäßig zu rühmen pflegte, indem sie einen Theil davon Großgriechenland nannten.“

b) Lebensgenuß des Volks in und um Neapel.

Eine ausgezeichnete Fröhlichkeit erblickt man da überall mit dem größten theilnehmenden Vergnügen. Die vielfarbigen bunten Blumen und Früchte, mit welchen die Natur sich ziert, scheinen den Menschen einzuladen, sich und alle seine Geräthschaften mit so hohen Farben als möglich auszuputzen. Seidene Tücher und Binden, Blumen auf den Hüten, schmücken einen jeden, der es einigermaßen vermag. Stühle und Commoden in den geringsten Häusern sind auf vergoldetem Grund mit bunten Blumen geziert. Sogar die einspännigen Caleschen sind hochroth angestrichen, das Schnitzwerk vergoldet, die Pferde davor mit gemachten Blumen, hochrothen Quasten und Rauschgold ausgeputzt. Manche haben Federbüsche, andere sogar kleine Fähnchen auf den Köpfen, die sich im Laufen nach jeder Bewegung drehen. Wir pflegen gewöhnlich die Liebhaberei zu bunten Farben barbarisch und geschmacklos zu nennen: sie kann es auch auf gewisse Weise seyn und werden;

allein unter einem recht heitern und blauen Himmel ist eigentlich nichts bunt, denn nichts vermag den Glanz der Sonne und ihren Wiederschein im Meer zu überglänzen. Die lebhafteste Farbe wird durch das gewaltige Licht gedämpft, und weil alle Farben, jedes Grün der Bäume und Pflanzen, das gelbe, braune, rothe Erdreich, in völliger Kraft auf das Auge wirken; so treten dadurch selbst die farbigen Blumen und Kleider in die allgemeine Harmonie. Die scharlachen Westen und Röcke der Weiber von Nettuno, mit breitem Gold und Silber besetzt, die andern farbigen Nationaltrachten, die gemahlten Schiffe, alles scheint sich zu beeifern, unter dem Glanze des Himmels und des Meers einigermaßen sichtbar zu werden.

Und wie sie leben, so begraben sie auch ihre Todten; da stört kein schwarzer langsamer Zug die Harmonie der lustigen Welt.

Ich sah ein Kind zu Grabe tragen. Ein rothsammtner, großer, mit Gold breit gestickter Teppich überdeckte eine breite Bahre, darauf stand ein geschnitztes, stark vergoldetes und versilbertes Kästchen, worin das weißgekleidete Todte mit rosenfarbnen Bändern ganz überdeckt lag. Auf den vier Ecken des Kästchens waren vier Engel, ungefähr jeder zwei Fuß hoch, angebracht, welche große Blumenbüschel in Händen über das Kind hielten, und, weil sie unten nur an Dräthen befestigt waren, so wie die Bahre sich bewegte, gleichfalls wackelten, und über das Kind Blumengerüche auszustreuen schienen. Die Engel bewegten sich um desto heftiger, als der Zug sehr über die Straßen wegeilte, und die vorangehenden Priester und die Kerzenträger mehr liefen als gingen.

Es ist keine Jahreszeit, wo man sich nicht überall von Eßwaaren umgeben sähe, und der Neapolitaner freut sich nicht allein des Essens, sondern er will auch, daß die Waare zum Verkauf schön aufgeputzt sey.

Bei Santa Lucia sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden, kleine Muscheln, jedes besonders, aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt. Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das Mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen, von allen Sorten, mit dazwischen hervorstehendem grünem Laub, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird.

In den Fleischbänken hangen die Theile der Ochsen, Kälber, Schöpse niemals aus, ohne daß neben dem Fette zugleich die

Seite oder die Keule stark vergoldet sey. Es sind verschiedene Tage im Jahr, besonders die Weihnachtsfeiertage, als Schmaus-feste berühmt. Es ist alsdann eine allgemeine Cocagna, wozu sich 500,000 Menschen das Wort gegeben haben. Dann ist aber auch die Straße Toledo, und neben ihr mehrere Straßen und Plätze, auf das Appetitlichste verziert. Die Boutiquen, wo grüne Sachen verkauft werden, wo Rosinen, Melonen und Feigen aufgesetzt sind, erfreuen das Auge auf das Allerangenehmste. Die Eßwaaren hangen in Guirlanden über die Straßen hinüber; große Paternoster von vergoldeten mit rothen Bändern gebundenen Würsten; welsche Hähne, welche alle eine rothe Fahne hinten stecken haben. Man versicherte, daß deren 30,000 verkauft worden, ohne die zu rechnen, welche die Leute im Hause gemästet hatten. Außer diesem werden noch eine Menge Esel, mit grüner Waare, Capaunen und jungen Lämmern beladen, durch die Stadt und über den Markt getrieben, und die Haufen Eier, welche man hier und da sieht, sind so groß, daß man sich ihrer niemals so viel beisammen gedacht hat. Und nicht genug, daß alles dieses verzehrt wird; alle Jahre reitet ein Polizeidiener mit einem Trompeter durch die Stadt und verkündigt auf allen Plätzen und Kreuzwegen, wieviel Tausend Ochsen, Kälber, Lämmer, Schweine u. s. w. der Neapolitaner verzehrt habe. Das Volk hört aufmerksam zu, freut sich unmäßig über die großen Zahlen, und jeder erinnert sich des Antheils an diesem Genusse mit Vergnügen.

Was die Mehl- und Milchspeisen betrifft, welche unsere Köchinnen so mannigfaltig zu bereiten wissen, ist für jenes Volk, das sich in dergleichen Dingen gern kurz faßt und keine wohl eingerichtete Küche hat, doppelt gesorgt. Die Maccaroni, ein zarter, stark durchgearbeiteter, gekochter, in gewisse Gestalten gepreßter Teig von feinem Mehle, sind von allen Sorten überall um ein Geringes zu haben. Sie werden meistens nur in Wasser abgekocht, und der geriebene Käse schmalzt und würzt zugleich die Schüssel. Fast an der Ecke jeder großen Straße sind die Backwerkverfertiger mit ihren Pfannen voll siedendes Oels, besonders an Fasttagen, beschäftigt, einem jeden Fische und Backwerk nach seinem Verlangen sogleich zu bereiten. Diese Leute haben einen unglaublichen Abgang, und viele Tausend Menschen tragen ihr Mittag- und Abendessen von da auf einem Stückchen Papier davon. Besonders sind die Werkstätte dieser Friggitori am Tage des heiligen Josephs, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen, welche im Fegfeuer leiden, als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem

Ofen geheizt; einige machen den Teig zurechte, andere tragen die Stücke in das siedende Oel; die beiden Personen aber, welche mit großen zweizinkigen Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben, sind die merkwürdigsten: sie stellen Engel vor; wie sie aber solche vorstellen, wird niemand errathen.

Durch den Begriff, daß Engel große schöne goldene Haarlokken haben müssen, geleitet, mag man wohl bei großen Prozessionen den Knaben, welche als Engel dabei erscheinen sollten, blonde Perrücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perrücken durch die Zeit kahl geworden, oder man hat sie nicht immer so reichlockig haben können: genug in einem Lande, wo meist ein Jeder sein eigenes Haar trägt, sind nur die Begriffe von Perrücke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen, so daß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussehen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgend eine alte Perrücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren, und so die guten Geister vorstellen, welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Diese wunderliche Decoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein Geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegefeuer absenden.

c) Lazaroni.

„Es giebt in Neapel zwischen dreißig- und vierzigtausend müßige Leute, welche keine bestimmte Geschäfte haben und auch nicht verlangen. Sie brauchen einige Ellen Leinwand zu ihrer Kleidung, und etwa sechs Pfennige zu ihrem Unterhalte. In Ermangelung der Betten liegen sie des Nachts auf Bänken, und heißen daher spottweise Banchieri oder Lazaroni. Sie verachten alle Bequemlichkeiten des Lebens mit stoischer Gleichgültigkeit. Soviel Müßiggänger sind allerdings ein großes Uebel in einem Staate; allein es hält auch schwer, den Geschmack einer Nation zu ändern und sie arbeitsam zu machen, wenn der Hang zur Faulheit so groß ist. Es gehöret Zeit und unermüdete Sorgfalt dazu, um erst eine Art von Nacheiferung bei ihnen zu erregen, und ein König, der im Lande wohnt, der bei seinen Unterthanen geliebt und gefürchtet wird, und der fähig ist, einen klug und behutsam entworfenen Plan mit Muth durchzusetzen. Neapel könnte alsdann ein viel mächtigeres Reich werden. Die See bietet die schönste Gelegenheit dar, um so viel Tausend Hände durch Fabriken, Hand-

lung und Schiffswesen zu beschäftigen. Unter einer solchen Menge von Müßiggängern muß es nothwendig gottloses Volk geben; sie bringen die Nation in bösen Ruf, welche im Grunde nicht schlimmer ist, als die übrigen Italiener.“ (Volkmann.)

Ich konnte zu Neapel zwar sehr viele übel gekleidete Menschen bemerken, aber keine unbeschäftigte. Ich fragte deßwegen einige Freunde nach den 40,000 Müßiggängern, welche ich doch wollte kennen lernen; sie konnten mir solche eben so wenig zeigen, und so ging ich, weil diese Untersuchung mit der Betrachtung der Stadt genau zusammenhing, selbst auf die Jagd aus.

Ich fing an, mich in dem ungeheuren Gewirre mit den verschiedenen Figuren bekannt zu machen, sie nach ihrer Kleidung, Gestalt, Betragen, Beschäftigung zu beurtheilen und zu classificiren. Ich fand diese Operation hier leichter als irgendwo, weil der Mensch sich mehr selbst gelassen ist, und sich seinem Stande auch äußerlich gemäß bezeigt.

Ich fing meine Beobachtung bei früher Tageszeit an, und alle die Menschen, die ich hier und da stille stehen oder ruhen fand, waren Leute, deren Beruf es in dem Augenblick mit sich brachte:

Die Lastträger, die an verschiedenen Plätzen ihre privilegirten Stände haben, und nur erwarten, bis sich Jemand ihrer bedienen will;

die Calessaren, ihre Knechte und Jungen, die bei den einspännigen Caleschen auf den großen Plätzen stehen ihre Pferde besorgen, und einem Jeden, der sie verlangt, zu Diensten sind;

Schiffer, die auf dem Molo ihre Pfeife rauchen;

Fischer, die an der Sonne liegen, weil vielleicht ein ungünstiger Wind weht, der ihnen auf das Meer auszufahren verbietet. Ich sah auch wohl noch manche hin und wieder gehen, doch trug meist ein jeder ein Zeichen seiner Thätigkeit mit sich. Von Bettlern war keiner zu bemerken, als ganz alte, völlig unfähige und krüppelhafte Menschen. Jemehr ich mich umsah, je genauer ich beobachtete, desto weniger konnte ich weder von der geringen, noch von der mittlern Classe, weder am Morgen, noch den größten Theil des Tages, ja von keinem Alter und Geschlecht, eigentliche Müssiggänger finden.

Ich gehe in ein näheres Detail, um das, was ich behaupte, glaubwürdiger und anschaulicher zu machen. Die kleinsten Kinder sind auf mancherlei Weise beschäftigt. Ein großer Theil derselben trägt Fische zum Verkauf von Santa Lucia in die Stadt; andere sieht man oft in der Gegend des Arsenals, oder wo sonst etwas gezimmert wird, wobei es Späne giebt, auch am Meere,

welches Reiser und kleines Holz auswirft, beschäftigt, sogar die kleinsten Stückchen in Körbchen aufzulesen. Kinder von einigen Jahren, die nur auf der Erde so hinkriechen, in Gesellschaft älterer Knaben von fünf bis sechs Jahren, beschäftigen sich mit diesem kleinen Gewerbe. Sie gehen nachher mit dem Körbchen tiefer in die Stadt, und setzen sich mit ihren kleinen Holzportionen gleichsam zu Markte. Der Handwerker, der kleine Bürger, kauft es ihnen ab, brennt es auf seinem Dreifuß zu Kohlen, um sich daran zu erwärmen, oder verbraucht es in seiner sparsamen Küche.

Andere Kinder tragen das Wasser der Schwefelquellen, welches besonders im Frühjahr sehr stark getrunken wird, zum Verkauf herum. Andere suchen einen kleinen Gewinn, indem sie Obst, gesponnenen Honig, Kuchen und Zuckerwaaren einkaufen und wieder als kindische Handelsleute den übrigen Kindern anbieten und verkaufen: allenfalls, nur um ihren Theil daran umsonst zu haben. Es ist wirklich artig anzusehen, wie ein solcher Junge, dessen ganzer Kram und Geräthschaft in einem Bret und Messer besteht, eine Wassermelone oder einen halben gebratenen Kürbis herum trägt, wie sich um ihn eine Schaar Kinder versammelt, wie er sein Bret niedersetzt, und die Frucht in kleine Stücke zu zertheilen anfängt. Die Käufer spannen sehr ernsthaft, ob sie auch für ihr klein Stückchen Kupfergeld genug erhalten sollen; und der kleine Handelsmann traktirt gegen die Begierigen die Sache eben so bedächtig, damit er ja nicht um ein Stückchen betrogen werde. Ich bin überzeugt, daß man, bei längerem Aufenthalt, noch manche Beispiele solches kindischen Erwerbes sammeln könnte.

Eine sehr große Anzahl von Menschen, theils mittlern Alters, theils Knaben, welche meistentheils sehr schlecht gekleidet sind, beschäftigen sich, das Kehricht auf Eseln aus der Stadt zu bringen. Das nächste Feld um Neapel ist nur Ein Küchengarten, und es ist eine Freude zu sehen, welche unsägliche Menge von Küchengewächsen alle Markttage herein geschafft wird, und wie die Industrie der Menschen sogleich die überflüssigen, von der Köchinn verworfenen Theile wieder in die Felder schafft, um den Cirkel der Vegetation zu beschleunigen. Bei der unglaublichen Consumtion von Gemüsen machen wirklich die Strünke und Blätter von Blumenkohl, Broccoli, Artischocken, Kohl, Salat, Knoblauch, einen großen Theil des neapolitanischen Kehrichts aus; diesem wird dann auch besonders nachgestrebt. Zwei große biegsame Körbe hangen auf dem Rücken eines Esels, und werden nicht allein ganz voll gefüllt, sondern noch auf jeden mit besonderer Kunst ein Haufen aufgethürmt. Kein Garten kann ohne einen solchen Esel be=

stehen. Ein Knecht, ein Knabe, manchmal der Patron selbst, eilen des Tages so oft als möglich nach der Stadt, die ihnen zu allen Stunden eine reiche Schatzgrube ist. Wie aufmerksam diese Sammler auf den Mist der Pferde und Maulthiere sind, läßt sich denken. Ungern verlassen sie die Straße, wenn es Nacht wird; und die Reichen, die nach Mitternacht aus der Oper fahren, denken wohl nicht, daß schon vor Anbruch des Tages ein emsiger Mensch sorgfältig die Spuren ihrer Pferde aufsuchen wird. Man hat mich versichert, daß ein Paar solche Leute, die sich zusammen thun, sich einen Esel kaufen, und einem größern Besitzer ein Stückchen Krautland abpachten, durch anhaltenden Fleiß in dem glücklichen Clima, in welchem die Vegetation niemals unterbrochen wird, es bald so weit bringen, daß sie ihr Gewerbe ansehnlich erweitern.

Ich würde zuweit aus meinem Wege gehen, wenn ich hier von der mannigfaltigen Krämerei sprechen wollte, welche man mit Vergnügen in Neapel, wie in jedem andern großen Orte, bemerkt; allein ich muß doch hier von den Herumträgern sprechen, weil sie der letztern Classe des Volks besonders angehören. Einige gehen herum mit Fäßchen Eiswasser und Citronen, um überall gleich Limonade machen zu können, einen Trank, den auch der Geringste nicht zu entbehren vermag; andere, mit Credenztellern, auf welchen Flaschen mit verschiedenen Liqueuren und Spitzgläsern in hölzernen Ringen vor dem Falle gesichert stehen; andere tragen Körbe, allerlei Backwerk, Näscherei, Citronen und anderes Obst umher, und es scheint, als wolle jeder das große Fest des Genusses, das in Neapel alle Tage gefeiert wird, mitgenießen und vermehren.

Wie diese Art Herumträger geschäftig sind, so giebt es noch eine Menge von kleinen Krämern, welche gleichfalls herumgehen, und ohne viele Umstände auf einem Bret, in einem Schachteldekkel, ihre Kleinigkeiten, oder auf Plätzen, geradezu auf flacher Erde, ihren Kram ausbieten. Da ist nicht von einzelnen Waaren die Rede, die man auch in größern Läden fände: es ist der eigentliche Trödelkram. Kein Stückchen Eisen, Leder, Tuch, Leinewand, Filz, das nicht wieder als Trödelwaare zu Markte käme, und das nicht wieder von einem oder dem andern gekauft würde. Noch sind viele Menschen der niedern Classe bei Handelsleuten und Handwerkern als Beiläufer und Handlanger beschäftigt.

Es ist wahr, man thut nur wenig Schritte, ohne einem sehr übelgekleideten, ja sogar einem zerlumpten Menschen zu begegnen; aber dieser ist deswegen noch kein Faullenzer, kein Tagedieb! Ja, ich möchte fast das Paradoxon aufstellen, daß zu Neapel, verhältnißmäßig, vielleicht noch die meiste Industrie in der ganz niedern Classe zu finden sey. Freilich dürfen wir sie nicht mit einer nor-

dischen Industrie vergleichen, die nicht allein für Tag und Stunde, sondern am guten und heitern Tage für den bösen und trüben, im Sommer für den Winter zu sorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorsorge, zur Einrichtung von der Natur gezwungen wird; daß die Hausfrau einsalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu versorgen; daß der Mann den Holz- und Fruchtvorrath, das Futter für das Vieh, nicht aus der Acht lassen darf u. s. w., werden die schönsten Tage und Stunden dem Genuß entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil des Jahres entfernt man sich gern aus der freien Luft, und verwahrt sich in Häusern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte; unaufhaltsam folgen die Jahreszeiten auf einander, und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es ist hier gar nicht die Frage, ob er entbehren *wollte*? Er darf nicht entbehren wollen, er *kann* nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben diese Natur-Wirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nation bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die *südlichen* Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus *unserm* Gesichtspunkte zu strenge. Was Herr von *Paw* in seinen Recherches sur les Grecs bei der Gelegenheit, da er von den cynischen Philosophen spricht, zu äußern wagt, paßt völlig hierher. Man mache sich, glaubt er, von dem elenden Zustande solcher Menschen nicht den richtigsten Begriff; ihren Grundsatz, alles zu entbehren, habe ein Clima sehr begünstigt das alles gewährt. Ein armer und elend scheinender Mensch könne in den dortigen Gegenden die nöthigsten und nächsten Bedürfnisse nicht allein befriedigen, sondern die Welt auf's schönste genießen; und eben so würde ein sogenannter neapolitanischer Bettler die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen, und die Ehre ausschlagen, wenn ihm die Kaiserinn von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.

Gewiß würde in unsern Gegenden ein cynischer Philosoph schlecht ausdauern; da hingegen in südlichen Ländern die Natur gleichsam dazu einladet. Der zerlumpte Mensch ist dort nicht *nackt*; derjenige, der weder ein eigenes Haus hat, noch zur Miethe wohnt, sondern im Sommer unter den Ueberdächern, auf den Schwellen der Palläste und Kirchen, in öffentlichen Hallen, die Nacht zubringt, und sich bei schlechtem Wetter irgendwo gegen ein geringes Schlafgeld untersteckt, ist deßwegen noch nicht verstoßen und elend; ein Mensch noch nicht arm, weil er nicht für den andern Tag gesorgt hat. Wenn man nur bedenkt, was das fisch-

reiche Meer, von dessen Producten sich jene Menschen gesetzmäßig einige Tage der Woche nähren müssen, für eine Masse von Nahrungsmitteln anbietet; wie allerlei Obst und Gartenfrüchte, zu jeder Jahreszeit, in Ueberfluß zu haben sind; wie die Gegend, worin Neapel liegt, den Namen Terra di Lavoro (nicht das Land der Arbeit, sondern das Land des Ackerbaues) sich verdient hat, und die ganze Provinz den Ehrentitel der glücklichen Gegend, Campagna Felice, schon Jahrhunderte trägt: so läßt sich wohl begreifen, wie leicht dort zu leben seyn möge.

Ueberhaupt würde jenes Paradoxon, welches ich oben gewagt habe, zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, wenn jemand ein ausführliches Gemählde von Neapel zu schreiben unternehmen sollte; wozu denn freilich kein geringes Talent und manches Jahr Beobachtung erforderlich seyn möchte. Man würde alsdann im Ganzen vielleicht bemerken, daß der sogenannte Lazarone nicht um ein Haar unthätiger ist, als alle übrige Classen. Man würde aber auch bemerken, daß alle in ihrer Art nicht arbeiten, um bloß zu leben, sondern um zu genießen, und daß sie sogar bei der Arbeit des Lebens froh werden wollen, was dann wohl viel dazu beitragen mag, daß die Handwerker, beinahe durchaus, gegen die nordischen Gegenden sehr zurück sind; daß Fabriken nicht zu Stande kommen; daß, außer Sachwaltern und Aerzten, im Verhältniß mit der großen Masse von Menschen, wenig Gelehrsamkeit angetroffen wird, so verdiente Männer sich auch im Einzelnen bemühen mögen; daß kein Maler der neapolitanischen Schule jemals gründlich gewesen und groß geworden ist; daß sich die Geistlichen im Müßiggange am wohlsten seyn lassen, und daß auch die Großen ihre Güter meist nur in sinnlichen Freuden, Pracht und Zerstreuung genießen mögen.

Ich weiß wohl, daß dieß viel zu allgemein gesagt ist, und daß die Charakterzüge jeder Classe nur erst nach einer genauern Bekanntschaft und Beobachtung rein gezogen werden können, allein im Ganzen würde man doch, glaube ich, auf diese Resultate treffen.

Ich kehre wieder zu dem geringen Volke in Neapel zurück. Man bemerkt bei ihnen, wie bei frohen Kindern, denen man etwas aufträgt, daß sie zugleich ihr Geschäft verrichten, und zugleich einen Scherz aus dem Geschäfte machen. Auch ist diese Classe von Menschen eines sehr lebhaften Geistes, und zeigt durchaus einen richtigen Blick. Ihre Sprache soll figürlich, ihr Witz sehr lebhaft und beißend seyn. Das alte Atella lag in der Gegend von Neapel, und wie ihr geliebter Pulcinell noch jene Spiele fortsetzt, so nimmt die ganze gemeine Classe von Menschen noch jetzt Antheil an dieser Laune.

15. Seereise von Nizza nach Oneglia.

Der Himmel war heiter, die Sonne schien warm, unsere genuesische Feloucke lag segelfertig im kleinen Hafen, der günstigste Südwestwind wehte frisch, und wir bestiegen das kleine offene Schiffchen fröhlich wie zu einer Lustfahrt, deren Ziel Genua la Superba seyn sollte. Ida hörte schon die süßen Töne der Oper, belachte schon aus ganzem Herzen Arlequino's und Pulcinello's Schwänke! Gusta staunte schon im Geiste Genua's Marmorpaläste an, und ließ sich von Ida in den unvergeßnen Gallerien das Schönste zeigen. Ich freute mich für beide und besonders auf die Heilung von Ida's Milzkrankheit durch Fröhlichkeit und Lachen. So waren wir alle gleich Kindern voll fröhlicher Zuversicht, die auch nicht die nächste Zukunft ahnten, und hingen, wie unser Freund so schön singt: „Mit Bienenlippen nur an der Gegenwart!“

Nizza erscheint erst recht schön, so wie man sich entfernt: dann ordnet sich das Gemälde zu einem harmonischen Ganzen. Die Vorstadt zur Linken hinter dem Pajon ist unter den sanftsteigenden mit Oelbäumen bewaldeten Hügeln hingedehnt, und auch über der Stadt erhebt sich nur der freundliche dachsteile Hügelreihen, der jenseits dem Pajon emporsteigt. Oestlich scheint der nackte Felsen mit den alten Festungstrümmern, Montalban, die Stadt zu schließen, allein rund um ihn herum führt ein Weg wieder hinein. Dieser ist mit kleinen Baracken, Wohnungen des ärmsten Volkes, umgeben; am wilden Gestein hangen in sonnigen Winkeln einzelne Häuser, unterm Fels öffnet sich eine kleine enge Bucht, wo zwischen Klippenbänken der enge Kanal ausläuft. Aus diesem Hafen liefen wir nun aus.

So wie man weiter vom Gestade weggleitet, steigt über den Hügeln, welche den Grund des Kluftthales, vom Pajon durchströmt, füllen, das nackte weißgraue Haupt des Tente empor, und hinter ihm zu beiden Seiten hohe unbekannte Alpengipfel mit frischem, dieß Jahr sehr spät gefallnem Schnee nur bestreut. Die Stadt, die langen weißen Terrassen, die schönen vier bis fünf Stock hohen Häuser steigen amphitheatralisch empor. Sehr schön ist der Platz Napoleon, und erinnert an St. Carlo zu Turin. Die Villen, die kleinen freundlichen Landhäuser, weiß, gelb, noch öfter grün angestrichen, blicken kindlich aus dem allgemeinen Olivengrün.

Nun sind wir Nizza vorbei, und segeln nah' unter einem starren Uferfelsen hin, der auch Montalban heißt. Herrlicher von Augenblick zu Augenblick schließt das weite Berg- und Alpenam-

phitheater, welches den Seebusen zwischen Nizza und Antibes überthront, sich vor uns auf. In weiter Ferne entragt noch das zackige Haupt unsers alten Estrelles dem Meerhorizonte, und uns gegenüber hebt der runde Hügel von Antibes kaum die Stirn über die hochwogenden Fluten empor. Wir aber gleiten unter der wilden ligurischen Küste dahin, und verlassen das von griechischen Colonien geschmückte gallische Gestade, um das Land zu betrachten, wo zwischen Fels und Woge der reinste Urstamm der alten Italioten am längsten Freiheit und Unabhängigkeit gegen die weltherrschenden Römer behauptete. Villa Franca, das Felsennest, erscheint rechts unter dem Felsen Montalban, während sich oben links der westliche Theil von Nizza wie hinter einer Theatercouliſſe zurückzieht. Der Leuchtthurm von Villa Franca, über schäumenden wildaufspritzenden Wogen, zur Rettung nächtlicher Schiffer erbaut, — ist gänzlich verfallen, und vermehrt jetzt nur das hoffnungslose Wilde dieser Scene. Der alte und der Anfang des neuen kornischen Weges erscheint. Jener nahe am Meer, oft über den Wellen an grausigen Abgründen wie ein schmales Band hingeworfen, dieser hoch in die Berge gebahnt, ferner vom Meer, ein kühnes und glorwürdiges Unternehmen. Auf einer Felshalbinsel steht die verfallne Batterie und Ruine eines alten Meerschlosses, la Turbin genannt; wir umfahren beinahe die Insel und folgen so genau der Küste, als sollten wir ihre Karte aufnehmen. Die sanftsinkende Sonne strahlt hell auf die blaue Fülle der vom günstigen Winde gehobenen Wogen. Im Süden ist das Meer von einem glänzenden Wolkengebirge gegürtet, der Alpenkette [bei Sonnenaufgang aus der Gegend von Mailand erblickt] so täuschend ähnlich, daß wir Alpenvertraute kaum unsern Augen trauten, und nicht wegzublicken wagten, damit die Täuschung nicht zerränne. Ach diese Alpenmauer von Gewölken stand nur zu fest, und war den Schiffern keine Erscheinung von guter Vorbedeutung, aber Bianchi (unser Felouckier) schwieg.

Wir sind nun unter Monaco, dem alten herkulischen Felsenneste, welches seiner ovalen felsigen Halbinsel wie ein Deckel der Pastete aufgesetzt ist. Die Umrisse der Felsen, die darüber steigen, sind im höchsten architektonischen Naturstyle mit kühn überdrohenden Thürmen und Zinken. Seitwärts öffnet sich furchtsam ein milderes Gestade am sanften Berggeländer, mit Weinreben und Oelbäumen bedeckt. Die Sonne neigt sich tiefer an den Horizont, und mildere Lichter, kühnere Schatten, süßere Tinten verbreiten sich umher. — Finster schattende Klüfte werden noch einmal vom heitern Strahle durchblickt. Hier ruht ein Häuschen nah' an der dunkelblauen Woge, im Schatten eines fernen hohen Gebirges;

dort hängt ein Hüttchen am Rand der finstern Kluft, noch im vollen Sonnenglanze.

Wild hängt das Dörfchen Röcabruna vom Felsengestade herab über's Meer, Haus über Dach, kühn bergan gebaut. Alle diese Küstenberge und Uferklippen scheinen nur uralter geschichteter Kalk, aber wilder zerrissen, je näher dem Ufer, oben in erhabener Consequenz der ungeheuren Stratificationen. Wir sind vor dem Städtchen Mentone, es liegt tief am klippigen Gestade, schäumende hochauftobende Brandungen umtönen es. Hoch hebt sich darüber ein Theater wild zerklüfteter zerriß'ner Berggipfel, die aber doch im Ganzen eine erhabne Symmetrie zeigen. Der Oel- und Weinbau steigt hoch an den Ufergeländen und selbst in die Klüfte empor, aber die Gipfel der ganzen Uferkette sind nackt, öde und furchtbar, wie bei Marseille, über Toulon und Nizza, des alten Naturwaldes von Meerfichten, Stein-, Kork- und Laubeichen, welcher vor Alters sie deckte, beraubt: — sicher rührt von dieser Ertödtung der alten Bergwälder im ganzen südlichen Europa, und wahrscheinlich auch in Kleinasien das Versiegen und Seichtwerden so vieler kleinerer und größerer Flüsse her, welche die Alten uns als viel beträchtlicher schildern. Dies ist wenigstens in Italien und Sizilien oft der Fall, und Spaniens Beispiel (siehe Bourgoings Reisen), nach Vertreibung der ackerbauenden, Schatten und Quellen liebenden Mauren, beweiset es.

Gigantische Abendschatten sanken in die Tiefe des Meeres — goldige Berghäupter entsteigen den Tiefen des Himmels. Dort fern im Westen erscheinen noch die Gebirge der Provenze, und die Seealpen über Nizza schweben in ätherischem Glanze über den dunkelblauen Wogen. Adieu elysische Gestade, Thäler und Höhen des holden Hyéres! Fahre wohl, freundliches Cannes, unter deinem wildgezackten Estrell, Schatten seliger Tage und Stunden.

Allein um uns beginnt höherer kühnerer Wogentanz, als zöge die sinkende Sonne die Fluten an goldenen Seilen empor. Der ungeheure zweizipfelige Berg Bâtirossé der von pyramidalischer Wolken umflossener Spitze, bis zum Wogen umrauschten Saume, in einer unermeßlichen Linie absteigt, wirft dämmernde Schatten über uns hin, während seine Gipfel erröthen und glühen in furchtbarer Schöne. Wir umbiegen seinen Felssaum und es öffnet sich eine neue Scene: — das Gebirge erscheint wie aufgerissen! ein tiefes finsteres Bergthal, das sich unter aufgeborstenen Felsangeln enger windet, öffnet im Hintergrunde den Durchblick auf eine neue Welt hochsteigender leuchtender Schneeberge.

Nie sah ich ein Schauspiel diesem an Erhabenheit gleich! Um uns die blaupurpurnen weiß schäumenden Fluten des offenen Mee-

res, hinter uns die pfirsichröthlichen schwindenden Berge Frankreichs; vor uns die wilde Küste, und hoch aus den Lüften herabglänzend über Oel- und Pommeranzengärten den ewigen Winter! Die Städtchen Late und Ventimiglia liegen rechts und links an dem Klufttthale, aus dem ein Bergstrom hervorbricht und ins Meer rollt. Bald sind wir an dem Städtchen St. Remi vorbei, welches berühmt ist um seiner Blumen- und Agrumizucht willen, — und zugleich das kühnste Seevolk dieser Gestade aufzieht. Lange, lange, nachdem Klüfte und Gestade und Höhen und Tiefen ruhten, und um uns die Dunkelheit mit schwerem Fittig sank, leuchteten noch wie Amaranthen die Schneegipfel und bewährten so ihren Adel hoher Urgebirge. Jetzt verbreitet die Dunkelheit sich über die Gewässer, und mit ihr fallen ungestüme Stoßwinde aus den Alpen auf's Meer. Die kleine einzige Feloucke darf die Nähe des Gestades nicht verlassen, aber ich glaubte bis jetzt, sie könne dagegen auch überall landen. Ich sollte bald das Gegentheil erfahren, an dieser Küste, wo meilenweit auch nicht zum Landen einer Feloucke im Sturm Möglichkeit ist. Nah' am Lande sind die Stoßwinde am gefährlichsten; treibt der Wind landab, werden die Meereswogen zu heftig, und gleich unmöglich ist das Landen an senkrechten Klippen oder unter wüthenden Brandungen, und schon fing ich an in tiefer Seele zu erbeben, als nach und nach jedes Lüftchen verstummte und der abnehmende Mond aus spiegelnder Flut emporstieg, — und darauf in der nächsten Minute unsre Feloucke von einer Stoßwelle so auf die Seite geworfen wurde, daß selbst die Schiffleute laut aufschrieen, welche im Augenblicke zuvor muntre Lieder sangen. — Allein von nun an verstummt alles, die Wogen branden um uns, die Stoßwinde fallen wie Geier auf unser offnes Schifflein herab, welches kraftlos zum Widerstande hin und her geworfen wird. Der Schiffer sucht mit höchster Anstrengung das Städtchen St. Vincent zu erreichen. — Vergebens, der Wind springt zur Tramontana di Levante um. Wir durchkämpfen eine angstvolle Nacht; die arme Ida und alle andere (ich allein ausgenommen, die alle erhabnen Schrecken dieser Nachtscene empfand, und die Angst für alle) werden heftig seekrank, von dem unerträglichen Hin- und Herwerfen des Schiffchens.

Den 28. Endlich erscheint das Frühroth und vergoldet hell einen furchtbar überdrohenden Felsen, vor dessen scharfer Angel unsre Feloucke eben mit der Kraft aller Ruderer gegen Sturm und Brandung kämpft, welche beide uns auf denselben zutrieben! Die furchtbare Scene tritt immer deutlicher aus der Dämmerung hervor: — da seh' ich einen Reisenden auf dem kornischen Pfade sturznahe hangen; — er sitzt auf einem Maulthiere, welches ein

Führer am Zügel hält, ein zweiter am Schweifriemen, während der dritte den Reisenden an dem innern Felserand zurückhält. — Wo war es nun sicherer, in der Feloucke oder dort? Allein er konnte ja nur absteigen? Ja, wenn dazu zwischen Felswand und Abgrund Raum wäre! und doch, was hätte ich für festes Land unter unsern Füßen gegeben! Welch ein Gefahren umdrohter Weg — und die dritte nannte ich dir noch nicht! Sie ist, gezwungen durch Stürme zu Wasser oder Ungewitter zu Lande in eins der kleinen Raubnester zu gerathen, von denen diese buchtenvolle Küste wimmelt!

Mit ungeheurer Anstrengung der Ruderer umbiegen wir das wellenumtobte Felskap, und die Berguferstadt Port Maurice auf hohem Felsenvorland, und die alte piemontesische Stadt Oneglia, flach an's Gestade erbaut, erscheinen uns im ersten Sonnenstrahl; — allein zugleich steigt mit jedem Augenblicke der Sturm aus Osten landab uns entgegen! Wir streben Oneglia vorüber, und suchen dann mit den langen rückraffenden Brandungswellen auf den Strand zu laufen. Denn Oneglia hat keinen Hafen, nur eine flache Felsenrheede.

Endlich landen wir, wenn man landen nennen kann, von Gefahren umdroht, endlich von wild brandenden Wogen an's Gestade geworfen zu werden! — Da sitzen wir fast mitten in schäumenden hochaufspritzenden Wellen! Eine Schaar herkulischer Männer scheint uns (wie Tritonen die Meergöttinnen) hoch auf den Armen über den Wogenschwall an's Land zu tragen! Wie dankten wir Gott, als wir festen Boden unter den Füßen fühlten! Das ganze Ufer war schon voll gelandeter Felouccken und andrer kleinerer Fahrzeuge. Die Rheede voll größerer vor allen ihren Ankern liegender Schiffe; das Gestade wimmelte von Menschen in allerhand bunten Trachten; — der Sturm aber stieg mit jeder Secunde.

Aufenthalt in Oneglia.

Man führt uns in's beste Wirthshaus des Städtchens; — es sieht darin aus wie in einer Mördergrube: alles schwarz angeraucht! Zerbrochene Fensterläden, wackelnde Tische, Bänke statt der Stühle! Jeder Winkel zum öffentlichen Gebrauch, und ein entsetzlicher Gestank haucht uns entgegen.

Vor Kälte erstarrt setzen wir uns alle drei auf ein altes breites Bett, welches außer dem Zuge von Fenstern und Thüren (alle unschließbar) in einer Vertiefung stand, die Füße auf Wärmeflaschen und Kohlenbecken setzend, trübselig! Plötzlich erschallt

hinter uns der Triumphgesang einer eierlegenden Henne! Das gute Thierchen war im verjährten Besitz, seine Eier in dem Bette zu legen, welches uns allen dreien auch seinen gastfreien Schooß öffnen sollte!! In dem Augenblicke tritt unser Felouckier ein, uns zu erklären, dieser Sturm würde drei Tage anhalten, und ehe derselbe ausgetobt habe, könne er nicht weiter gehn. Ein alter Schiffskapitän, welcher als Passagier mit auf der Felouke war, sagte: „Ich gehe über die Kornische!" Ein junger Kaufmann aus Aachen läßt seine Waaren auf der Felouke, und thut dasselbe, — was wir, ach! nicht können! denn Bonstetten und Gusta sind zu schwindlich, um die grausigen Abgründe passiren zu können; Ida und ich zwar muthig, aber zu schwach, um drei der stärksten Tagereisen zu Pferd zu machen, und zwei Nächte in abscheulichen Wirthshäusern zuzubringen: also Gedult!!!

Die arme Ida war eben in einem Anfall verzweiflungsvoller Lustigkeit begriffen, in welchem sie als Polichinella den Triumphgesang des eierlegenden Huhns nachahmte, — als der dienstfertige Bianchi voll Mitleiden mit unserm Zustande zu uns eintrat mit Hülfe. Er hatte einen Viceconsul des dänischen Consuls zu Genua, Tirragallo mit Namen, aufgespürt, welcher uns gastfreundlich Haus und Heerd anbot. Wir lassen es uns nicht zweimal sagen, und entfliehen schnell der verdächtigen Wohnung. Wir finden an unsern menschenfreundlichen Wirthen ein junges Ehepaar, voll des reinsten besten Willens uns zu helfen. Die junge Frau nährte so eben das erste Büblein, und der Mann war eine der schönsten Menschengestalten, so ich je gesehen: — die rührendste Gastfreiheit empfing uns in dieser verarmten Wohnung.

Oneglia hat schrecklich gelitten durch innere Spaltung und äußern Drang. Es war der letzte piemontesische Ort, ins genuesische Gebiet mit seinem kleinen Territorium eingeklammert. Die Partei für den König hielt noch die Stadt, welche die Franzosen bombardirten; diese senden einen Parlamentär ans Land, welchen das wüthende Volk tödtet. Die Rache war blutig! Drei Tage ward in Oneglia geplündert, gemordet, gebrannt; — alles floh, und die vormals sehr blühende Stadt stand wüste, und nur durchziehende Truppen bevölkerten sie. Die Beute der reichen Oelmagazine von Oneglia bereicherte die eine halbe Stunde entfernte genuesische Stadt Port Maurice: diese zog den Handel von Oneglia schnell an sich und blüht seitdem.

Hier beim redlichen Tirragallo erfahren wir erst unsere ganze Gefahr einer Felouckenfahrt im Winter, während die Schneewinde von den Alpen stürzen. Erst vor vierzehn Tagen ist eine Felouke zwischen Toulon und Nizza mit fünfzehn Menschen un-

tergegangen. Ein Unglücklicher streckte einem vorbeisegelnden Kaufmannsschiff aus den Wogen die Arme um Rettung zu; es flog vorbei, unfähig, in vollen Segeln einzuhalten. Also der Feloukkenreise wird entsagt, und ein französisches Frachtschiff, hier Bombarde genannt, ist in drei Tagen bereit, uns gerade nach Livorno zu führen.

Den 29. Der wüthende Sturm aus Osten hält an. Wir reiten aus, das Land zu besehen, erst nach Porto Mauricio. Das ganze Gestade kocht und schäumet und bietet Scenen dar, wie Tempesta sie liebte; unter dem rund ausgewölbten Vorgebirge in Westen, auf dem die Stadt gebaut ist, rollen lange Wogen tosend an's flache Gestade: — es ist Vernets Schiffbruch, nur fehlen die Schiffbrüchigen Gottlob! Port Maurice ist malerisch und phantastisch bergan gebaut; gegen Oneglia zu dehnt sich ein Oelgarten aus der Stadt hinab. Wir ritten von hinten herum hinein. Wunderbar ist dies Städtchen in Spiralen um den Felsen erbaut. Drinnen geht's Trepp' auf und Trepp' ab, Winkel aus, Winkel ein. Wir sahen schöne vier bis fünf Stock hohe Häuser mit offenen Logien. Die Gassen sind zierlich, nach genuesischer Art, mit bunten Alpenkieseln gepflastert, und voll Gewerbe und Betriebsamkeit, im schärfsten Contraste mit unserm armen verödeten Oneglia.

Sie hatten sogar eine Komödie, deren Ankündigungszettel zwei große historische Gemälde waren, welche die pikantesten Scenen des zu gebenden Stückes darstellten. Wie malt dieses den immer offenen Schausinn dieses leicht durch die Sinne bewegten Volkes! Die Aussichten im Umsteigen des Vorgebirges stadtan sind äußerst abwechselnd und schön. Westwärts blicken wir in die wilden Vorberge nach St. Remo zurück; im Osten auf das Gestade von Oneglia und die alte Stadt; im Norden auf ein olivenbegrüntes Thal, welches sich hinter derselben romantisch in höhere Berge hinauf windet. Die Gebirge steigen vierfach geschichtet, aber so weit das Auge reicht vollbegrünt; denn Höhe und Tiefe ist mit Oelwäldern bedeckt und gefüllt, und die Dörfer und Flecken hangen weißblickend daraus hervor. Allein es ist bitter kalt und das Meer wogt finsterblau (Homers Poseidon, der finster gelockte Umuferer, Ländererschütterer, erschien mir nie so gebietend!) in alle Felsbuchten und schäumt wild an die vorragenden Küsten. Allein belustigend ist der Anblick, den die Marinen dieses Städtchens anbieten. Wo Sonne ist und Felsen und Mauern, die vor dem bittern Winde Schutz geben, wimmelt es von Menschen. Schiffsleute in bunten Haufen; das Morraspiel ertönt: cinque! tre! sei! sette! und die gehobenen Hände, die

brennenden Augen, die gespannten Physiognomien dabei! Gruppen baumwollenspinnender und strickender Weiber daneben. Schaaren in den reinlichen bunten Uferkieseln spielender Kinder. Alles flieht die kalten Häuser, denn im unsrigen befindet sich der einzige Kamin in der Stadt Oneglia. Er ist in einem großen bombenfrei und kirchenhoch gewölbten Saale befindlich, geräumig genug, um ein odysseisches Mahl darin zu bereiten, — aber ach, er wird nur mit Pinienäpfeln und seltenen Pinien-Holzspänen geheizt! Die Fenster des Hauses sind seit Erbauung desselben nicht gereinigt und die Thüren nicht geschlossen worden, können es auch nur von innen werden, und der Saal ist Eingangs- und allgemeines Wohnzimmer zugleich; — die Unsauberkeit aber ist groß, so groß wie die Gastfreiheit der guten Leutchen!

Wir richten unsern Tag ein. Ich und Ida bleiben im kalten Stübchen, wo wir alle drei schlafen, zu Bette während der Morgenstunde, und unsre immer flinke Gusta ist hülfreich um uns beschäftigt. Da lesen und schreiben wir — bis mit der Mittagssonne unsre Maulthiere kommen, dann werden lange Spazierritte gemacht, dann spät gegessen, so daß es dunkelt, — alsdann wieder auf die wärmenden Betten, — und des Abends gemeinschaftliche Lektüren gemacht. Jeder hat seine Wärmflasche oder seinen Topf mit Olivenkernenglut unter sich, und wir leben — wie verarmte Gelehrte! Du solltest uns nur sehen, und unsre Stoa bewundern! Ihr habt im Norden, wo alle Genüsse auf's Haus concentrirt sind, von der Oede und Uncomfortabilität eines solchen kleinen italienischen Hauswesens keinen Begriff: da fehlt's an allem, was bei uns auch der Arme hat, und Alles, was wir im Jahr 1795 und 1796 von der Art in Roms Gefilden belachten, kömmt nicht hiegegen auf!

Den 29. Ritt in's Thal der Oneglia herauf durch die Stadt. Sie ist gar nicht übel gebaut gewesen, allein Zerstörung redet überall laut aus den Ruinen. Die Häuser, angeschwärzt vom Brande, von den Bomben erschüttert, sind durch quer über die Gassen gelegte Balken auseinander gestützt. Viele Fensterräume noch leer und ausgebrannt die Zimmer. Wie traurig sich hierbei das zierliche Steinpflaster ausnimmt, auf genuesische Art mit bunten Alpenkieseln in longitudinalen Banden bunt gepflastert, kannst du nicht glauben: — dies Pflaster muß wie in Genua sauber gleich dem Boden eines Zimmers gehalten werden, — oder es sieht aus wie ein unreines Zimmer! Diese Küstenthäler sind transversal in die Meeralpen hinauf geborsten, Schlünde, welche nachher Alpenströme ausgehöhlt haben. Das Thal des Pallione hinter Nizza war das erste dieser Art so wir sahen. Voll der höchsten Natur-

scenen muß das romantisch-wilde Kluftthal hinter Ventiniglia seyn, wo man so erhab'ne Blicke in die Hochalpen wirft.

Dieses Thälchen nun, welches der Bergstrom Oneglia mit unstätem Laufe und ungeheurem Kieselgerölle füllt, windet sich um die steilen Bergangeln, und oft ist so wenig Raum, daß er dem engen Wege mangelt, und man von einer Seite der Kluft auf die andere durch den jetzt seichten Strom reiten muß, zwischen wild aufgehäuften Alpenfragmenten. Die Seiten dieser Berge sind in schroff und eng über einander steigenden Terrassen bis in Himmelshöhe, (so weit nur der Blick reichen kann, wenn man den Kopf ganz rückwärts biegt), mit herrlichen uralten Oelbäumen bepflanzt. Gegen die saure Mühe dieses Oelbaues ist der Weinbau von la Vaud noch Scherz! Sieht man von unten von der Oeffnung des Thales hinein, so scheint Alles üppig begrünt und romantisch beschattet; die weißen Dörfchen blicken lockend aus den hangenden Oelhainen hervor, denn auch die Farbe des Olivenbaumes ist hier dunkler und saftiger, als ich sie sonst noch sah, und das weiße Kieselbette des Stroms contrastirt malerisch. Ist man aber erst mitten darin, so verschwindet der größte Theil des Zaubers. Man reitet auf steinigen Wegen, unter Steinterrassen, über einem Steinstrome, durch welchen ein dürftiges Wässerchen mühsam hinschleicht. Kein frisches Grün entkeimt dem Felsenboden; hin und wieder erschienen in schmalen Streifen magere Waitzenäcker. Dieß war der Anblick dieses Thales. In den Landhäusern nahe um die Stadt haben Bürgerkrieg, Bomben und Plünderung gewüthet; schöne Gebäude sieht man ohne Thüren noch Fenster in verödeten Gärten. Es sind viele Orangen- und Zitronenbäume hier, allein sie stehen hinter hohen Mauern und haben weder den freudigen Wuchs, noch die Blatt- und Fruchtfülle der Hesperidengärten am Hyères.

Nach einer Viertelstunde sahen wir das alte Oneglia, mit verödeten Thürmen und einer Festung, hoch zwischen Olivenbäumen liegen, und gegenüber einen muntern Flecken, Borgo d'Oneglia genannt, tiefer am Berge unter hangenden Oelbäumen. Längs dem Flusse sind viele Oelmühlen. Das zuerst abgepreßte feinste Oel von Oneglia geht nach dem Norden; das schlechte nach Marseille, dessen ungeheure Seifensiedereien noch dazu das schlechte Oel von Kalabrien und von der afrikanischen Küste verschlingen. Die Menge der Olivenkerne wird gemahlen, dann oftmals gewaschen und alles Oelige rein abgeschöpft, und mit der dichten Glut derselben alles Brot hier gebacken. Die Kohlen aber füllen die Glutpfannen und Töpfe der ganzen Stadt. Die Sonne war heute heiß, der Wind aber scharf; und als wir an's Strombette

in die Schatten hinabstiegen, erblickten wir hoch über dem Hintergrunde des Thales die Schneegipfel der piemontesischen Alpen, und brachen zugleich Eiszapfen von Armlänge aus den Speichen der Oelmühlen. Bald erschien Borgo und Ponto Dazio, dann Paese di Sotte und di Sopra. Alle diese Flecken und Dörfer hangen an Steinterrassen oder liegen über ihnen auf Felsen. Durch dieses enge Thälchen stieg Bonaparte zu seiner ersten Siegesthat empor, — denn es war sein Weg zu dem Lorbeerfelde von Montenotte, wo er mit wenig über 20,000 zusammengerafften, hungernden, unbekleideten Truppen 30,000 wohlgenährte Oesterreicher aufsuchte — und schlug. „Dort oben, (sagte er, in die Gebirge deutend, wo die Oesterreicher sich postirt hatten) ist der Feind, da findet ihr Kleidung, Nahrung und Beute!" Den Tag zuvor rastete er in Oneglia; da thaten ihm die Einwohner alle Ehre an, und gaben ihm in einer schönen Villa ein Fest. Man hatte ihm zwei der schönsten Frauen (und das weibliche Geschlecht ist schön an dieser Küste) zu Tischnachbarinnen und zur Conversation zugesellt. Nach der Mahlzeit stand er mit beiden in einem Fenster; beide bestürmten ihn mit allen Pfeilen der Schönheit und des Witzes, Alles umsonst! Der Jüngling stand schweigend, die Augen an den Boden geheftet, ohne Blick noch Rede, unbeweglich und in tiefen Gedanken verloren: — die Seele des jungen Helden war schon auf dem Schlachtfelde von Montenotte.

Den 30. Wir ritten hinter der Stadt Port Maurice in ihr Thal. Dieser Ort ist überall gut und theilweise schön gebaut. Zierliche Landhäuser mit herabblickenden luftigen Hallen schauen über's Thal hin, an dessen Mündung das Städtchen auf hohen Uferbügeln liegt. Meine Meinung über die Monotonie dieser Thalklüfte bestätigt sich auch hier. Auch hier rollt ein wilder Felsbach hindurch. Das Thal ist Kieselstrombette, das Gestade Oliventerrasse. Auch hier der Einblick beim Eingang malerisch, doch könnte man leicht das eine mit dem andern verwechseln.

Das Meer wüthet noch immer, und wir sind, wer weiß auf wie lange, gefangen, denn der späte Winter dieser Küsten hat uns hier ergriffen, wo wir ohne die Gastfreiheit des guten jungen Paares sehr unglücklich wären, wo wir aber doch mit allem, was diese verarmte ausgeplünderte Wirthschaft vermag, gar nicht zu beneiden sind. Die Fenster im mittlern Stock dieses Hauses haben zwar Glasscheiben, allein diese sind vom Sonnenbrand, Schmutz und dem Kalkwasser, welches bei Erbauung des Hauses auf sie fiel, so erblindet, daß die flüchtigen Sonnenstrahlen, welche jetzt dies todtkalte Haus berühren, gar nicht durchdringen: wir sitzen wie in einer Blendlaterne, und sehen nicht, ob der

Himmel grau ist oder blau, sondern hören nur die furchtbaren Wellenstöße, deren jeder das ganze Städtchen erschüttert, wie ferner Kanonendonner! Es giebt hier in Oneglia ganze Straßen, wo beide Häuserreihen durch quer übergestemmte Balken auseinander gehalten und vor dem Zusammensturz, so lange es geht, bewahrt werden. Muthlosigkeit redet aus Allem, und das auf ihre Kosten aus ihrer Asche emporgeblühte Port Maurice ist ein steter Dorn in ihren Augen. Als Oneglia drei Tage geplündert und ausgebrannt ward, flohen viele Einwohner, viele starben später vor Elend, so daß die Bevölkerung von 6000 auf 3500 geschmolzen ist. Wir aber seufzen nach halcyonischen Wintertagen, welche dieser wogenumbrandeten Küste fremd zu seyn scheinen, und uns doch allein von ihr scheiden können.

---

16. Einfachheit der Römer in öffentlichen Geschäften.

Unbeschränkte Liebe gegen das Vaterland, selbst zum Nachtheil und mit Verachtung anderer Nationen, Ehrfurcht gegen römische Gesetze und Obrigkeiten, dies waren die wenigen Hauptbegriffe, welche die Römer in ihren öffentlichen Geschäften vor Augen hatten, und um diese Hauptzwecke zu erreichen, brauchten sie nicht nur die wirksamsten, kürzesten Mittel, sondern sie gestanden sie auch ohne Umschweife oder verhehlte Absichten ein, und suchten sie frei zu befördern.

Wie weit die Simplicität der Römer vor dem zweiten punischen Kriege gegangen, mag dieser eine Zug schildern:

Attilius Regulus führte in Afrika mit dem glücklichsten Erfolg die Armee der Römer gegen die Carthaginienser an. Es wurde sein Commando über die gewöhnliche Zeit verlängert: er aber schrieb dem Rath: der Meier auf seinem Landgut, welches sieben Morgen groß war, sey ihm gestorben; diese Gelegenheit habe der gedungene Ackersmann wahrgenommen, habe alles Ackergeräth weggeschafft, und sich selbst entfernt. Er bäte deswegen, man sollte ihm einen Nachfolger schicken, er wollte selbst dahin gehen, damit sein Weib und Kind bei dieser Vernachlässigung des Ackers nicht ohne Nahrung wären. Die Consuln tragen das dem Rath vor, sie verpachten sogleich das Landgut des Regulus, machen der Frau und den Kindern einen Gehalt aus, und lassen das, was er auf dem Gute verloren, wieder herbeischaffen.

Welch ein Mann, der aus einem eroberten Lande als Heerführer dies schreiben, und welch eine Rathsversammlung, in der man

solche Berichte vortragen darf, in welcher sie Glauben finden und solche Maßregeln veranlassen!

Q. Fabius wird nach Carthago geschickt, um zu erforschen, ob noch friedfertige Gesinnungen von diesem Volk zu erwarten wären, und so, wie er es finden würde, sollte er Krieg erklären, oder Friede bestätigen. Er kömmt mit seinen Gefährten in den Rath, thut nur die einzige Frage, welche aber seinen ganzen Auftrag enthielt, ob es dem Willen der Republik gemäß gewesen, daß Hannibal Sagunt belagert hätte? Die Carthaginienser antworteten sehr weitläuftig und machten viel Umstände. Der Römer ergreift den Zipfel seines Kleides, macht eine Vertiefung in demselben, und sagt: Hier bringen wir euch Krieg und Frieden; nehmt, was euch gefällt. Man ruft ihm zu, er möchte geben, was er wollte. Er schüttelt seinen Rock, läßet die Falten hinabfallen und sagt: da habt ihr Krieg.

Fünf Jahre später will der alte Fabius (der Bedächtige) unter seinem Sohn als General dienen. Der Sohn, jetzt Consul, kömmt ihm entgegen, die vordersten Lictoren unterlassen gegen den Vater die sonst übliche Erinnerung, vom Pferde zu steigen. Der zwölfte Lictor, der unmittelbar vor dem Sohne hergeht, muß auf Befehl desselben diese Erinnerung thun; und nun springt der Vater voll Freuden ab und sagt: Ich wollte mich nur überzeugen, Sohn! ob du wüßtest, Consul zu seyn.

Der König Eumenes hatte die Römer bei ihrem Siege über den Antiochus nachdrücklich unterstützt. Die Römer sahen sich in dem Besitz von Klein-Asien, und machten kein Geheimniß daraus, daß sie es nicht für sich behalten wollten. Wer dürfte bei diesen Umständen mehr hoffen, als eben der Eumenes, der wohlverdiente Bundesgenosse der Römer? Er erscheint im Rath, und die Römer fordern, er solle alle Schüchternheit bei Seite setzen, sich nur erklären; der Rath werde alles mögliche für ihn thun. Eumenes antwortete: Wenn ein anderes Volk ihm die Wahl großer Belohnungen überließe und es ihm frei stünde, den römischen Rath zu befragen; so würde er gewiß die Meinung der hochansehnlichsten Versammlung zur Richtschnur sich erbeten haben, damit Niemand glauben könnte, er habe unmäßige Begierde gehegt, oder unbescheiden gebeten. Da sie nun aber selbst der schenkende Theil wären, so müßte es vielmehr noch ihrer Willkühr überlassen bleiben, wie großmüthig sie gegen ihn und seine Brüder seyn wollten.

Diese Rede schreckte den Rath gar nicht ab, ihn gerade herausprechen zu heißen. Und so stritt eine Zeitlang von einer Seite gefällige Nachsicht, von der andern Bescheidenheit; beide

Theile schienen sich Alles zu überlassen, doch war die Gefälligkeit in der That nicht sowohl gegenseitig, als sie die Unterhandlung verwickelte. Eumenes trat endlich aus der Versammlung. Der Senat blieb bei eben der Meinung. Es hieß: es sey doch etwas Ungereimtes (absurdum, Unerklärliches), daß der König nicht wissen sollte, mit welcher Hoffnung, mit welcher Bitte im Herzen er nach Rom gekommen; was für ihn und sein Reich recht sey, müsse er am besten wissen: — — — man müßte ihn also zurückrufen und ihn nöthigen zu sagen, was er wünschte, was er dächte. Der König erschien, und dieser Ernst hieß ihn deutlicher sich erklären.

Eine belagerte Stadt der Celtiberier schickt an den Tiberius Sempronius Gracchus Gesandte: ihr Vortrag war noch ganz nach alter Einfalt. Sie verbargen es nicht, daß sie Lust hätten, den Krieg fortzusetzen, wenn sie sich nur stark genug sähen. Jetzt bäten sie nur, er möchte ihnen erlauben, zu andern Völkerschaften zu gehen, um Hülfe zu holen. Wenn sie keine bekämen, so wollten sie sich von jenen trennen und nur an sich denken. Gracchus erlaubt es, sie gehen, kommen nach wenig Tagen zurück und bringen zehn andre Gesandten mit. Es war um die Mittagszeit, die Gesandten forderten nichts angelegentlicher von dem Prätor, als daß er ihnen zu trinken möchte bringen lassen. Sie tranken die ersten Pokale aus, und forderten zum Zweitenmal. Die Umstehenden brachen in Lachen aus, daß diese Leute so roh, und in aller Lebensart so unerfahren wären. Die Gesandten tranken abermals, und dann erst spricht der älteste von ihnen: Wir sind von unserm Volk abgeschickt, um nachzufragen, worauf dein Recht sich gründe, da du uns angreifst? Gracchus antwortete: er wäre im Zutrauen auf ein vortreffliches Heer hierher gekommen; wollten sie es etwa sehen, um den Ihrigen desto sicherern Bericht zu bringen, so wolle er es ihnen verstatten. Er befielt den Unterfeldherrn, alle Truppen, so Infanterie als Reiterei sich rüsten und unter den Waffen Uebungen machen zu lassen. Gleich von diesem Anblick entlassen, kehren die Gesandten zu den Ihrigen zurück, und keine Völkerschaft versucht es, der belagerten Stadt Hülfe zu senden.

Die Gesandten, so die Republik an den Perseus geschickt, wußten durch Hoffnung eines Vergleichs diesen König aufzuhalten, damit er nicht seine Macht brauchte zu einer Zeit, da die Römer in Griechenland sich noch nicht stark genug glaubten. Die Gesandten kamen zurück, und rühmten im Rath ihre Geschicklichkeit. Die alten Senatoren sagten: sie erkennten in den Künsten dieser Gesandten nichts römisches. — — Nicht durch List sowohl, als

durch wahre Tapferkeit hätten die Vorältern Kriege geführt, — nur der sey recht überwunden, dem man das Geständniß abgedrungen, er sey weder durch List noch durch einen Zufall, sondern, da Gewalt gegen Gewalt war, in einem rechtmäßigen Kriege überwältigt. Dies sagten die Alten; aber die Meinung derer, die das Nützliche dem Ehrenvollen vorzogen, ging im Jahre der Stadt 581 schon durch.

Ein siegreichrr syrischer König, dessen Vater gegen die Römer eine Schlacht verloren, hatte dem König von Aegypten fast schon das ganze Land abgenommen. Die Römer schickten Gesandten, um die streitigen Theile zu vergleichen. Der König begrüßet sie, da sie kommen, und reicht dem Popillius, dem ersten derselben, die Hand. Popillius überreicht ihm die Täfelchen, die seinen schriftlichen Auftrag enthielten, und heißet ihn dies vor allen Dingen lesen. Der König lieset, und seine Antwort ist, er wolle seine Minister zu Rathe ziehen und erwägen, was er zu thun habe. Popillius, wie er denn so ganz ein Mann nach der rauhen Natur war, beschreibt mit dem Stäbchen, das er in der Hand hatte, einen Kreis um den König: „Ehe du aus diesem Kreise tritst, gieb eine Antwort, die ich dem Rathe vorlegen kann.“ Der König staunte bei dem so gebieterischen Vortrage, besann sich ein wenig, und sagte endlich: Ich will thun, was der Rath haben will. Da erst reicht Popillius dem Könige, als einem Freunde und Bundesgenossen, die Hand, — und nun ward weiter kein Congreß gehalten, kein Courier geschickt, kein Ballen Papier beschrieben.

So einfach gingen sie mit Königen auch zu der Zeit um, wenn sie selbige noch sehr nöthig hatten. Syphax, als Feind der Carthaginienser, schickt mitten im zweiten punischen Kriege Gesandten. Die Römer nahmen es, wie man glauben kann, sehr gut auf, schicken aber nur folgende Geschenke: Ein römisches purpurfarbenes Ober- und Unterkleid, einen elfenbeinernen Stuhl und eine goldne Schüssel, fünf Pfund schwer. Andern afrikanischen Königen senden sie römische verbrämte Kleider, goldne Schüsseln, drei Pfund schwer.

Zu eben der Zeit schickten sie einem Ptolemäus und einer Cleopatra in Aegypten Kleider, wie dem Syphax, und den Stuhl; statt der goldnen Schüssel aber der ägyptischen Königinn einen gemahlten Ueberwurf und purpurfarbnen Mantel.

Scipio schenkt dem Masiniſſa, dem er zugleich ein Königreich giebt, eine goldne Krone (wie seinem General Lälius), eine goldene Schale, einen Stuhl auf Rädern, einen elfenbeinernen Stab, ein römisches Ober- und Unterkleid.

Das römische Volk schickt dem Masiniſſa zwei purpurfarbne Kriegskleider mit goldenen Schnallen, Röcke mit breitem Purpurbräm, zwei Pferde mit ihrem Schmuck, zu jedem die Rüſtung für den Reiter, und den Panzer, ferner Zelt, ja die ganze Feldequipage, ſo wie der Conſul ſie bekam.

Das folgende Jahr brachte ihm noch mehr Beweiſe der römiſchen Freigebigkeit (ampla dona), goldne und ſilberne Gefäße, eine Purpurtoga, einen bunten Ueberrock, einen Stab, Stuhl, und ein obrigkeitliches Kleid.

Der König Attalus brachte die wichtigſten Nachrichten und Verſicherungen von Unterſtützung und Hülfstruppen nach Rom. Er bekam ein Haus zur freien Wohnung, es wurde ihm zum Unterhalt alles unentgeldlich gereicht, an Geſchenken bekam er zwei Pferde, den Schmuck dazu, Silbergeſchirre, 100 Pfund am Gewicht, goldne, 20 Pfund ſchwer.

Der König von Macedonien ſchickte eine goldne Krone, 100 Pfund ſchwer, und bat um Erlaubniß, dies Geſchenk auf dem Capitol im Tempel des Jupiter niederlegen zu dürfen. Er bekam die Erlaubniß; die Geſandten, die das Geſchenk gebracht, bekamen eine höfliche geneigte Antwort, und dem Jupiter ließ der Rath die Sorge, ſich dankbar zu erzeigen.

Den Geſandten des Antiochus, die freilich 500 Pfund Gold gebracht, ward freie Wohnung, Verpflegung während ihres Aufenthalts, und an Geld 100,000 Seſtertien gegeben.

Die Einwohner von Lampſacus verſprachen Hülfe gegen den Perſeus, und ſchickten 80 Pfund Gold in einer Krone. Jeder Geſandte bekam 2000 Seſtertien. Dies wurde den Geſandten der Carthaginienſer, den Griechen, die über einen Statthalter klagten, den Pamphyliern, die eine goldne ſehr ſchwere Krone brachten, gegeben: auch den Rhodiern, ungeachtet man ihres Trotzes wegen ſehr böſe auf ſie war, angeboten.

Nur den Geſandten der Gallier jenſeit der Alpen, die im Kriege gegen den Perſeus Hülfe verſprochen, giebt der Rath eine goldne Kette und goldne Schüſſeln, ſechs Pfund zuſammen, und ein ganz ausgerüſtetes Pferd.

Totys, König in Thracien, bittet um die Entlaſſung ſeines Sohnes, den die Römer als Geißel unter den Macedoniern gefunden hatten. Der Vater erbietet ſich zu allem Löſegeld, was die Römer nur fordern konnten. Der Rath läſſet ihm antworten: Die Römer wollten lieber thun, was ihrer würdig wäre, als was er verdient hätte; er ſollte ſeinen Sohn und die Geißeln wieder haben. Die Wohlthaten des römiſchen Volks hätte man unent-

geltlich; sie wollten den Werth derselben lieber in den Gemüthern der Verpflichteten ruhen lassen, als sogleich beitreiben.

Dem Sohn des Masinissa, der zu einem Siege Glück wünschte, gaben sie 100 Pfund Silbergeschirr, freie Kost in Italien, ein Schiff, um nach Afrika zurück zu kehren, und seinem Gefolge Kleider.

Sein Bruder, der nach Italien verschlagen war, bekam eben das. Dem Prusias, dem Sohn des Nicomedes, wurde ungefähr dasselbe Geschenk gemacht.

Vergleicht man die ersten in der That unwichtigen Geschenke, mit den letztern, die weit beträchtlicher waren, so bleibt es wirklich zweifelhaft, ob jene bloß der Leere der römischen Kassen, oder diese der steigenden Pracht der Römer zuzuschreiben seyen.

Noch mehr erscheint der einfache und etwas stolze Republikaner, der die königlichen Vorzüge unter die Füße tritt, in dem Betragen gegen den Masinissa. Dieser will als Greis in der Freude seines Herzens nach Rom kommen, um auf dem Capitol wegen des Sieges der Römer über den Perseus zu opfern. Sein Sohn bittet persönlich um diese Erlaubniß, und der Rath antwortet: Masinissa thäte, wie es einem rechtschaffenen und dankbaren Manne zustünde, daß er einen solchen Werth auf die Wohlthat legte, wodurch ihn die Römer verpflichtet. Uebrigens möchte er den Göttern für den Sieg der Römer bei seinen Altären danken, zu Rom würde es sein Sohn für ihn thun. Im Glückwünschen hätte dieser in seinem eigenen und seines Vaters Namen auch schon das Seinige gethan. Der Rath hielte dafür, daß sein Reich zu verlassen und aus Afrika zu gehen, nicht zu rechnen, daß es dem Könige selbst nichts helfen könne, auch dem römischen Staate nicht zuträglich seyn möchte.

Doch nicht allein gegen Könige zeigte sich der Geist der Römer also: gleiche Simplicität herrschte in Ansehung der Belohnungen, welche der Staat dem Verdienst eines Bürgers zugestand.

Ein Römer aus einem Jahrhundert, in welchem dieselben Belohnungen noch in ihrem Werth waren, obschon alles andere weit von der Simplicität der ersten Zeit abgewichen war, wird in seiner starken Sprache es selbst am besten beschreiben: „Zweimal sahen wir die Stadt in dem Umfang der Wohnung des Kaisers, unter dem Caligula und Nero; damit nichts fehlte, so war des Nero Haus das goldene. So wohnten auch die Männer, welche dies Reich so groß machten; von dem Pfluge, von ihrem Heerde gingen sie aus, um mächtige Völker zu überwinden und im Triumpf zurückzukehren, ihr ganzes Feld nahm einen kleinern Umfang ein, als jener Kellerei. Nun stelle man sich vor, wie klein

dagegen der Platz war, den ein ganzes Volk dem unüberwindlichen Feldherrn, um ein Haus darauf zu bauen, zuerkannte. Solcher Häuser größter Glanz war, wie man es in der Wohnung des Valerius Publicola und dessen Bruders sahe, wenn dem Mandat hinzugefügt ward: daß ihre Häuser nach außen ihm sich öffneten, und die Thüre nach der Straße hinaus fiele. Das war der glänzendste Unterschied auch bei Häusern triumphirender Helden. —

Keine Krone war schätzbarer als die Graskrone; — ihr stand die mit Edelsteinen besetzte, die goldne, die Lager=, Städte=, Flotten=, Bürger=, die Triumphkrone nach. Alle diese ertheilten einzelne Männer, die Feldherrn, die Sieger einzelnen Soldaten, oder auch zuweilen einer größern Gesellschaft und Verbindung von Menschen; der Rath, nun befreiet von den Sorgen des Krieges, ein nun sorgloses Volk bei dem Triumpf erkannte sie dem Sieger zu: die Graskrone aber ward nur in der äußersten Verzweiflung, nur von einem ganzen geretteten Heere zuerkannt. Andere gaben Feldherrn, diese gab der Soldat seinem Feldherrn. — Ihr Stoff war grünes Gras, welches man an dem Orte ausrupfte, wo jemand sich als Retter der Eingeschlossenen gezeigt hatte.

Der bürgerlichen oder Eichelkrone weichen die Städte=, Lager= und andere goldene Kronen, obwohl sie mehr innern Werth haben. Sie setzt die Erfüllung strenger Bedingungen voraus. Einen Bürger muß man erretten, den Feind tödten: den Ort, wo die That vollbracht wurde, muß der Feind den Tag über behauptet haben. Hülfstruppen, wäre auch der Gerettete ein König, geben keine Ansprüche auf diese Ehre; ist auch der Feldherr gerettet worden, so steigt die Ehre dennoch nicht, weil die Stifter dieses Ehrenzeichens wollten, die Ehre sollte bei jedem geretteten Bürger die höchste seyn. Des einmal zuerkannten Kranzes kann man sich immer bedienen. Tritt, der ihn trägt, in den Platz der Schauspiele; so stehet, dem Herkommen nach, alles, selbst der Rath, auf. Unmittelbar bei den Rathsherren darf er seinen Platz nehmen. Er hat Freiheit von allen bürgerlichen Lasten, er, so wie sein Vater und Großvater väterlicher Seite. Vierzehn solcher Kränze empfing Siccius Dentatus, sechs Manlius Capitolinus. Dieser auch einen wegen des Feldherrn Servilius. Scipio Africanus wollte von seinem Vater bei Trebia keinen annehmen.

O einer unendlichen Dauer würdige Sitten, die so große Handlungen bloß durch Ehre belohnten, und da sie andern Kronen durch Gold den Werth geben, die Rettung eines Bürgers über alle Schätzung hinaus setzen wollten: so deutlich gaben sie zu er=

kennen, einen Menschen zu erretten, in Hoffnung des Gewinnstes, sey unrecht.

Wie ungleich die Ansprüche waren, welche die Sieger auf Vorzug und Belohnungen machten, je nachdem die Zeiten sich ungleich waren, in denen sie siegten, das mögen folgende entgegengesetzte Beispiele erläutern.

Duillius, mit der in Eile erbauten ersten Flotte, welche aus den römischen Häfen auslief, schlägt die eben so starke und unendlich besser bediente Carthaginiensische Flotte. Die Freude des Volks war unbeschreiblich, aber die Belohnung weniger als mäßig. Der Sieger darf die Schnäbel der eroberten Schiffe an eine Säule heften, in einer simpeln Aufschrift seinen Sieg erzählen, Fackeln brauchen, wenn er des Abends nach Hause gehet, und eine nicht halb so geräuschvolle Musik vor sich hertreten lassen, als jeder, der sie bezahlen kann, jetzt vor sich her gehen lässet.

Cornificius führte in dem Kriege zwischen Augustus und Sext. Pompejus sein Corps, welches von diesem eingeschlossen war, kümmerlich, aber mit vieler Standhaftigkeit hindurch zum Heer des Agrippa. Wegen dieses Betragens ließ er jedesmal, wenn er in Rom außer dem Hause speisete, auf einem Elephanten sich nach Hause führen.

Doch wir gehen in die ältern Zeiten zurück, um der Wirkung nachzuspüren, welche Simplicität auch auf das Volk äußerte.

Ein Tribun klaget den Manlius an; Titus der Sohn des Beklagten kömmt unvermuthet mit dem Schwert in der Hand dem Tribun über den Hals, und nöthigt ihm den Eid ab, daß er seinen Vater in Frieden lassen wolle. Der Tribun bleibt dem Eide treu, tritt in der Versammlung des Volks auf, und giebt dem Volk ganz unverholen Nachricht von der Ursach der aufgehobnen Klage. Das Volk nimmt dies so gut auf, daß es Kläger und Beklagten deswegen nicht weniger als vorher schätzt.

Q. Varius mit dem Zunamen Hybrida hatte den M. Aemil. Scaurus, (damals den geehrtesten Rathsherrn) angeklagt. Scaurus erschien, und dies war seine Rede: Varius aus Sucro sagt: Aemilius Scaurus habe die Bundsgenossen der Römer zum Kriege gegen sie gereizt. M. Scaurus, jetzt der erste im Rath, leugnet es. Zeugen sind nicht da: Ihr Römer was dünkt euch, wem wollt ihr glauben? — Diese Simplicität wirkte so gut, daß alles in die größte Bewegung gerieth, und der Tribun selbst den M. Scaurus entließ.

Plutarch erzählt einen Auftritt, der vielleicht eben so stark von der Simplicität in gewissen Anordnungen zeuget, als er des Pompejus Geschicklichkeit verräth, so viel Ehre als möglich von

einer Handlung zu ziehen, die den Schein der strengsten Subordination hatte.

„Bei der Musterung durch die Censoren fuhren die römischen Ritter, welche so vielen Feldzügen beiwohnen, als die Gesetze fordern, ihr Pferd auf den Markt zu den Censoren. Da nennen sie jeden Anführer und Sieger, unter dem sie gedienet, geben Rechenschaft von ihren Diensten, und bitten um Entlassung. Nachdem nun jeder sich betragen, so fällt das Urtheil für ihn schimpflich, oder ehrenvoll aus. Gellius und Catulus, Männer von Würde, saßen als Censoren, und die Ritter passirten die Musterung. Nun erblickt man den Consul von der Höhe herab dem Platz sich nähern. Aller andere Pomp seiner Würde begleitet ihn, er selbst aber führt sein Pferd. Er kömmt näher, man erkennt den Pompejus, der so jung schon längst über Africa und Spanien triumphiret hatte. Die Lictoren müssen ihm Platz machen, und er trat zu der Bühne. Das Volk stand still und staunend. Bei diesem Anblick nimmt Beschämung, mit Freude vermischt, die Censoren ein. Der ältere derselben fragt den Pompejus: Ich frage Dich Pompejus, hast Du die Feldzüge, welche das Gesetz fordert, mitgemacht? Pompejus antwortet laut: Alle, und zwar alle als Heerführer und Sieger. Das Volk hört es, und bricht in Freudengeschrei aus. Es ist vergeblich Freude und Ausruf zu stillen; die Censoren erheben sich von ihren Sitzen, begleiten den Pompejus nach Hause, das Volk folgt, jauchzt, und dankt der Hauptperson dieses Schauspiels.

Von dem Pompejus selbst mag man urtheilen was man will, das Volk hielt doch einmal sein Betragen für Neigung sich dem zu unterwerfen, was eigentlich dem großen, außerordentlichen Mann nicht vorgeschrieben war: es bewunderte das Einfache in dem Betragen seines Consuls und des ersten Mannes in Rom.

Wie natürlich spricht C. Gracchus in einer Rede an das Volk. Ihr Bürger Roms, wenn ihr weise und gut seyn, wenn ihr nachforschen wollt; so werdet ihr finden, daß keiner von uns, ohne etwas dafür zu haben, hier auftrete. Wir alle, die hier zu euch sprechen, richten unser Absehen auf etwas; es tritt keiner hervor, als nur um etwas davon zu tragen; selbst ich, der ich zu euch rede, ihr sollet eure Einkünfte aus den Provinzen vermehren, damit ihr um so leichter euren Vortheil und den Vortheil des Ganzen befördern könnet, auch ich spreche nicht umsonst. Ich will zwar von euch kein Geld, aber guten Ruf, Ehre will ich. Die, welche auftreten, um euch die Einführung dieser Verordnung zu widerrathen, wollen nicht Ehre von euch, wohl aber Geld von dem König Nicomedes u. s. f.

Wie einfach und zugleich wie zuverlässig müssen nicht die Erklärungen der Senatoren gewesen seyn, wenn Gracchus dem Piso vor den Ohren des Volks aus einer Handlung, welche mit dessen ehemaliger Erklärung nicht übereinstimmte, einen harten Vorwurf machte, wenn das ganze Volk Theil daran nahm; wenn ferner das, was bei der Verurtheilung des Catilina bemerkt wurde, etwas so seltenes war, daß ein römischer Geschichtsschreiber es als etwas ganz außerordentliches erzählt. „Caesar sprach gegen die Todesstrafe der Aufrührer, und drohte so nachdrücklich, daß Decimus Silanus, der ernannte bestimmte Consul es über sich erhielt, seiner zuerst eröffneten Meinung, die er nicht ohne Schande hätte zurücknehmen dürfen, durch eine mildere Erklärung das Ansehen zu geben, als hätte man sie gegen seine Meinung zu hart verstanden.

Wie natürlich spricht nicht ein Cicero von Dingen über welche, wie er wußte, ein großer Theil der Zuhörer ganz anderer Meinung war, wohl gar ihn verachten könnte. Das Studieren der griechischen Dichter hielten viele für eine Beschäftigung, der kein großer, mit dem Staat sich beschäftigender Römer sich ergeben dürfte; und doch bekennt dieser Cicero in einer öffentlichen Rede sich frei zu dieser seiner Lieblingsbeschäftigung.

Die Schaubühne war noch gar nicht so geachtet, daß nicht eine gewisse Beschimpfung auf die Schauspieler hätte zurückfallen sollen. Cicero scheint dies selbst einzugestehen, indem er sagt: Roscius ist ein solcher Meister in seiner Kunst, daß man denkt, er allein mache es der Mühe werth, im Theater Zuschauer zu seyn; er ist aber auch ein so guter Mensch, daß er allein über die Nothwendigkeit weg seyn sollte, auf der Bühne zu erscheinen. Aber eben der Redner stattet doch zugleich auch öffentlich dem Dank ab, der ihm so ausgezeichnetes Vergnügen macht, erklärt unverholen den Schauspieler für seinen Freund, hält eine Rede, deren Zweck es ist, dem römischen Volk starke Vorwürfe zu machen, daß es während einer Vorstellung des Roscius unruhig und lärmend sich gezeigt hatte. Diese Rede wird mit andern öffentlich bekannt gemacht, und dreihundert Jahre nach ihm noch gelesen. In einer Rede gegen den Antonius tadelt Cicero vor dem Volke die unmuthigen Entschließungen des Raths. In dem Anfange einer andern sagt er zum Consul: „Mehr Verwirrung war bei den gestrigen Verhandlungen, als die Vorschrift zu erlauben schien, nach welcher Du, C. Pansa, Deine consularische Regierung führen wolltest. Leute, denen Du sonst nicht nachzugeben pflegtest, schienen Dir jetzt fast unwiderstehlich. — L Cäsar hat als Oheim des Antonius eine gelindere Sentenz von sich gegeben.

Seyd ihr, die ihr ihm beipflichtet, etwa auch Oheime? Aber was war denn der streitige Punkt? Einige glaubten, man müsse den Namen Krieg nicht in die Erklärung gegen den Antonius bringen: sie wollten es lieber Tumult genannt wissen, und da zeigten sie, daß sie weder von der Sache, noch von den Bewegungen rechte Begriffe hatten."

(Zusatz) „Sagt selbst (spricht Cicero zu dem versammelten Rathe), wer hat wohl in diesen letzten zwanzig Jahren die Ehre der Supplication erhalten, der nicht zugleich den Imperator-Titel erhalten hätte, entweder für sehr unbedeutende, oder, dies ist der gewöhnlichste Fall, für gar keine Thaten?"

Auch von den Römern, welche als erklärte Feinde gegen einander arbeiteten, wollten es die Gesetze, daß sie auch hier offen, und einfach verfahren sollten. Der Beklagte hatte Erlaubniß, jemand zu halten, der den Ankläger immer beobachtete, und seine Bemühungen, die zum Schaden des Beklagten abzielen könnten, entdeckte und hinderte. L. Murena, als Beklagter, hielt auch solch einen Beobachter um Cato den jüngern. Der Abgeordnete ward bald ein Bewunderer des offenen geraden Wesens des Cato, und gewann solche Zuversicht gegen ihn, daß er ihn einst antrat, und fragte: ob er heute noch etwas zum Schaden des Beklagten vornehmen würde? wenn nicht, so wollte er nun nach Hause gehen.

Statt der heimlichen Anklage und Verschwärzungen ihrer Gegner, wählten die Römer gewöhnlich die zahlreichsten Versammlungen, den Sitz der Geschäfte des Volks selbst, um alles laut heraus zu sagen, was sie schlechtes von einem Mitbürger wußten, um seine schädlichen Absichten zu entdecken, und nichts zu unterlassen, was das Volk gegen ihn aufbringen, und alle seine Bemühungen hintertreiben konnte. Unser Zeitalter könnte uns keine Begriffe geben von dem Freimüthigen und Dreisten, das in diesen öffentlichen Beurtheilungen herrschte.

---

17. Das Landhaus des Plinius, Laurentum, zwischen Rom und Ostia.

Ich brauchte nur vier Stunden, von Rom nach Ostia zu gehn, ob ich gleich nur selten scharf ging und länger als eine halbe Stunde unterwegs verweilte. So konnte Plinius, wenn er scharf ging, nach Vollendung seines täglichen Geschäftskreises (composito die, wie er sich ausdrückt) in anderthalb Stunden recht gut auf seinem Laurentum seyn.

Ich liebe die Bestimmtheit und Genauigkeit in den Gemälden der guten, alten Schriftsteller. Man würde zum Beispiel die Lage vom Landhaus des Plinius nicht besser angeben können, als er im siebzehenten Brief des zweiten Buchs seiner Briefe selbst sie aufnimmt.

Man gelangt dahin nicht bloß auf einem Wege: die Straße von Ostia und von Laurentum führen beide dahin. Allein man muß die Straße von Ostia und von Laurentum beim vierzehnten Meilenzeiger verlassen. „Beide Straßen sind noch vorhanden, und man würde die Lage von dem Landhaus des Plinius nicht verfehlen können, die er an die Meeresküste setzt. „Wenn man die Hauptstraßen verläßt, fährt er fort, kömmt man auf einen sandigen Weg.“ Die ganze Erdzunge zwischen den Hügeln und dem Meer ist nämlich sandig; alles ist Ansatz der Tiber und des Meers. Dieser Theil des Wegs, den sein Freund Gallus nicht kannte, wird durch die Abwechselung in den Gegenständen angenehm, sagt Plinius: denn bisweilen engen ihn entgegenstehende Wälder ein, bisweilen läuft er auf weit sich ausdehnende Wiesen aus. Man erblickt zahlreiche Heerden von Schaafen, Pferden und Hornvieh, die, bei dem Eintritt des Winters von den Bergen herabgetrieben, sich bei einem schönen Frühlingsklima im Grase fett weiden.“ Das ist noch in unsern Tagen der Fall. Zahlreiche Heerden von Schaafen kommen mit Ende Oktobers von den neapolitanischen Gebirgen herab, um den Winter in der Campagna di Roma zuzubringen.

Ich habe sie zu tausenden ankommen sehen, mit den Schäfern an ihrer Spitze, um im Herbst des zweiten Frühlings zu genießen, der da nach dem Regen eintritt. Dann grünt alles wieder; die zwiebelartigen Pflanzen blühen wie im März; Veilchen und wohlriechende Schweinswurzeln (cyclamen europ.) zieren den Eingang in den Wald; weiße Gänseblümchen beleben die sandigen Wiesen; Gräser und alle Blumen des Frühlings folgen und durchkreuzen den Winter. Fällt zwei oder drei Tage Schnee, so ist dieß ein öffentliches Unglück. Ich habe ihn nur fünfzehn Tage auf den Sabinischen Gebirgen liegen sehen, wo ein Drittheil des Zuchtviehs zu Grunde ging, weil die Idee, Heu zu machen, Niemanden in den Sinn kam.

Zur Zeit des Plinius gab es über seinem Landhause zahlreiche Heerden von Kühen, welche, wie er sagt, dem Schatten und Wasser nachgingen; ein Umstand, der die Lage seines Landguts, das an dem einzigen Bach liegt, den es in der umliegenden Gegend gibt, noch näher bestimmt—

Ich komme zur Beschreibung seines Landguts selbst.

Schon früher macht' ich mich mit demjenigen bekannt, was die Neuern über die Landhäuser des Plinius und Horaz geschrieben haben, und mir scheint, man faßte die Gegenstände nicht nach ihrer wahren Beschaffenheit.

Beurtheilen wir einen, unsern Sitten fremden, Gegenstand; so beurtheilen wir ihn, ehe wir es uns versehn, nach den Verhältnissen unserer Welt; denn eine der schwersten Kraftäußerungen, ich möchte sagen, ein mißliches Wagestück (salto mortale) unsers Geistes ist die, sich an die Stelle anderer Menschen zu setzen.

Die Alten sind von uns, in Absicht auf ihre Sitten, so weit entfernt, als in Absicht der Zeit. Ein tief eindringendes Studium ihrer Sprache und Sitten gewährt den großen Vortheil, uns von allen Vorurtheilen unseres Landes, und unserer Sitten zu befreien; Vorurtheilen, denen eine große Nation zu Gunsten einer gleichzeitigen Nation nicht würde entsagen wollen. Und doch werden wir nur dadurch, daß wir uns in verschiedene Gesichtspunkte versetzen und aus uns selbst heraus gehn lernen, tolerant und gerecht.

Bei den Alten lebten die Familien isolirter, als bei uns. Ehrbare Frauen lebten eingezogen in ihrem Gemach. Eine große Familie war eine kleine Republik, und alles, bis auf die Gebäude, war das Werk der Sclaven zum Hausdienst. Die Folge davon war, daß ein Landhaus besser die Form seines Herrn annahm, als wenn es durch Fremde eingerichtet worden wäre.

Wenn wir über das Landhaus des Plinius urtheilen, so wollen wir es auf dem Papier sehen, es unserer Logik unterwerfen, wobei die erste Frage immer die ist: was würden die Vorübergehenden zu dieser Façade sagen? Plinius, der sich unbekümmert darum ließ, ob es Andern Vergnügen machen würde, hatte ein für seinen persönlichen Geschmack eingerichtetes Landhaus; und dieser Luxus ist größer, als man denkt.

Unsere Gärten haben über die unserer Väter einen großen Schritt vorwärts gethan. Aus den steifen Hecken und geschnittenen Bäumen gingen bezaubernde Landschaften hervor, und die Gartenkunst erhielt unter den schönen Künsten ihren Platz. Nur sind in unsern kalten Ländern diese schönen Landschaften bisweilen verloren für uns, und unser nordischer Himmel läßt uns ihrer nur selten genießen. Plinius, der in einem der schönsten Klimaten der Welt lebte, sah alle Einrichtungen für die Gesundheit als Gegenstände der unumgänglichsten Nothwendigkeit an: er suchte bisweilen die Sonne und eine gemäßigte Wärme, weil die Empfindungen, die mit dem physischen Wohlseyn zusammenhangen, diesem Gefühl, das von allen Gefühlen das erste ist, ihn wichtiger dünkten,

als ein Gemälde, das nur dem Auge gefällt, und bei jedem kalten Winde, jedem Regen sich der Betrachtung entzieht.

Das Landhaus des Plinius war so eingerichtet, daß es überall eine gleiche Temperatur hatte, und daß man jeden Augenblick, nach Belieben, Sonne und Kühlung haben konnte. Er hatte keine malerischen Partien angelegt; aber er wußte von demjenigen, was die Natur gegeben hatte, Vortheil zu ziehen. Seine Zimmer und Fenster hatten eine so glückliche Richtung, daß ihm Meer, Wald und Berge zu hundertfältigem Genusse zu Gebot standen. Seine Zimmer waren klein; aber Gärten, Terrassen, Promenaden schmolzen damit zusammen, und fanden sich innig damit vereint.

Endlich war alles so vollkommen nach dem persönlichen Geschmack des Plinius eingerichtet, daß jeder, der dessen Geschmack hätte, sein Laurentium allen Pallästen der Welt vorziehen würde, und jeder, der ihn nicht hätte, nichts widersinnigeres finden würde, als diese Gartenzimmer, dieß Ballspiel, diese Bäder, diese einsamen Gallerien: das ganze Innere ohne Gesellschaftssaal, und ohne Façade das ganze äußere Haus!

Die Alten malten wenig in der Landschaftmalerei. Hätten sie die bezaubernde Kunst des Claude und Geßner gekannt, sie hätten den neuern Gartengeschmack mit dem so wahren Geschmack für die schöne Natur, von dem sie in ihren Gebäuden und in ihrer Poesie so viel Vortheil zu ziehen wußten, vereinigt.

Die Verzierungen ihrer Gärten waren bisweilen ohne Geschmack. Das beweisen die Buchsbaumfiguren, die Plinius in der Beschreibung seines Landhauses in Toskana angiebt. Was wir Verzierungen nennen war etwas sehr zufälliges in den Gärten des Plinius, ist dagegen bei uns Neuern der erste Gegenstand der Aufmerksamkeit und Kritik, weil es oft der einzige Gegenstand ist, den man da antrifft. Anstatt des Gesellschaftsaals hatte Plinius Bäder und ein Ballspiel.

Wahrscheinlich hatte der Gebrauch der Bäder bei den Alten in der Art ihrer Fußbekleidung, die einen Theil des Fußes unbedeckt ließ, seinen Entstehungsgrund. In den ältesten Zeiten begnügte man sich, die Füße zu waschen: die Leichtigkeit, sich an- und auszukleiden, und vorzüglich die Reichthümer der Alten machten allmählig das Baden des ganzen Körpers zur allgemeinen Sitte.

Wasserleitungen und warme Bäder sind die ersten Gegenstände, welche den Eindruck der Neuheit für Fremde haben, die nach Rom kommen, und dieser allgemeine Gebrauch der Bäder bei den Alten hing vielleicht von einem kleinen Umstande in der Bekleidung der Füße und des ganzen Körpers derselben ab!

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Die neuern Römer sind so vollkommen das Gegentheil von den alten, daß Rom unter allen Städten Europas gerade diejenige ist, wo man sich am wenigsten badet. Es scheint, in den Sitten finde eine Reaction statt, die sich auf Alles erstreckt und sich ganze Jahrhunderte hindurch fortpflanzt.

Nimmt man Alles zusammen, was wir von den Sitten der Städte Latiums vor Romulus wissen, so werden wir überall die Keime römischer Sitten finden. Die Abgeordneten des Aeneas finden die Jugend von Laurentum auf ihrem Marsfeld, mit militärischen Uebungen beschäftigt. Militärische Uebungen erhalten sich mit kriegerischen Gewohnheiten, und verlieren sich damit. Plinius ritt, schwamm, spielte Ball, und bisweilen ging er auf die Schweinsjagd.

Nichts war schöner, als die Küste von Laurentum zur Zeit des Plinius, wo die Häuser in einigen Gegenden nur durch die Gärten von einander getrennt waren, andere dagegen, wie in Städten, unmittelbar an einander grenzten. Von der einen Seite sahe man das Dorf Laurentum, wo es drei öffentliche Bäder gab, auf der andern lag die große Stadt Ostia, und, jenseits der Tiber, lagen die prächtigen Palläste von Port-Trajan. Befand man sich zu Schiffe, so sah man das Meer mit Schiffen bedeckt, denn Italien lieferte Nichts, und die Hauptstadt der Welt erhielt alles zur See. Sah man nach dem Lande hin, so erblickte man von seinem Schiffe aus auf der einen Seite eine unermeßliche Reihe Landhäuser, auf der andern eine Reihe von Bäumen, Triften, Heerden; weiterhin Hügel mit Wäldern bedeckt, und Gebirge in der Ferne.

Kam man in das Haus, so fand man darin eine angenehme Einsamkeit, fand sich überall in Begleitung der Natur; das Meer stellte sich unter stets veränderten Gestalten dar; die Aussicht vervielfältigte sich an jedem Fenster; man sah sich vor den Winden geschützt und hatte immer Schatten oder Sonne, so wie man ein Bedürfniß dazu empfand; überall war eine sanfte Wärme mit Veilchenduft verbreitet, und wenn es regnete, so gaben Wärmeröhren eine Luft wie bei schönem Wetter. „O sanfte Ruhe meines Laurentums!“ ruft Plinius in einem Briefe an Fundanus aus; „o Meer, o Küste, wo die Musen immer gegenwärtig, mir so viel zu sagen haben. In deiner Mitte empfand ich die Leere des geräuschvollen Roms, jenes Leben, wo man, ohne Etwas zu thun, mit so viel Anstrengung und Verdrüßlichkeit Nichts thut, anstatt daß in meiner Zurückgezogenheit jeder Augenblick ein Leben für mich ist.“

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

18. Ausflug nach den Ruinen des alten Ostia.

Nichts ist merkwürdiger, als die kleinen Hügel, welche man in der Nähe des alten Ostia trifft. Der größte Theil derselben ist ganz mit Rasen bedeckt, und ich gestehe, ihr Anblick erweckte unwillkührlich in mir die Idee, was diese Hügel, Palläste oder Straßen, welche die Zeit und die Erde mit ihren Schatten bedeckt hatten, gewesen seyn müßten.

Nähert man sich den Ruinen der Stadt selbst mehr, so sieht man noch Mauern und Ueberreste von Gebäuden aus der Erde hervorstehen oder sich über ihre Oberfläche erheben. Die größte Ruine der Art, die sich über die Erde erhebt, heißt der abgebrochene Thurm. Dieß sind die Ueberreste eines Hauses oder Tempels, worin man noch zwei Fenster und zwischen beiden eine Nische unterscheidet, um eine Statue dahin zu setzen; denn es gab Statuen überall, und das marmorne Volk kam fast der Anzahl von eigentlichen Bewohnern gleich. Die Grundlagen vieler Gebäude und fast aller Tempel waren gewölbt, und die Sorge, welche die Römer dafür trugen, um die Feuchtigkeit aus ihren Häusern abzuhalten, verdiente von den neuern nachgeahmt zu werden. Ausgaben, die dazu beitragen, den Menschen vor physischen Uebeln zu bewahren, sind zu den unumgänglichsten zu rechnen. Unter allen Völkern sind die alten Römer dasjenige, welches diesen Luxus der Gesundheit am weitesten trieb, den vernünftigsten von allen Arten des Luxus, den die neuern in ihrer Art sich zu kleiden, zu bauen und zu leben, auf gleiche Weise vernachlässigen. Unbehaglichkeit, Krankheiten, Leere der Seele erhalten bei letztern den Vorzug vor einem gesunden Körper und einer Seele voller Leben und Genuß. Weder der stete Gebrauch des Bades, noch der Uebungen des Körpers findet bei uns statt. In unsern kalten Climaten verschmähen wir eine Sorgfalt, mit der die Römer in dem schönsten Clima Europa's bestrebt waren, sich den Genuß der freien Luft und eines stets gleichen Grades von Wärme (Temperatur) vermittelst der Wärmeröhren zu verschaffen. Wir fesseln unsere Seele durch tausend kleine gemachte Bande, und kommen endlich dadurch, daß wir überall das Wesen dem Schein aufopfern, dahin, daß wir das Leben um alle Realität bringen. Dieß waren meine Gedanken, als ich zu dem Orte ging, wo die Galeerensklaven, gleich den Engeln, welche dereinst den Staub der Todten wieder ins Leben zurückrufen sollen, die, seit so viel Jahrhunderten in der Erde begrabenen Götter und Helden in Marmor aus ihr hervorzogen.

Nichts ist interessanter, als die Wiedererstehung dieser Menschen und Götter, mit denen wir unsere Jugend hingebracht haben.

Der größte Theil der Mauern von dem, was wir das untere Stock oder Parterre eines Hauses nennen, ist vollkommen erhalten, und das Innere der Zimmer von einer ausgezeichneten Trockenheit. Hier enthält jede Hand voll Erde irgend ein Bruchstück aus der Welt der Alten. Ich habe hier Glas und in Perlmutter von dem größten Glanze verwandelte Fensterscheiben gefunden, die ein Hauch in Staub zerstreute. Trümmern von Vasen, bisweilen von großer Schönheit, und zerbrochene Amphoras sind in diesem Schutt der gewöhnlichste Fund.

Die Baukunst der Alten hatte mit der unsrigen wenig Aehnlichkeit. Sie hatten eine Menge kleiner Zimmer, und die schönen, rund gebauten Gemächer, (wie man auf dem Palatinischen Berge sehen kann), erhielten ihr Licht nur von oben herab. Unstreitig muß man den Grund der kleinen Zimmer in den Sitten des alten Roms und ganz Griechenlandes suchen, wo sich die Männer den ganzen Tag an öffentlichen Plätzen befanden. Was wir gesellschaftliche Versammlungen nennen, war den Alten unbekannt, und die Frauen lebten eingezogen in ihrem Frauengemach. Bis auf die Zeiten der Cäsaren war es gefährlich, zu Rom ein schönes Haus zu haben, und die Eifersucht, die herrschende Leidenschaft in Republiken, hatte die Römer gelehrt, in ihren Gebäuden mehr auf Nützlichkeit als äußern Glanz zu sehen. Aber dieselben Sitten erzeugten eine Pracht in den öffentlichen Gebäuden des Staats, und jene einfache und erhabene Architektur, auf die man immer wieder wird zurückkommen müssen.

Ein guter Beobachter, welcher der Arbeit des Ausgrabens mit seiner Beobachtung folgte, würde sehr nützliche Bemerkungen über die Art machen können, wie diese Gebäude verschüttet worden sind. Ich bin überzeugt, ein fortgesetztes Studium der Art würde Mittel an die Hand geben, wie sich die Architektur der verschütteten Gebäude entziffern liesse, und auf Stellen leiten, wo man Reichthümer, das heißt Statuen, zu erwarten hätte. Alle diese Arbeiten, von Sklaven verrichtet und geleitet von einem Neapolitanischen, zum Corporal empor gestiegenen Bauer, unter Aufsicht einiger römischer Gelehrten ohne Beobachtungsgeist, von denen überdieß jemand so selten als möglich nach Ostia kömmt, betreibt man noch ohne Einsicht.

Erwägt man die verschwenderische Zahl von Ruinen, die es auf dieser westlichen Küste Italiens giebt, so findet man die Hoffnung nicht ganz grundlos, hier dereinst größere Schätze zu entdecken, die Erzeugnisse des Geistes der Alten. Und warum, unter

so viel Glücksfällen der Erhaltung, auf die Hoffnung Verzicht thun, in diesen ungeheuern verschütteten Massen Manuscripte zu finden?

Um die einheimischen Künstler zu begünstigen, hat man zu Rom die Ausfuhr der Antiken verboten, welche den lebhaftesten Wetteifer der Neuern nach ihrem Besitz erzeugten. Die Idee, den Kunstfleiß durch Verbote von Einfuhr und Ausfuhr zu hemmen oder zu befördern, ist eine der ersten Ideen, die sich darbeut. Gleichwohl ist es nicht genug, den Zeiger einer Uhr mit dem Finger vorwärts oder rückwärts zu stellen, um sie im Gang zu erhalten; man muß ihre Vollkommenheit in dem Ganzen ihrer innern Zusammensetzung suchen. Dafür sollte man in Rom die Kunst studiren, die Antiken aus der Erde hervorzuziehen, und diese Art Unternehmungen, die eine reichere Ausbeute als alle Bergwerke von Europa versprechen, begünstigen.

Zu Rom giebt es ein, anderwärts ziemlich unbekanntes, einträgliches Gewerbe, das in der Wiederergänzung der Statuen besteht. Nichts macht einen sonderbarern Eindruck, als diese Werkstätte der Restaurateurs. Man geht über zerbrochene und zerstümmelte Körper, die Erde ist wie ein Schlachtfeld, mit Gliedmaßen übersäet: hier sind ein Haufen Köpfe, die meisten ohne Nasen, dort verstümmelte Körper, an einer andern Stelle abgebrochene Arme und Füße. Weiterhin scheinen vor dem Künstler wieder ergänzte Körper unter den Händen des Wiederherstellers von neuem aufzuleben. Der Konsul nimmt seine Würde wieder an, Pallas ihren Stolz, Venus ihre Grazie, Jupiter seine Blitze. Ist die Schöpfung vollendet, so kömmt die Stunde der Taufe. Dieß soll Brutus seyn, — hört man dann sagen, — jenes dort Scipio, Julius Cäsar oder Agrippine: und sie alle erscheinen mit erborgten Nasen, Armen, Füßen, aber mit berühmten Namen. Wir kennen die Physiognomie großer Menschen so wenig, daß die Alterthumskundigen sich darüber streiten, ob einer der berühmtesten Cicero'sköpfe nicht ein Marius ist. Sind aber diese Statuen einmal verkauft und aufgestellt, so erlangen sie einen Namen, wie die in ihren Nischen angelangten Madonnen einen Ruf, der sie bald über jeden Angriff der Verläumdung erhebt. Dieß Gewerb der Wiederergänzung sollte man aufmuntern. Mittelmäßigen Künstlern kann es sehr nachtheilig werden; aber ein Canova würde kaum die Concurrenz eines Phidias fürchten dürfen. Und ist der Künstler nur ein Mann von Genie, was geht es den Staat an, woher die Götter, die man zu Rom verkauft, ihre Gliedmaßen haben? Verschüttete Orte sind recht dazu geeignet, die Kunst des Restaurateurs durch die große Anzahl verstümmelter Statuen, die man da findet, in Flor zu bringen; und der Restaurateur brächte

wieder seinerseits die Kunst des Nachgrabens in Flor, wenn er so viel unnützen Gliedmaßen gleichsam neues Leben verleiht.

Die Aufzählung und Beschreibung der kostbaren Gegenstände der Kunst, die man zu Ostia gefunden hat, würde Stoff zu einem eigenen Werke abgeben. Man hat daselbst zwei vollkommen erhaltene Köpfe, in Fresko gemalt, gefunden: ein Umstand, der die Kunst der Alten, ihre Gebäude vor aller Feuchtigkeit zu verwahren, außer Zweifel setzt. Bei dem Restaurateur Franzoni hab' ich eine große Menge ägyptischer, zu Ostia gefundener, Gottheiten gesehen. Der scheußliche Mithras ward fünfzig Palmen unter der Erde gefunden: ohne Zweifel, weil der Dienst dieses Gottes der Zerstörung im Dunkeln vor sich ging.

— — — — — — — — — — — — — —

Nichts ist abscheulicher, als die Vorstellungen von Göttern bei diesen verderbten Beherrschern der Welt. Diese, durch Uebersättigung in sinnlichen Genüssen auch in Absicht des Geschmacks für das Schöne entarteten Menschen gaben ägyptischen oder persischen Göttern mit Tiegerköpfen oder Hundsgesichtern, welche von Schlangen eingehüllt oder von Scorpionen an den Quellen des Lebens genagt wurden, vor allen Göttern des Phidias oder Praxiteles den Vorzug. Das Gefühl des Schönen setzt eine Ruhe der Seele, eine Harmonie der Empfindungen voraus, die nur der Tugend gegeben zu seyn scheinen. Ist der Mensch einmal über das Maaß natürlicher Wünsche und Empfindungen hinaus, so giebt es nur Verwirrung in seinem Geiste: der Strahl des Schönen verschwindet mit der Lebhaftigkeit der Sinne und der Harmonie der Seele, ohne welche es weder Schönheit noch Tugend giebt.

Die Art des Ausgrabens zu Ostia ist kostbar und zugleich von wenig Nutzen. Man sollte Maschinen, zum Beispiel den Hebkrahn, dazu gebrauchen, um die Erde herauszuschaffen, die dann zum Landbau benutzt werden könnte. Die Ziegel würden einen Theil der Kosten tragen, und man sollte den Plan jedes Gebäudes und dann den Plan der Städte aufnehmen. Von allem dem geschieht Nichts.

Die am besten erhaltenen Ruinen befinden sich nahe am Fluß. Man unterscheidet Hügel im Halbzirkel, welche große Portikus oder Magazine zu verrathen scheinen. Es scheint nicht, daß die Tiber in siebzehn bis zwanzig Jahrhunderten in diesem Theil ihres Ufers das umgebende Land erhöht habe. Die an dem Fluß gebauten Mauern habe ihm unstreitig zum Damm gedient. Tiefe Höhlen am Fluß, in denen man keine Spur von Wasser entdeckt, beweisen, daß Thon mit Sand vermischt einen der Feuchtigkeit undurchdringlichen Grund aus dem Bett der Tiber mache.

Ich machte Bekanntschaft mit dem Corporal, Aufseher über die auszugrabenden Gegenstände aus der Welt des alten Roms.

Dieser Mensch, geboren in Aquila, in den hohen Gebirgen des Königreichs Neapel, wo der Schnee sich das ganze Jahr auf den höchsten Punkten erhält, hatte seit dreißig Jahren über alle Nachgrabungen, die man an dieser Küste veranstaltete, die Aufsicht gehabt. Gar nicht dumm, machte er den Frühling seine Campagne zu Ostia, und begab sich den Sommer wieder in sein Vaterland. Ich fragte ihn, warum er dieß Galeerenleben einem vernünftigen und freien Leben vorziehe, das ihn in seinen Bergen erwarte? Er gab mir zur Antwort: er müsse, um die zu entrichtenden Abgaben in einem Lande ohne Geld bezahlen zu können, zur Erhaltung seines Eigenthums im Ausland Geld zu verdienen suchen. Das ist der Fall mit tausend Taglöhnern, die zu Rom sich lieber den Tod holen, ehe sie durch Beförderung der Industrie ihres Vaterlandes in ihrer Heimath Geld herbei zu ziehen suchten. Aber die übeln Gewohnheiten der Staaten werden eben so wenig, als die der Einzelnen abgestellt!

Dieser gescheidte und brave Mann lehrte mich besser, als sonst jemand, die Unermeßlichkeit der Minen und der auf dieser Küste verschütteten Reichthümer der Kunst kennen. Er machte mir bemerklich, wie jede Erhebung des Terrains, die ich bisweilen für kleine Hügel genommen hatte, ein Haufen, oft mit Rasen bedeckter, Ruinen sey. Es gewährte mir überaus viel Vergnügen, mich mit ihm zu unterhalten. Ich habe stets empfunden, wie die Gewohnheit, den Menschen unter allen Formen zu suchen, unsere gesellschaftlichen Genüsse ins Unendliche ausdehnt. Die beschränkte Denkart, als könne man nur mit Menschen einer einzigen Classe leben, diese Dürftigkeit des Geistes, der von den Ideen und Empfindungen Anderer nur unter einer einzigen Form Gebrauch zu machen weiß, ist das untrügliche Kennzeichen einer beschränkten Seele. Es ist die schönste Frucht, welche die Liebe zu den Wissenschaften trägt, daß sie uns Interesse für alles einflößt, was unserer Theilnahme werth ist, und uns dadurch an alle Menschen, Classen und Nationen kettet.

Ich verweilte etwas, um die Aussicht auf einer der höchsten Ruinen nach der Tiber zu mir zu verschaffen. Ich sah daselbst von fern die Mündung des Flusses und darüber hinaus das Meer. Der Lauf der Tiber von da, wo ich mich befand, bis zum Meer, ist nicht gerade, wie es auf den Charten der Fall ist, sondern gekrümmt. Die nackten Ufer sind fast ohne Vögel; gleichwohl war die Luft von dem Gesang der Lerchen erfüllt, einem Gesang, der von den Küsten des mittelländischen Meeres bis an das Eismeer

den Reisenden erfreut und mit seiner Harmonie die Unermeßlichkeit und Einsamkeit des Luftraums zu erfüllen scheint.

Ich erinnerte mich der Ankunft des Aeneas an demselben Ufer, der dichten, das Ufer bekränzenden, Wälder, und der Vögel darin:

Vielartig umher und darüber
Schweben, gewöhnt an die Bord' und den
Lauf der Gewässer, die Vögel
Die mit Gesang einwiegen die Luft und die
Lauben des Haines.

Es war gerade die Zeit des Zugs der Staare, deren zahlreiche Heerden auf dem wenigen Gesträuch herumhüpften, das noch übrig war, oder ganz gravitätisch auf dem Rasen hinliefen. Die übrigen Bewohner der Haine waren mit den Wäldern verschwunden und der Boden der Tyrannen der Welt schien mit allgemeinem Tode geschlagen zu seyn.

An der Tiber giebt es Salzmagazine, die man, wie die Salinen selbst, hat eingehen lassen, und diese Art von Production eines Consumtionsartikels, der zu den ersten Nothwendigkeiten des Lebens gehört und so leicht zu gewinnen ist, daß er dem Ancus Martius nicht entging, ist jetzt gegen das Monopol einer Gesellschaft von Kaufleuten ausgetauscht, die Salz von Drepani kommen lassen.

Die Straßen von Ostia verrathen sich noch durch eine Reihe von Hügeln, die in einer regelmäßigen Folge und vorzüglich längs dem Fluße sich zeigen. Die Regierung hätte den Plan von Ostia aufnehmen lassen sollen; allein Rom, das nur von Ruinen lebt, verstand nie den Vortheil seines Handels.

---

19. O-Tahiti.

Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti, zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihre stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahle der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das

Auge Reihen von niedrigen, sanft abhangenden Hügeln, die, den Bergen gleich, mit Waldung bedeckt, und mit verschiedenem anmuthigen Grün und herbstlichem Braun schattirt waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brotfrucht-Bäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene empor ragten. Noch erschien alles im tiefsten Schlaf: kaum tagte der Morgen und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin. Allmählig aber konnte man unter den Bäumen eine Menge von Häusern und Canots unterscheiden, die auf dem sandigen Strand heraufgezogen waren. Eine halbe Meile vom Ufer lief eine Reihe niedriger Klippen parallel mit dem Lande hin, und über diese brach sich die Sonne in schäumender Brandung; hinter ihnen aber war das Wasser spiegelglatt, und versprach den sichersten Ankerplatz. Nunmehr fing die Sonne an, die Ebene zu beleuchten. Die Einwohner erwachten und die Aussicht begann zu leben.

Kaum bemerkte man die großen Schiffe an der Küste, so eilten einige unverzüglich nach dem Strande herab, stießen ihre Canots ins Wasser und ruderten auf uns zu. Es dauerte nicht lange, so waren sie durch die Oeffnung des Riefs, und eins kam uns so nahe, daß wir es abrufen konnten. Zwei fast ganz nackte Leute, mit einer Art von Turban auf dem Kopfe und mit einer Scherpe um die Hüften, saßen darin. Sie schwenkten ein großes grünes Blatt in der Luft und kamen mit einem oft wiederholten lauten Tayo! heran, ein Ausruf, den wir ohne Mühe und ohne Wörterbücher als einen Freundschaftsgruß auslegen konnten. Das Canot ruderte dicht unter das Hintertheil des Schiffs, und wir liessen ihnen sogleich ein Geschenk von Glas-Corallen, Nägeln und Metallen herab. Sie hinwiederum reichten uns einen grünen Pisangschoß zu, der bei ihnen ein Sinnbild des Friedens ist, und baten, solchen dergestalt ans Schiff zu befestigen, daß er einem jeden in die Augen fiele. Dem zufolge ward er an die Wand (das Tauwerk) des Hauptmastes fest gemacht, worauf unsere Freunde sogleich nach dem Lande zurückkehrten. Es währte nicht lange, so sahe man das Ufer mit einer Menge Menschen bedeckt, die nach uns hinguckten, indessen daß andere, voll Zutrauens auf das geschlossene Friedensbündniß, ihre Canots ins Wasser stießen und sie mit ihren Landesproducten beladeten. In weniger als einer Stunde umgaben uns hunderte dergleichen Fahrzeuge, in deren jedem sich ein, zwei, drei, zuweilen vier Mann befanden. Ihr Vertrauen zu uns ging so weit, daß sie sämmtlich unbewaffnet kamen. Von allen Seiten erschallte das willkommene Tayo! und wir erwiederten es mit wahrhaftem und herzlichem Vergnügen über eine so günstige Veränderung unsrer Umstände. Sie

brachten uns Cocos-Nüsse, und Pisangs im Ueberfluß, nebst Brotfrucht und andern Gewächsen, welche sie sehr eifrig gegen Glas-Corallen und kleine Nägel vertauschten. Stücke Zeug, Fisch-Angeln, steinerne Aexte, und allerhand von Werkzeugen wurden gleichfalls zum Verkauf ausgeboten und leicht angebracht. Die Menge von Canots, welche zwischen uns an der Küste ab- und zugingen, stellte ein schönes Schauspiel, gewissermaßen eine neue Art von Messe, auf dem Wasser dar. Ich fing sogleich an, durch die Cajütten-Fenster um Naturalien zu handeln, und in einer halben Stunde hatte ich schon zwei bis drei Arten unbekannter Vögel und eine große Anzahl neuer Fische beisammen. Die Farben der letztern waren, so lange sie lebten, von ausnehmender Schönheit, daher ich gleich diesen Morgen dazu anwendete, sie zu zeichnen und die hellen Farben anzulegen, ehe sie mit dem Leben verschwanden.

Die Leute, welche uns umgaben, hatten so viel Sanftes in ihren Zügen, als Gefälliges in ihrem Betragen. Sie hatten schöne schwarze Augen und Haare, und trugen ein Stück Zeug von ihrer eigenen Arbeit mitten um den Leib, ein anderes aber in mancherlei malerischen Formen, als einen Turban um den Kopf gewickelt.

Die Frauenspersonen, welche sich unter ihnen befanden, waren hübsch genug, um Europäern in die Augen zu fallen, die seit Jahr und Tag nichts von ihren Landsmänninnen gesehen hatten. Die Kleidung derselben bestand in einem Stück Zeug, welches in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzustecken, und hinten und vornen bis auf die Knie herabhing. Hierüber trugen sie ein anderes Stück von Zeuge, das so fein als Nesseltuch und auf mannichfaltige, jedoch zierliche Weise, etwas unterhalb der Brust, als eine Tunica um den Leib geschlagen war, so daß ein Theil davon, zuweilen mit vieler Grazie, über die Schulter hing. War diese Tracht gleich nicht vollkommen so schön als jene an den griechischen Statüen bewunderten Draperien, so übertraf sie doch unsere Erwartung gar sehr, und dünkte uns der menschlichen Bildung ungleich vortheilhafter als jede andere, die wir bis jetzt gesehen. Beide Geschlechter waren durch die von andern Reisenden bereits beschriebenen, sonderbaren, schwarzen Flecke geziert, oder vielmehr gerstellt, die aus dem Punctiren der Haut und durch nachheriges Einreiben einer schwarzen Farbe in die Stiche entstehen. Bei den gemeinen Leuten, die mehrentheils nackt gingen, waren dergleichen vornemlich auf den Lenden zu sehen, ein augenscheinlicher Beweis, wie verschieden die Menschen in Ansehung des äußerlichen Schmuckes denken und wie einmüthig sie gleichwohl alle darauf gefallen sind, ihre persönlichen Vollkommenheiten auf eine oder die andere Weise zu erhöhen. Es dauerte nicht lange, so kamen verschiedene

dieser guten Leute an Bord. Das ungewöhnliche sanfte Wesen, welches ein Hauptzug ihres National-Characters ist, leuchtete sogleich aus allen ihren Gebehrden und Handlungen hervor, und gab einem jeden, der das menschliche Herz studirte, zu Betrachtungen Anlaß. Die äußern Merkmale, durch welche sie uns ihre Zuneigung zu erkennen geben wollten, waren von verschiedener Art: einige ergriffen unsere Hände, andere lehnten sich auf unsere Schultern, noch andere umarmten uns. Zu gleicher Zeit bewunderten sie die weiße Farbe unserer Haut, und schoben uns zuweilen die Kleider von der Brust, als ob sie sich erst überzeugen wollten, daß wir eben so beschaffen wären als sie.

Da sie merkten, daß wir Lust hätten ihre Sprache zu lernen, weil wir uns nach den Benennungen der gewöhnlichsten Gegenstände erkundigten, oder sie aus den Wörterbüchern voriger Reisenden hersagten, so gaben sie sich viel Mühe uns zu unterrichten, und freueten sich, wenn wir die rechte Aussprache eines Wortes treffen konnten. Was mich anlangt, so schien mir keine Sprache leichter als diese. Alle harte und zischende Consonanten sind daraus verbannt, und fast jedes Wort endigt sich mit einem Selbstlauter. Was dazu erfordert ward, war blos ein scharfes Ohr, um die mannigfaltigen Modificationen der Selbstlauter zu unterscheiden, welche natürlicherweise in einer Sprache vorkommen müssen, die auf so wenige Mitlauter eingeschränkt ist, und die, wenn man sie einmal recht gefaßt hat, die Unterredung sehr angenehm und wohlklingend machen. Unter andern Eigenschaften der Sprache bemerkten wir sogleich, daß das O und das E, womit sich die meisten Nennwörter und Namen in Herrn Cook's erster Reise anfangen, nichts als Artikel sind, welche in vielen morgenländischen Sprachen vor den Nennwörtern herzugehen pflegen, die ich aber im Verfolg dieser Erzählung entweder weglassen, oder durch einen Strich von dem Nennwort trennen werde. Ich habe bereits im Vorhergehenden angemerkt, daß Herr von Bougainville das Glück hatte, den wahren Namen der Insel, ohne Artikel, sogleich ausfindig zu machen: er hat ihn auch, so weit es die Beschaffenheit der französischen Sprache erlauben will, in der Beschreibung seiner Reise, vermittelst des Worts Taiti, ganz richtig ausgedruckt; doch sprechen es die Indianer mit einer leichten Aspiration, nämlich Tahiti aus.

20. Die Verschüttung der Dörfer Goldau, Busingen und Lowerz durch den Einsturz des Roßberges.

Es war am 2ten September 1806, als nach den heftigsten Regengüssen mehrer Tage Abends um 5 Uhr, unter einem noch nie gehörten Donnern und Krachen und einer schwarzen hoch in die Luft empor wirbelnden Dampf- und Staubwolke, die oberste Höhe des Roßberges, Spitzebuel genannt, jählings zusammenstürzte. Tod und Verheerung verbreitend, Häuser und Hütten, Menschen, Heerden und Bäume, Lebloses und Lebendiges mit sich fortwälzend, hatte die ungeheure Masse von Felsenschichten, Erde und Waldung sich mit der Schnelligkeit eines wüthenden Waldstromes in zwei Armen in das schöne Thal hinabgestürzt, und, auf zwei Seiten hervorbrechend, die Dörfer Busingen und Goldau, nebst dem größten Theile von Lowerz, in grauenvollen Schutt, die Mehrzahl der Einwohner aber in eine gemeinschaftliche Todesnacht begraben. Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten wurden von der fortgeschobenen Kiesmasse zerdrückt, oder von ungeheuern, gleich einem Federballe fortgeschleuderten, Felsenstücken mit unbeschreiblicher Gewalt zermalmt und zerschmettert. Neue Felsenberge sah man in demselben Augenblicke sich aus der Tiefe emporthürmen. Große uralte Tannenwälder rissen sich von dem Abhange des sinkenden Berges los, und versanken tief unten im Thal, ohne nur eine Spur übrig zu lassen. Noch andere gewaltige Massen hatten sich durch die ganze Breite des Thales hoch an den Abhang des gegenüber liegenden Rigi-Berges hinaufgewälzt, oder waren wie Bälle über die Häuser und Bäume hinweggeschleudert worden. In Goldau selbst sahen mehre Einwohner die Unglück drohende Masse von der Spitze des Roßberges sich losmachen und heranbewegen, als plötzlich von der Kapelle aus die Sturmglocke ertönte. Auf ihren furchtbaren Ruf drängte sich alles, was sich in der Nähe befand, in das Heiligthum mit Zittern und Zagen zum Gebete herbei. Ein Augenblick, so stürzte unter den herabrollenden Bergtrümmern die Kirche zusammen, und ein grauenvolles ungeheures Grab verschlang sie alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder.

Während nun der eine Arm des Erdstromes Goldau und seine reizenden Umgebungen begrub, hatte der andere sich gegen Lowerz hinauf gewälzt, und bis an das Dorf und den See hinauf alles, was er auf seinem Wege traf, entweder mit sich fortgerissen, oder unter seinem Schlamm verschüttet. Das helle Blau des Lowerzer

Sees verwandelte sich plötzlich in eine widrige Leimfarbe, seine sanften Wellen in tobende Meereswogen, die nun mit reißender Gewalt gegen das Dorf Sewen hinauf sich wälzten, hier Häuser aus ihren Fundamenten hoben, und sie weit von ihrer Stelle versetzten. Der See selbst, mit unzähligen Trümmern bedeckt, trieb auf seiner Oberfläche Ruinen von Wohnungen und Ställen, Balken, Geräthschaften, Heuschober und Obstbäume in wilder Unordnung eines allgemeinen Unterganges umher.

In Lowerz stellte sich nach dieser grauenvollen Verwüstung Leben und Tod, Seyn und Nichtseyn, die herrlichste und die ödeste Natur, die Verwirrung eines Weltunterganges und eine ungestörte ländliche Ruhe und Ordnung in einem herzerschütternden Gegensatze dar; denn der verwüstende Erdstrom war zwar bis tief in das Dorf und auf die Höhe der Kirche vorgedrungen, hatte aber hier plötzlich seine Kraft verloren, und durch dieß glückliche: bis hieher und nicht weiter! wurden die äußersten Häuser des Dorfes wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht dem unvermeidlich scheinenden Untergange entrissen. Diese Wohnungen stehen nun unberührt und unbeschädigt nach wie vor zwischen schattenreichen Fruchtbäumen beisamen, und täuschen Sinn und Auge mit der Vorstellung des alten anmuthigen Lowerz. Aber, so wie man sich umwendet, und kaum drei Schritte von der lebendigen Welt, eröffnet sich der weite Schauplatz einer grauenvollen Verwüstung. Mitten unter den Ruinen, und als in einer Wüste stehend, zeigt sich der Kirchthurm, losgerissen von der eingestürzten, nicht mehr sichtbaren Kirche. Ein tiefes Schweigen ist über diese traurigste aller Einöden verbreitet. Schmale Nebelstreifen und weiße Dunstgebilde schweben hier und dort, wie bleiche Erscheinungen aus der Geisterwelt, in langsamen Zuge um die Gräte der neugeschaffenen Felsen und Schutthügel, und über dem Chaos der sumpfigen Tiefe. An einer Stelle balsamischer Blumenduft der nahen Alpen, und wenige Schritte weiter der Odem des Todes aus den Gräbern des aufgewühlten Todtenackers. Um das Dach des zusammengestürzten Beinhauses und unter den Trümmern des Kirchengeräthes und der Heiligenbilder liegen die Todtengebeine umher. Die dürftigen Insignien des geretteten Venerabile schimmern an einer der übrig gebliebenen Hütten; die herausgeschleuderten Glocken stehen auf der Erde, und der Zeiger der Thurmuhr weist, wie wenn die Zeit hier nicht mehr in Stunden getheilt werden sollte, unbeweglich auf eilf hin.

Wunderbar war das Leben zweier Kinder, Anna Maria und Franzisca, das eine nur von sechs Jahren, gerettet, die dem Erdstrome, der sich jählings über ihre Wohnung herstürzte, nicht mehr

hatten entfliehen können. Indem er das Haus über ihnen zusammendrückte, überdeckte er sie so, daß sie, obgleich bei völligem Bewußtseyn, und nur durch einen sehr kleinen Zwischenraum getrennt, dennoch sich weder rühren, noch einander nähern, noch irgend Hülfe leisten konnten. Unter der gewissen Erwartung des nahen Todes schlich die Nacht ihnen langsam dahin. Gemeinschaftlich hatten sie in ihrer Herzensangst gebetet, als der Ton einer benachbarten Sturmglocke, der in ihre Gruft drang, plötzlich einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz senkte, und sie muthmaßen ließ, daß doch oben auf der Welt noch Menschen seyn möchten. Gegen Morgen antwortete Anna Maria ihrer von Zeit zu Zeit sie ansprechenden Unglücksgefährtinn nicht mehr. Ein sanfter Schlummer hatte die Unschuldige umfangen, aus dem sie bald wieder zum neuen Leben erwachen sollte. Franzisca aber hielt diesen Schlummer für Maria's Todesschlaf, und erwartete mit Ergebung den Augenblick, der auch sie in denselben versenken, und eben dahin bringen sollte, wohin ihr die Kleine, wie sie glaubte, schon vorgegangen war. Unterdessen brach der Tag an, und mit ihm erschien den lebendig Begrabenen der Morgenstern des zweiten Lebens. Frühe mit der Dämmerung zeigte sich, nach einer Nacht voll Angst und Schmerzen, Maria's Vater auf den Ruinen, um nachzusehen, ob sich noch irgend eine Spur seines Häuschens entdecken lasse. Glücklicherweise war dieß nur so leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franzisca sogleich die Stimme des, wie sie sagte, oben auf der Welt Sprechenden erkannte. Zum Rufen selbst allzu entkräftet, ermahnte sie die nunmehr wieder wach gewordene Anna Maria, mit möglichster Anstrengung zu rufen, und nicht abzulassen; der Vater sey draußen. Das Mädchen erhob die kindische Stimme, deren geliebte Töne der Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe seinen Armen doppelte Kraft, und die Hoffnung beflügelte seine Eile. Nicht lange, so drang zwischen den aus einander gerissenen Trümmern und dem zertheilten Schutte das Licht des Lebens mit mildem Strahle wieder hinein in die düstere Gruft der lieben Kleinen. Franzisca, noch zweifelnd an ihrer Auferstehung, wankte hervor aus dem Dunkel ihres Grabes, und der treue Vater drückte die geliebten und geretteten Kinder mit stummen Entzücken an sein klopfendes Herz.

21 Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hier und da aus eigener Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fing der alte Witt an und schmunzelte: wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun! wenn Er das werden will, das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was! wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, als die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: so lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der ging immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem in's Gesicht sehen, das that er noch weniger: immer guckt' er ganz finster in sich hinein. — Wie meint Er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui! — dacht' ich da bei mir selbst, — denn der Titel stand mir nicht an, — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht; sieh du den Leuten dreist in's Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen: pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht?

Ei ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum, das war der Tanzmeister Herr Flink: der guckte aller Welt in's Gesicht, und plauderte mit Allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum. Und den, Herr Till, — wie meint Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollig! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist in's Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till? So hab' ich's gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar über sein Unglück klagte. — Ei was? fing der alte Witt an und schüttelte ihn: Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts?

— Immer kömmt ein Streich über den andern! Künftig leg' ich die Hände lieber gar in den Schooß, und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! nicht doch, Herr Flau! Gehen muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren, und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trick, damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, in's Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Plump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzu niedrig; — denn nicht lange darnach kam noch ein anderer gegangen, das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Hausſorgen im Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil; der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein

ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft: so kömmt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Speculation Geld von ihm borgen. — Viel, fing er an, wird dabei nicht heraus kommen, das seh' ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolliges Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fing er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun Herr Grell? Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt, die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, daß Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar, das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu?

Ei, ums Himmelswillen! Die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie steht's, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fing er an, viel Geld! — und da sah man wie ihm das Herz im Leibe lachte; ganz 'n hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn an-

redte: Was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber, wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun Herr Wills? Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch: viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt' er nur immer sprechen mögen wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprech' ich nun, nach Zeit und Gelegenheit wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

---

22. Joseph Timm.

Herr Joseph Timm, ein ehemaliger Landeigenthümer, der jetzt von seinen ansehnlichen Renten lebte, hegte in seinen letzten Jahren den unauslöschlichsten Haß gegen das Speculiren. Das bloße Wort, mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel, wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in dessen Handlung er Capitalien hatte, sagte er Freundschaft und Capitalien auf, weil dieser in seiner Unschuld von Speculationen sprach, die er zu machen gedächte; von den Franzosen, deren Partei er sonst eifrig hielt, sprang er zur Coalition über, weil er von jenen hörte, sie hätten eine Speculation auf Aegypten; und zum Bau der Pfarrwohnung in der St. Pauls-Gemeinde gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein schlechter Prediger aber ein guter Sternseher war, sich eine Specula darauf wünschte, die auch der Magistrat ihm bewilliget hatte.

Er machte sein Testament, und wollte seine beiden Söhne — jedoch in guter Gesinnung, wie es die Rechtslehrer nennen — enterben, um das Vermögen desto sicherer auf seine Enkel zu bringen. — Aber, sagte der Rechtsfreund, den er zu dieser Handlung erbeten hatte, Herr Doctor Glau, ein solcher Schritt, mein wertbester Herr Timm, will gerechtfertigt seyn; sonst wird, nach Ihrem Tode, das Testament angegriffen, und wohl gar umgestoßen.

Angegriffen? Von meinen Söhnen! — Sie sollten sich unterstehen!

Wenn man einmal im Grabe liegt, mein Herr Timm —

Ja so! dann hat es mit dem Ansehen ein Ende. Das fiel mir nicht ein — Ich bitte Sie um's Himmelswillen, Herr Doctor, wie bauen wir vor?

Ei wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen das Vermögen nicht kann und nicht soll in die Hände gegeben werden. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind — —

Das sind sie! so triftig als möglich, Herr Doctor. Denn meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht, und rückte und drehte an seiner Sammetmütze. — Ach! ich rede so ungern davon, aber vor Ihnen freilich muß ich mit meinem Unglück heraus. — Sie speculiren, die Narren!

Sie speculiren? — Nun?

Nun? Nun? Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doctor. Sie sind doch nicht auch etwa — — — He?

Ein Speculant, wollen Sie sagen? — Nein, was mich betrifft, ich bin zu einem Luftschiffer verdorben. Ich gehe der Nase nach, und bleibe auf ebener Erde.

Dabei erhalte Sie Gott! so brechen Sie wenigstens nicht, wie jener Versuchmacher, den Hals, der das Speculatiönchen hatte, über den Canal nach England zu fliegen.

Davon nichts, bitt' ich, kein Wort! So oft ich an die Geschichte denke, bekomm' ich den Schwindel. Lieber zu unsrer vorhabenden Sache! — Was Sie also Ihren Söhnen vorwerfen, und was ich in dem Testamente ausführen soll — ist? —

Ihre Speculationswuth, Herr Doctor: ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eigenen Kräfte und über den Kreis hinauszuwollen, in den sie Gott gesetzt hat, um darin zu leben, zu wirken, und glücklich zu seyn. Ich kann das Vermögen in den Händen solcher Menschen nicht lassen. Eben so gern auf offner Straße!

— Von dem ältesten, dem Kaufmanne, werden Sie ja wohl schon wissen — die ganze Stadt weiß ja —

Daß er landflüchtig ward, — daß es mit seinem Handel nicht fort wollte. —

Freilich nicht — Aber die Ursache? — Der Handel an sich war wohl gut, war vortrefflich; er hätte mit nur einiger Aufsicht von selbst gehen müssen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artiges Capitälchen zum Fonds; Handlungsfreunde, die man sich besser und redlicher gar nicht wünschen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doctor! und lauter sichre, solvente Leute — keine Polen und Russen — —

Aber wie ging es denn zu, mein Herr Timm, daß er fiel? Es hat sich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Großer Aufwand ward in dem Hause doch nicht gemacht.

Nein! Aber große Speculationen im Kopfe. — Hätte der Mensch nicht so glücklich hier in Europa bei den Seinigen leben können? und läßt sich durch den Satan verblenden, und speculirt mit all seinem bischen Gelde nach Nordamerika hin.

Was ich höre! — In Nordamerika ist er?

So denk' ich. Denn er wird doch sein schönes, weitläufiges Fürstenthum einmal sehen wollen.

Fürstenthum mein Herr Timm?

Was denn sonst? Meinen Sie, er wird sich mit Kleinigkeiten befassen? Große, ungeheure Besitzthümer hat er gekauft; Ländereien, die — ich weiß nicht, ob nur zwanzig oder gar dreißig Quadratmeilen halten; kurz, Strecken von einem Umfange, wie manches schöne Fürstenthum ihn nicht hat — Aber wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur Eine Menschenseele zu treffen, oder von allen den Strecken Landes nur so viel Korn zusammenzubringen, daß eine Maus davon satt wird, so schweben Sie in einem erschrecklichen Irrthum.

Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm.

Ach sagen Sie: Jammerdinge. Wunderdinge sind's für mich nicht. Das unruhige Wesen steckte einmal im Geblüte der Mutter; und so etwas, hab' ich immer gehört, ist erblich: Narrheit und Verrücktheit ist erblich.

Also auch Ihre selige Frau — Die Frau Timm? —

Was wollen Sie sagen, Herr Doctor? Dem Sohne ward's doch nur hier in Europa, der Mutter ward es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie speculirte Ihnen, besonders die letzten Jahre über, so in die Ewigkeit hinein, daß fast mein Hauswesen darüber zu Grunde ging, und daß ich, armer Mann, in dieser Zeitlichkeit ihrer gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Heiligkeit war erstickend.

So etwas kenn' ich, Herr Timm. Meine Selige war auch nicht viel anders.

Nun, so habe sie Gott alle beide selig!

Ich stimme herzlichst mit ein. — Aber darf ich Ihnen nun sagen, was mir bei dem ganzen Testamente das meiste Bedenken macht? Das ist ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath. — Ich höre, das ist ja ein so großer, berühmter Mann geworden!

Berühmt? — Ja, wenn mir nicht unser Herr Probst gesteckt hätte, wie es um die Berühmtheit eigentlich steht. — Sich vor jungen unwissenden Leuten ein Ansehen zu geben, ist keine Kunst; auf die klugen Leute in Deutschland kömmt's an. — Sehen Sie, mein Herr Doctor, — aber daß es doch ja unter uns bleibt, und hier am Orte niemand etwas davon erfährt! — Da hat mir der Herr Probst eine Schrift von ihm zugestellt, eine Schrift! — Ich habe gelesen, und bin fast vom Stuhle gesunken.

Ei wie so denn? wie so?

Unerhörte, unerfindliche Dinge! Speculationen, wie sie noch in keines Menschen Gehirn gekommen! — Diesem hier wird's nicht bloß in Europa, wie seinem Bruder, oder im Jammerthale hienieden, wie seiner Mutter, ihm wird's in der ganzen weiten Gottes-Natur zu enge. All sein Dichten und Trachten ist auf die übersinnliche Welt gerichtet.

Das ist mir zu hoch. Von der hab' ich noch niemals reden hören. Was ist das für eine Welt?

Herr Doctor! — So viel ich aus dieser Schrift davon sehe, sind die nordamerikanischen Steppen des ältern Bruders, gegen diese übersinnliche Welt, wahre paradiesische Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter sich, der ihn trägt, eine Sonne über sich, die ihm scheint, und eine Luft um sich, die ihn erfrischt; aber dieser — er ist Ihnen so unbegreiflich arm, so blut — und so bettelarm, daß er nichts, nichts, schlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spännchen Raum, oder ein Tröpfchen Zeit: denn wenn er die haben will, muß er sie erst von sich selbst, von seiner eigenen ärmlichen Denkkraft borgen.

Aber ich begreife doch nicht, — ich möchte doch nur zur Probe — —

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, steht zu Diensten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit sich gebracht haben, das sey ein Körper. Nicht wahr?

Allerdings!

Sie glauben, Sie haben Kopf, Brust, Leib, Rücken, Arme, Beine?

Nun zum Henker! die wird er mir doch nicht abstreiten. Die kann ich ja fühlen.

Alles nichts! Alles Traum! Und wer weiß einmal, ob Ihr eigener und nicht eines ganz Andern Traum? Denn es steht noch sehr dahin, ob Sie sind.

Ob ich bin? — Ist er bei Sinnen?

Behüte! Sie haben schöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! — Indessen läßt sich Ihr Daseyn vielleicht noch retten; denn so lange mein Sohn seine Denkkraft hat, weiß er Rath.

Mir wird ganz bange um seine Denkkraft.

Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie machen.

Mich machen? — Mich alten Mann? Lieber Gott!

Warum nicht? Er macht auch mich, seinen Vater. — Ueberdies macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer: Alles, was Sie um Sich und über und unter Sich sehen, das macht er. — Kurz, seine Denkkraft ist, wie weiland das Biesambischchen der Pathe Nixe. Er dreht sie, und spricht sein Sprüchlein dazu, so quillt daraus hervor, was er will. — Ach, Herr Doctor! ich sorge nur, daß am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater seinen Sohn nicht denken kann, ohne zu schaudern.

Armer, armer Herr Timm! Sie sind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daß es mit der Natur einmal werden soll, wenn er stirbt?

Dann ist sie wahrscheinlich gewesen.

Schade um sie! Ich hätte sie haltbarer geglaubt.

O, er wird die jungen Tausendkünstler schon zustutzen, die auch ihre Denkkraft, wie ein Bisambüchschen, zu drehen wissen.

Nun ja! Und dann bleibt alles in seiner Ordnung, Alles auf altem Fuße. — Herr Timm! Ich hatte Anfangs großes Bedenken, ich muß es wohl sagen; aber jetzt sehe ich, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß Sie das Ihrige in solchen Händen unmöglich lassen können. Ich gehe, und mache das Testament.

Recht mein Herr Doctor! Und wenn's fertig ist, und Sie und ich und die Zeugen es unterschrieben haben! dann mag der Tod kommen, sobald er will. Das Unglück mit meinen Söhnen, gesteh' ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Nordamerika, der Andere in der übersinnlichen Welt! Der Eine um all sein bischen Hab' und Gut, der Andere um all sein bischen Menschenverstand.

---

23. Der stolze Demüthige.

Es ist kein Fehler, der uns an Andern beschwerlicher fällt, als der Stolz; und keiner, den wir uns selbst leichter erlauben, oder weniger an uns gewahr werden, als eben derselbe. So giebt es

auch beinahe keine Tugend, die von uns an verdienten Personen so sehr bewundert wird, und die doch unserm Herzen schwerer ankömmt, als die Demuth. Aus diesen Ursachen verwehren sich wohlgezogene Menschen die der Welt beschwerlichen Ausbrüche des Stolzes, und ernähren ihn doch, oft unwissend, in sich; und aus eben diesen Ursachen nehmen sie die Lineamente der Demuth an, ohne ihren Geist anzunehmen. Wir können es nämlich vor uns selbst nicht läugnen, daß die Demuth für so mangelhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr anständiges und eine nothwendige Tugend sey; aber genug, sie erniedriget uns. Wir können es, wenn wir nachdenken, nicht läugnen, daß der Stolz für so fehlerhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr unanständiges und eine Mißgeburt des Herzens sey, aber genug, er schmeichelt uns, und darum mögen wir ihn so ungern aus unserm Herzen entfernen; und darum betrügen wir uns so oft, wenn wir glauben, daß wir ihn entfernt haben. — Antenor, ein verständiger Mann, hasset den Stolz, und hält sich für demüthig. Er ist vom Stande, und nie brüstet er sich mit seiner Geburt. Es ist thöricht, sagt er, auf einen Vorzug stolz zu seyn, den wir uns nicht selbst gegeben haben. Soll der Adel unsrer Väter ein Vorrecht für uns werden, so müssen wir es durch Verdienste zu unserm Eigenthume machen. Er ist in seinem Betragen herablassend und gütig gegen Niedere, bescheiden und ehrerbietig gegen Höhere, und doch zugleich heimlich darauf stolz, daß er alles dieses ist. Man bemerke und ehre seine Herablassung nicht, so wird er verdrießlich und kaltsinnig; und wiederum wird er desto bescheidener und leutseliger, je mehr man seine Leutseligkeit bewundert. Seine Kleidung ist nichts weniger als blendend. Das Kleid, sagt er, ist unter allen falschen Verdiensten das lächerlichste; und da ich nicht bei Hofe lebe, so ist der beste Staat für mich Reinlichkeit. Er kleidet sich also sehr bürgerlich; und er könnte doch, seinem Vermögen nach, sich fürstlich kleiden. Er erweiset dem Verdienste im geringen Kleide eben die Achtung, als dem Verdienste im reichen. Indessen sieht er es gern, wenn man diese seine Kleiderdemuth bemerket, und er kömmt selten in das Haus, wo man ihm einst den Vorwurf gemacht, daß seine geringe Kleidung ein heimlicher Stolz sey. — Antenor achtet die Titel sehr gering und verschmäht die redneriſchen Lobsprüche; beides aufrichtig. Aber eben dieser Antenor, der die Titel, die ihm zukommen, nicht gern anhört, der eine offenbare Schmeichelei verabscheut, ein übertriebenes Lob nie annimmt, eine sklavische Verbeugung mit Verdruß ansieht, ist doch im Herzen nach einem feinen, mit Verstande und Bescheidenheit angebrachten, Lobspruche sehr lüstern. Eine geistreiche und verdeckte Bewunde-

rung entzückt ihn; und sein Entzücken darüber, so sehr er es zu verbergen sucht, verräth sich doch deutlich genug, wenn er dieselbe bald dankbar annimmt, bald huldreich ablehnet. Auch weiß er an Andern schon eine achtsame und ehrerbietige Miene sehr hoch zu schätzen. Ich kann, spricht er oft, diesen Mann, der mich so sehr zu verehren scheint, nicht anhören, weil weder in seinem Tone noch in seinen Mienen Verstand ist. Antenor setzt also seine Demuth darein, daß er nicht von Thoren und Gecken, nicht von Schmeichlern bewundert seyn will. Aber bewundert will er dennoch seyn; und ist das Demuth? Die äußerlichen beschwerlichen und zweideutigen Kennzeichen der Ehrerbietung thun ihm keine Genüge; er verlangt die feinern und zuverlässigern. Wer mag das tadeln? Aber verdient auch dieß keinen Tadel, daß er diesen Erweisungen der Hochachtung in seinem Herzen einen viel größern Werth beilegt, als ihnen gebührt; daß er sie zum letzten Ziele seiner Handlungen macht, und alles bloß in der Absicht thut, sich derselben zu versichern; daß er denjenigen, der sie ihm versagt, heimlich zu verachten anfängt, und den Umgang eines rechtschaffenen und verdienstvollen Mannes darum flieht, weil er ihn nur selten oder gar nicht lobet? Was also Antenorn Bescheidenheit und Demuth zu seyn scheint, das ist im Grunde wahrer Stolz; es ist nur ein feinerer Geschmack desselben. — Er kennt seine Fehler, er gesteht sie sogar; aber nur um sich heimlich das Zeugniß geben zu können, daß er besser als Andere sey; Andere aber zu reizen, daß sie desto mehr Gutes von ihm sagen oder denken sollen. Doch thun wir ihm nicht Unrecht? Ich denke nicht. Warum redet er so oft von seinen Fehlern, und warum giebt er sich gleichwohl so viel Mühe, sie den Augen der Zuschauer zu entfernen? Er ist in seinem Zimmer jähzornig, und alsdann hart gegen seine Bedienten, auch wegen eines geringen Fehlers; aber wenn er Gesellschaft hat, läßt er sich sogar durch den größten Fehler eines Bedienten nicht in Hitze bringen. — Antenor kann den Tadel vertragen. Man setze an seiner Kleidung, seinen Zimmern, an seinen Gärten dieses und jenes aus. Er hört es mit einem gelaßnen Lächeln an, und bestätiget des Andern Kritiken, wenn sie gegründet sind, ob er gleich die Fehler sehr selten verbessert. — Man tadle hingegen etwas an seiner Bibliothek, und lobe alle seine Gebäude und Gärten; und Antenor wird schon stiller und ernsthafter. — Man bewundre seine Bibliothek und die treffliche Wahl der Bücher; und er ist der leutseligste Gelehrte. Man bewundre die Erziehung, die Antenor seinen Kindern giebt, nicht genug, und er wird tiefsinnig. — Seine Gemahlinn ist nicht schön, auch nicht angenehm, sondern mehr das Gegentheil. Gleichwohl erscheint er selten ohne sie in Gesell-

schaft, und ist der gefälligste und liebreichste Ehemann gegen sie. Sie betet ihn an; und er erträgt ihre Fehler, ohne seine Liebe zu mindern. Wir müssen, sagt er, mit denen Geduld haben, von denen wir ebenfalls Nachsicht verlangen. Ich liebe meine Frau nicht des Verstandes, sondern der Tugend wegen. Ja, Antenor, auch vielleicht deßwegen, weil sie deine Anbeterinn vor den Augen der ganzen Welt und die Lobredneriun deiner großmüthigen Liebe ist. — Antenor besitzet Wissenschaften, und er prahlet so wenig damit, als mit seinen Reichthümern. Man muß auf seine Weisheit, spricht er, nie stolz seyn; und nie Andere durch seine Einsichten erniedrigen, sondern, ohne daß sie ihre Mängel fühlen, ihnen in Gesellschaft denken und empfinden helfen. Antenor, wenn es die Gelegenheit befielt, sagt seine Meinung; aber mit sorgfältiger Bescheidenheit. Gleichwohl, wie hitzig wird er nicht durch den ersten Widerspruch? Sollte er nur wissen, wie sein Gesicht sich entfärbt, wie gebieterisch sein Ton wird, wie hastig und drohend er die Formeln ausspricht: wenn ich nicht sehr irre; ja, ich kann fehlen; aber — Nein, ich will nichts entscheiden. — Ein andermal bricht er ab, sobald man ihm widerspricht, und bleibt lange tiefsinnig, und widerlegt oder verachtet durch Stillschweigen. Indessen kann er doch allen Tadel bald vergessen. Man zweifle an seiner Einsicht; er kömmt zurück, und überwindet den Vorwurf. Man zweifle hingegen an seiner Bescheidenheit und Demuth; nein, sagt er, das gute Herz muß man mir nicht rauben. Ich hasse den Stolz an Andern, sollte ich mir ihn selbst erlauben? Ein Mann mit Verdiensten, und zugleich ein stolzer Mann seyn, heißt das größte Verdienst nicht haben. — Und ich fürchte, Antenor, du hast dieses Verdienst nicht, sondern willst nur dich und Andere bereden, daß du es besitzest, weil die Demuth so liebenswürdig und der Stolz so hassenswürdig sind, und du sehr ehrgeizig bist. Du darfst es wissen, daß du Vorzüge vor Andern hast, und darfst darnach streben, und die gebührende Achtung von Andern annehmen: dieses verwehret die Demuth nicht; aber du mußt auch wissen, daß die Demuth ihren Sitz ihm Herzen und nicht im äußerlichen Betragen hat, und daß es einerlei Stolz ist, ob du dich wegen deines Verstandes und deiner Tugenden, oder wegen deiner Naturgaben und Glücksgüter anbetest. Hältst du das Gute, was du an dir hast, nicht für unverdiente Geschenke der Vorsehung, und erkennest du deine mannigfaltigen Mängel nicht; so verläugne äußerlich deinen Werth noch so sehr, du bist doch weder gegen Gott noch Menschen demüthig, du bist eine Mißgeburt der Moral, ein stolzer Demüthiger.

24. Homer.

Wer bist du, heilige Gestalt des Mannes, der in einer der frühesten Perioden ungebildeter Menschheit ein Meisterwerk des dichterischen Kunstgeistes hervorschuf, welches nicht nur wie Aegyptens ewige Pyramiden der Verwüstung von Jahrtausenden, sondern vielmehr noch der wandelbaren Laune der Menschen getrotzt; immer bewundert, und, je richtiger geprüft, je mehr bewundert; immer nachgeahmt, und nie erreicht: ein vollendetes Gemälde altgesitteter Sterblichen aus den Tagen der grauesten Vorzeit, wo sie kaum noch gelernt hatten, die Hauche der Lippen mit zeichnendem Griffel nachzubilden: ein Canon der Kunst und des Geschmacks für alle Völker und für alle Jahrhunderte.

Die geistreichste der Nationen des Alterthums schöpfete, wie aus einer lebendigen Quelle, aus deinem Werk ächten Kunstgeist und vollendete Kunstbildung; die Aeschylen und Sophoklen, die Phidias und Praxitelen erglühten an deiner Flamme, und schufen ihre Geniuswerke nach deinem Bilde; die Platonen und Aristotelen waren deine Erklärer und Bewunderer; die Zauberkraft deiner Gesänge fühlte Grieche und Barbar; des Römers Stolz war es, dich nachzuahmen; des Deutschen Stolz ist es, dich in seine Sprache treu zu übertragen.

Wie der schöpferische Geist des ewigen Bildners in den Werken der Natur, so webt dein Geist in jedem ächten Werke der Kunst. Welcher Meister in der Poesie übertraf dich je in der Darstellung des Großen an Einfalt, des Kleinen an Eigenthümlichkeit, des Leidenschaftlichen an Kraft die Herzen zu lenken und nach Willkühr mit jedem Gefühl die erstaunten Gemüther jetzt zu erschüttern, jetzt zu besänftigen! Wer hat die Natur in ihren größten, wie in ihren unscheinbarsten Phänomenen, wer die Charaktere und Sitten der Menschen in ihrer verschiedenartigsten Mannigfaltigkeit, wer die menschliche Geschäftigkeit in ihren vielfachen Zweigen, mit allen Sinnen des Körpers und des Gemüths, richtiger beobachtet, reiner aufgefaßt, treuer wiedergegeben? Wann sind wir so innig überzeugt, als mit deinem Werk in der Hand, daß die heilige Menschennatur in ihren großen und in ihren liebenswürdigen Eigenschaften, durch alle Culturstufen hinunter, immer sich selbst gleich war: erhaben und schwach, stark und weich; aber in der Erhabenheit noch natürlich, und in der Schwachheit mehr bedauernsals hassenswerth?

Achillens Zorn und Andromachens Thränen, Hektors Löwenkampf um die Schiffsmauer der Griechen und seines Söhnleins

Zurückbeben vor dem wilden Helmbusch des Vaters; Agamemnons königlicher Sinn, und des edlen Hirten Eumäos häusliche Biederkeit; Odyssens Weisheit im Rath der Fürsten vor Troja, und seine Schlauheit, sich vom Eumäos eine Schlafdecke zu verschaffen; sein mörderischer Blutkampf im Lager des Rhesos, und seine stille Größe in Bettlerlumpen; Ajas kühner Trotz, und des grauen Priamos Thränen auf Achillen's Hand, die seinen geliebten Hektor erschlug; Penelopens rührende Sehnsucht nach dem entfernten Gemahl, und Helenens eben so rührende Reue über den verlassenen — diese äußersten Enden der wunderbaren Zusammensetzung, welche wir Mensch nennen, diese höchst verschiedenartigen Formen und Gestalten derselben, berühren sich friedlich, verschmelzen sich harmonisch in dem Werk deines herrlichen Genius, wie Kleines und Großes, Leichtes und Schweres in der Schöpfung: Natur, Wahrheit, Eigenthümlichkeit, sprechen uns mit Kraft und Anmuth aus deinen größten und kleinsten Gemälden an. Ohne Philosophie warst du der treuste Hauslehrer der Menschheit: du lehrest sie durch That und Beispiel; ohne Kunstregel warst du ein Muster der Künstler.

Während die Zeit mit ihrem alles weglöschenden Schwamm über tausend einst berühmte Geisteswerke hinfuhr, als wären sie nie gewesen, wird das deinige nur mit der göttlichen Kunst, welche du geschaffen und vollendet, nur mit der heiligen Menschennatur, die du verherrlichet hast, untergehen.

---

25. Sigurd Ring.

Die alten Skandinavier waren ein edler Menschenschlag. Bei ihnen war die Freundschaft eine Art religiöser Cultus wie bei ihren Vorfahren den Scythen, und es gab wenig Beispiele, daß der Freund den erwählten Freund überleben mochte. Die Achtung vor den Frauen hatte die Sitten dieser seeräuberischen Krieger sehr gemildert: die Achtung vor dem Schwächern wird eine stete Schul der Großmuth. Daher die Sitten und Gebräuche des Ritterthums in den Romanen, das nur in der wirklichen Geschichte der Skandinavier echt poetisch ist.

Bei den Skandinaviern verstanden die Frauen die Sprache der Vögel: die Sylphen sind skandinavischen Ursprungs. Dann ist auch die Verachtung des Todes gleichfalls ein Zug der Erhabenheit des Charakters dieser Menschen, die immer Herren ihres Lebens waren, weil sie zu rechter Zeit zu sterben wußten.

Der alte Sigurd Ring, gekrönt von Jahren und Ruhm, zog durch die Provinzen seines Reiches, um nach den Gesetzen des Landes die Gerechtigkeit zu handhaben. Zu Skiringsal, wo die großen Opfer an Menschen, Hunden, Falken und Pferden zum Dienste der Helden in Walhalla gefeiert wurden, sah er die schöne Alfsol, Tochter des Königs von Wendsyssel. Sie hatte den Namen Alfsol, oder Sonne der Sylphen, wegen ihrer seltenen Schönheit erhalten.

Der alte Sigurd hatte das Unglück, für sie zu entbrennen, und obgleich die Götter, die er befragte, seinen Wünschen nicht gnädig waren, wagte er es dennoch, um die Hand der Königstochter zu werben; aber Alfsols Brüder, welche bei dem Opfer anwesend waren, schlugen sie ihm ab.

Der alte Herrscher, an Verweigerung wenig gewöhnt, würde sogleich Gewalt gebraucht haben, hätten nicht die großen Opfer den Gebrauch der Waffen gehemmt. Bald aber begann der Krieg zwischen Sigurd Ring und den Brüdern der Alfsol. Die Brüder wurden überwunden, und die Fürstentochter ward eine Beute des Siegers. Alfsol, welche ihr Schicksal vorhergesehen, hatte Gift genommen. Sigurd sah sie wieder, aber sterbend. Da beschloß der alte König, des Lebens müde und von Kummer gebeugt, zu sterben. Er ließ den Leichnam seines schönen Opfers in ein Schiff tragen, das mit Schwefel, Harz und brennbaren Stoffen angefüllt war, und als der Landwind die Segel schwellte, bestieg er es selbst, und, vom Verdecke sich an sein am Ufer versammeltes Volk wendend, sprach er: „Sigurd gebürt es nicht, wie ein Feiger den Tod zu erwarten. Wer wie ein Held zu sterben weiß, der bestimmt sich selbst den Augenblick zu Odin in Walhallas Sälen einzugehen.“ — Als er diese Worte gesprochen hatte, wurden die Taue gekappt und Feuer ins Schiff gelegt, das wie ein Pfeil fortschoß und in wenig Augenblicken in den Flammen verschwand. (Man erzählt diese That vom Jahre 748 christlicher Zeitrechnung.)

Die Schlachten zwischen den Skandinaviern glichen mehr großen Turnieren als Schlachten. Harald erließ an den nämlichen Sigurd, von welchem eben die Rede war, sieben Jahre früher eine Ausforderung, sich in den Ebenen von Brawalla mit ihren Heeren zu schlagen. Drei und vierzigtausend Krieger waren im Treffen geblieben, ohne daß einer der Kämpfenden an Flucht gedacht hätte. Die Schlacht endigte nur mit dem Tode des alten Harald, welcher auf den Leichnamen seiner zahlreichen Freunde starb, die um seinen Wagen aufgehäuft waren. Es galt damals als eine Art Völkerrecht unter diesen Tapfern, daß der Krieg aufhörte, wenn der König gefallen war. Da die Könige meistens nichts anders waren

als die Stärksten und Tapfersten, so verachtete es der siegende König, sich mit den Schwachen zu schlagen.

---

26. Alfred.

Alfred sah sich verlassen. Man meldet uns nicht, in welchen Ort der Sicherheit er seine Gemahlin und seine Kinder sandte. Er selbst irrete umher, manchmal von einigen seiner Edlen und wenigen Kriegern bekleidet, manchmal auch, wo selbst das kleine Geleite würde Verdacht erregt haben, allein in Kleidung eines Bauern. Endlich fand er Zuflucht bei einem königlichen Kuhhirten. Ob er sich diesem offenbarte? das bleibt ungewiß; so viel erhellet, daß die Frau des Hirten nicht wußte, welchen Gast ihre armselige Hütte barg. Denn einst, als sie Kuchen buk, und Alfred am Heerde saß, beschäftiget mit Säuberung seines Bogens und der Pfeile, hieß die Hauswirthinn ihn Acht geben auf die Glut, um zu rechter Zeit die Fladen umzuwenden. Er, in ganz andern Gedanken vertieft, vergaß des Auftrags, und die Frau ward inne, daß die Kuchen angebrannt waren. „Da haben wir's!" rief sie aus, „die Fladen läßt du anbrennen, die du doch so gern essen magst, wenn sie gar sind!"

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß gottesfürchtige Zeitgenossen dieses dem großen Könige widerfahrne Drangsal als eine Züchtigung Gottes angesehen haben. Es wird erzählt, daß er, in den ersten Jahren seiner Regierung, sich von Stolz und manchen Gelüsten habe hinreißen lassen; daß er sey ermahnt worden vom heiligen Neot, der mit ihm verwandt war, verschiedene Jahre Einsiedler gewesen, und nun einem Kloster vorstand; daß Alfred weder auf die freundliche Warnung des gottseligen Greises geachtet, noch auch auf die von diesem ihm angekündigte Strafe, und Rettung aus der Noth, wann er würde Buße gethan haben. So berichten einige Lebensbeschreibungen des heiligen Neot, so auch spätere Schriftsteller aus dem Mittelalter, so berichtet der Bischof Asser, Zeitgenoß und Freund des Königes, dessen Leben er vor Alfreds Tode schrieb und unvollendet ließ. Asser gesteht, daß sein königlicher Freund, in den ersten Jahren der Herrschaft, aus jugendlichem Leichtsinn, denen, welche ihm ihre Angelegenheiten vortragen wollten, keinen Zutritt verstattet, den Beschwerden der Geringen über mißbrauchte Gewalt der Großen nicht Gehör gegeben, so wenig wie dem warnenden Manne Gottes Neot.

Wir dürfen diese Rüge nicht verschweigen, da wir deren Wahrheit nicht bezweifeln können; aber auch dürfen wir nicht verkennen, wie Gott seinen Gesalbten, den Er hoch begabt hatte, väterlich züchtigte, um ihn, vor den Augen der Welt, desto höher nach dem Drangsal zu erheben, und ihn, nach ernster Bestrafung seiner Vergehungen, nach wahrer Reue desto mehr zu begnadigen.

In solcher Verborgenheit lebte Alfred jetzt, daß manchmal nicht Einer seiner Sachsen wußte wo er wäre, und ob er lebte. Er war Flüchtling in seinem eigenen Reiche.

Sobald die Nachspürung der Dänen zu erkalten begann, verließ er den Hirten, und ersah sich einen Anger, welcher nur zwei Morgen Landes enthielt, zu seinem und seiner Krieger Aufenthalt, welche Kunde von ihm bekommen hatten, und je mehr und mehr sich um ihn sammelten. Dieser Ort lag in der Landschaft Sommersetshire, und ward, sowohl von den Strömen Thone und Parret, als auch von Sümpfen, zu einer Art von Insel gebildet, welcher er den Namen Anthelingey gab, das heißt, Insel der Edlen. Noch anjezt heißt die Stätte Athelney. Hier verschanzte er sich mit dem kleinen Häuflein seiner ihn umgebenden Edlen. Auch seine Gemahlinn war bei ihm. Ringsumher machten sumpfige Erdenbrüche diese Zuflucht jedem, der nicht örtliche Kunde hatte, unzugänglich, und in dieser von Menschen wenig besuchten Gegend war desto mehr Ueberfluß an Wildbret. Eine schmale, an der westlichen Seite durch ein Bolwerk geschützte Brücke, führte in die Insel, aus welcher bei Tag und bei Nacht die Sachsen Streifzüge machten, sowohl um zu jagen und zu fischen, als auch um andere Bedürfnisse von den Dänen zu erbeuten. und ihnen jeden möglichen Abbruch zu thun. Ein Schriftsteller vergleicht Alfred mit einer schlüpfrigen Schlange, die aus ihrer Erdspalte hervorschleicht, den Menschen nachstellt, und dem, der sie schon ergriffen hat, wieder entschlüpft. Oftmal schien es, als könne er den Feinden nicht entrinnen, entwischte dennoch mit den Seinigen durch Schnelligkeit und Kunde der Gegend. Die Dänen wurden inne, daß der Löwe noch lebte, und den Sachsen entglomm ein Funke der Hoffnung, welcher bald in helle Glut aufflammen sollte.

Während dieser Zeit soll ein Ereigniß geschehen seyn, welches seine Hoffnungen neu belebte.

Wechselsweise pflegten die Krieger auszugehen, und in seiner Reihe der König wie die andern. Eines Wintertages aber waren sie alle ausgegangen, er allein und seine Gemahlinn waren heim geblieben. Alfred las, als er auf Einmal am Thor klopfen hörte. Er ging, öffnete das Thor; da stand ein Armer welcher bat, ihm, um Christi willen, einen Bissen Brot's zu geben. Alfred heißt

seine Gemahlinn nachzusehen im Brotschrank, ob noch etwas vorhanden wäre. Die Königinn sieht nach, und meldet ihm, daß nur noch Ein Brot übrig, welches nicht hinreichend seyn würde, die jeden Augenblick zu erwartenden Krieger, welche zu fischen ausgegangen waren, zu sättigen. „Gesegnet sey Gott in seinen Gaben!" rief Alfred aus, und fügte hinzu: „Ich bitte Dich, um Christi willen, Weib, gieb ihm die Hälfte des Brot's! Wer mit fünf Broten und zwei Fischen fünftausend Mann speiste, der kann auch, so es ihm gefällt, dafür sorgen, daß das halbe Brot für uns ausreiche. „Die Königinn gab dem Armen das halbe Brot."

Es wird erzählt, daß darauf Alfred sein Buch wieder in die Hand genommen habe, aber bald eingeschlummert, und ihm im Traum der heilige Cuthbert, welcher vor mehr als hundert Jahren gelebt hatte, erschienen sey, und ihm, im Namen Gottes, die Versicherung gegeben, daß Gott sich nun Englands erbarmen, und ihn, der sein letztes Brot mit den Armen getheilt, wieder auf den Thron setzen wollte. Als bekräftigendes Zeichen dieser Verheißung würden bald seine Krieger mit außerordentlich reichem Fischfang zu ihm kommen. Alfred erwachte, rief seine Gemahlinn, ihr den Traum mitzutheilen; sein Ruf erweckte sie, denn auch sie war in Schlummer gesunken. Wie groß war beider Erstaunen, als jeder von ihnen seinen eigenen Traum erzählen hörte! Bald kamen die Sachsen von ihrem Ausgange heim, mit so gewaltigem Fischfang, daß dieser schon an sich, auch ohne Verheißung, für ein Wunder gelten konnte. — — — — — — — — — —

Wir haben nun den großen Mann als Held, als König, als Gesetzgeber, wir haben ihn als Schriftsteller und als Dichter betrachtet. Noch bleibt uns übrig ihm nachzugehen in die Stille des häuslichen Lebens, wo er, im kleineren Kreise nicht minder groß, so wie im größeren nicht minder liebenswürdig erscheint, weil beide denselben Mittelpunkt hatten, welcher allein dem Leben und allem menschlichen Thun hienieden wahre Würde zu geben vermag: lautre Furcht Gottes, Liebe zu Gott.

In früher Jugend war er heimgesucht worden mit heftigen Versuchungen der Sinnlichkeit, zu deren Bekämpfung er sich zu schwach glaubte, gleichwohl, wie's scheint, — oder vielmehr eben weil er seine Schwäche fühlte, — ihnen nicht erlag. Aber sie beunruhigten, sie verfolgten den lebhaften Knaben, sie ängsteten ihn, und er strebte ihnen Obstand zu halten mit den Waffen des Wachens und des Gebets. Oftmal stand er auf bei erstem Hahnenschrei oder in Stunden tagender Frühe, eilte in eine Kirche, warf sich nieder vor die Stufen des Altars, und flehte inbrünstig zu Gott, daß Er ihm

eine Krankheit senden wolle, durch welche sein Herz geläutert würde.

Bald darauf ward er mit einem sehr schmerzhaften Wehe überfallen, an dem er verschiedene Jahre heftige Schmerzen litt, und auch daran zu sterben glaubte. Er nahm abermal seine Zuflucht zum Gebet, und flehete, daß es Gott gefallen möchte, ihm statt dieser Krankheit eine andere zu senden, doch aber eine solche, die ihn weder scheußlich noch auch unfähig zu Geschäften machte, weil er, wie Asser sagt, Aussatz oder Blindheit fürchtete. Die Krankheit wich von ihm.

Bei seiner Vermählungsfeier aber ward er in Mercia plötzlich mit einer noch weit ärgern Plage heimgesucht, von welcher er noch fünf und zwanzig Jahre nachher, in seinem fünf und vierzigsten, als Asser davon schrieb, und wahrscheinlich bis zu seinem Tode, bei Tag und bei Nacht, selten und kurze Fristen ausgenommen, fürchterliche Pein ausstand. Kein Arzt wußte sie zu nennen, noch auch ihre Ursach anzugeben. Jeden andern würde sie zu jeder Arbeit unfähig gemacht haben, und wie arbeitete gleichwohl Alfred! Und mit welcher Freiheit des Geistes! Und mit welcher heitern Freundlichkeit verschönerte er das Leben seiner glücklichen Umgebung!

Viele Könige und Königinnen der Angelsachsen haben den Thron verlassen, um sich Uebungen der Abtödtung und stiller Betrachtung zu widmen. Nicht so Alfred! er blieb am Steuer des Schiffs, welches Gott ihm anvertraut, zu dessen Rettung und Führung Gott ihn ersehen hatte. Voll Gefahren war anfangs, höchst mühselig dann, seine Lage; dennoch vereinte noch Alfred schwere Abtödtung und ernste Betrachtung göttlicher Wahrheiten mit den gottgefälligen Arbeiten seines schweren Standes.

Welche Abtödtung konnte wohl größer seyn, als die ununterbrochenen Anstrengungen dieses Mannes, unter dem Druck einer an seinem Leben nagenden, so peinlichen Krankheit!

Im Leben eines der größten und liebenswürdigsten Helden Griechenland's, des Timoleon, wendet Plutarch auf ihn einen Vers des Sophokles an, der von jemand sang: „Welche Venus, welcher Liebesgott legte Hand an allem was er that?" Solche Grazie pflegt denen selten beizuwohnen, deren Laufbahn mühselig ist und beständige Anstrengungen erfordert, denn Leichtigkeit ist das Wesen der Grazie. Aber auch darin machte Alfred eine Ausnahme, denn seiner dornigen Lage gewann er die schönsten Rosen ab; sein Umgang war heiter, traulich, holdselig in Freundlichkeit. Die Alten lassen Grazien die Liebesgöttinn begleiten. Auch die eitle Fabel deutet auf ernste Wahrheit. Die vollkommene Liebe zu Gott, wenn sie die Furcht ausgetrieben hat, wird begleitet von holden

Grazien einer höhern Ordnung, wie solche im allerhöchsten Sinne den begleiteten, dessen ganzes Leben ein Leiden, Dessen „Herrlichkeit eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater, Der voll Gnad und Wahrheit war.“

Alfred hatte die Hälfte aller seiner Einkünfte, welche die öffentlichen Einnehmer in zwei Theile sondern mußten, dem Dienste Gottes gewidmet. Diese Hälfte sonderte er wieder in vier Theile, deren ersten er den Armen austheilen ließ, einheimischen und fremden, welches Volkes sie seyn mochten. Wahrscheinlich kamen viele Flüchtlinge aus Frankreich, Frießland, Brabant und andern von den skandinavischen Seekönigen verheerten Ländern, in das nun in Frieden und unter gerechter Reichsverwaltung blühende England. Er wachte darüber, daß diese Almosen mit Weisheit gespendet würden, und pflegte gern im Munde zu führen den Spruch des großen Pabstes Gregorius: „Gieb nicht wenig dem der viel, nicht viel dem der wenig bedarf; versage nicht dem der etwas, gieb nicht dem der nichts bedarf.“

Den zweiten Theil gab er den von ihm gestifteten Klöstern.

Den dritten, der von ihm gestiftetenund eingerichteten Schule, deren ich noch besonders erwähnen werde, in welcher viele Knaben aus den Landschaften des Reichs gebildet wurden.

Den vierten, Klöstern, sowohl solchen die in seinem Reiche waren, als auch jährlich, aber abwechselnd, an Klöster in Wallis, Cornwallis, Frankreich, Bretagne und Irland; denn dieser Mann, der ganz seinem Lande lebte, war gleichwohl weit entfernt von engherzigem sogenanntem Patriotismus, und säete ins Ausland aus, Segen zu ernten für sein Vaterland.

Da er einsah, daß unter allen zeitlichen Dingen die Zeit selbst Gottes edelste Gabe sey, — und wer schätzte ihren Werth wie er! — so widmete er Gott die Hälfte seiner Zeit, sowohl bei Tage als bei Nacht. So erzählt Asser, Malmesbury aber bestimmter und an sich wahrscheinlicher, Alfred habe die Zeit so eingetheilt, daß er täglich acht Stunden dem Gottesdienst, dem Gebet, der Betrachtung gewidmet habe, acht Stunden den Reichsgeschäften, die übrigen acht Stunden den leiblichen Bedürfnissen des Schlafes und der Nahrung. Asser ist sehr wahrhaft, und hatte täglichen Umgang mit Alfred. Auch fügt er hinzu, daß dieser Fälle der Krankheit und der Unmöglichkeit ausgenommen hab' in seinem Gelübd', und wir müssen es der erleuchteten Gottseligkeit des Königs zutrauen, daß er, dringender Reichsgeschäfte wegen, oft von jenen geistlichen Uebungen werde abgelassen haben, da er wohl zu unterscheiden wußte zwischen selbst aufgelegten Pflichten und den Pflichten des von Gott ihm anvertrauten großen und heiligen Berufs.

Alfred wollte die Zeit so genau eintheilen wie seine Einkünfte; da nun unsre Uhren noch nicht im Gebrauch waren, so ließ er Wachskerzen machen, die, gleich an Gewicht und an Länge, so berechnet waren, daß jede vier Stunden brannte. Solcher wurden täglich sechs in seine Kapelle gestellt. Weil sie aber dort dem Zugwinde ausgesetzt waren, daher oft ungleich brannten, und der Schirmung bedurften; so entdeckte er, nachdem er hin und her gesonnen, die Durchsichtigkeit des zu dünnen Scheiben geschabten Rindhorns, und ließ sich aus solchen, die in Holz eingefaßt wurden, eine Art von Laterne machen; denn während der Zerrüttung letzter Zeiten war, mit so vielem anderm, auch der Gebrauch des Glases in England verloren worden, wo doch schon zweihundert Jahre zuvor der heilige Benedikt Biskop es eingeführt, als er, auf einer seiner Reisen nach Rom, nebst andern Handwerkern und Künstlern, Glaser aus Frankreich nach England gebracht hatte. Sobald eine Kerze verbrannt war, ward eine andere angezündet und es dem Könige angesagt von einem seiner Kapellane, die wahrscheinlich abwechselnd ihre Andacht vor dem Altare hatten.

Er versäumte keinen Tag den öffentlichen Gottesdienst, und beobachtete, gleich Ordensgeistlichen, bestimmte Zeiten, bei Tag und bei Nacht, in welchen er Psalmen und Gebete hersagte. Oft stand er heimlich auf bei Nacht, und schlich in das Haus Gottes.

Immer trug er im Busen ein Büchlein, welches er sein Handbuch nannte. Es enthielt Psalmen und Gebete, an denen er, schon in der Jugend, sich erbauet hatte. Einst, als er mit seinem Freunde, dem Bischof Asser, im Zimmer saß, und dieser ihm eine Stelle aus einem Buche hersagte, die ihm besonders gefiel, langte er aus dem Busen das Handbüchlein hervor, und bat Asser, ihm diese Stelle hineinzuschreiben. Da aber kein Blättchen unbeschrieben war, ließ Alfred, auf Assers Rath, weiße Blätter hinzufügen. Auf diese schrieb der König einige Uebersetzungen kleiner lateinischer Sprüche, die ihm zuerst Geschmack an Dolmetschung aus dem Latein ins Sächsische gaben.

---

27. Karl der Große.

„Karl war" schreibt Eginhard, sein Eidam und getreuer Rath, — „von starkem Körper, hohem Wuchs, sieben Fuß emporragend, rundem Haupt, großen sehr muntern Augen, (durch deren Blitze oft schon allein er, was ihm mißfällig war, zu dämpfen und zu strafen pflegte), schönen Silberlocken, heiterm Antlitz. Er war geschmückt mit Würde, mochte er stehen oder sitzen. Sein Gang war fest und die

ganze Haltung seines Körpers männlich, seine Stimme hell, jedoch nicht vollkommen angemessen. Nur in seinen letzten vier Lebensjahren kränkelte er öfters an Fiebern, hörte aber auf keine Aerzte, die er nicht leiden mochte, weil sie ihm gebratenes Fleisch, sein Lieblingsgericht, untersagen und ihn an gekochte Speisen gewöhnen wollten. Reiten, Schwimmen, Jagen waren seine täglichen Leibesübungen; auch liebte er die natürlich warmen Bäder, weshalb er sich, besonders in seinen letzten Jahren, gern zu Aachen aufhielt. Seine Kleidung war fränkisch: auf dem Körper ein leinenes Hemd und leinene Beinkleider, dann ein Rock mit Seide umrändelt und Strümpfe, die Beine mit Binden umwickelt, und an den Füßen Schuhe. Im Winter bedeckte er Schultern und Brust mit einem Pelz; dazu kam ein venedischer Kriegsmantel und das Schwert, dessen Knopf und Gehenk von Gold oder Silber waren. Nur bei feierlichen Gelegenheiten erblickte man ihn in glänzendem Schmuck. („O der Schande!" schalt er einst einige seiner Begleiter, die, ohne daß eine besondere Gelegenheit es erfordert hatte, prächtig geputzt erschienen. „Lernt euch wie Männer kleiden und laßt die Welt von eurem Range nicht nach euern Kleidern, sondern nach euren Verdiensten urtheilen. Ueberlaßt Seide und Putz den Weibern oder spart ihn für feierliche Tage, wo man die Kleider nur zur Schau, nicht aber zum Gebrauch trägt.") In Speisen und Trank, — fährt Einhard fort, — war er mäßig, besonders im Trinken, weil er die Trunkenheit an Jedem, geschweige denn an sich selbst, verabscheute. Des Essens konnte er sich nicht wohl enthalten und beklagte sich deßhalb öfters, daß seinem Körper das Fasten schädlich sey. Schmäuse gab er nur bei festlichen Gelegenheiten, dann aber einer Menge von Gästen. Sein täglicher Tisch war mit vier Gerichten besetzt, außer dem Braten, seiner Lieblingsspeise, welchen die Jäger am Spieß auftrugen. Bei Tisch ließ er sich vorlesen, entweder über Geschichte oder auch wohl eine Abhandlung. Besonders gefallen hatte er an den Schriften des heiligen Augustinus, vornämlich an dem Buch de civitate Dei. — Im Sommer pflegte er nach Tische einige Aepfel zu speisen, einmal zu trinken, dann Kleider und Schuh abzulegen und ein paar Stunden zu ruhen. Sein nächtlicher Schlaf war nicht fest. Er pflegte wohl drei oder viermal nicht nur aufzuwachen, sondern auch aufzustehen. — Während er sich ankleiden ließ, hatten nicht nur seine Freunde Zutritt, sondern es kam auch wohl der Pfalzgraf, wenn eine Klagesache, die ohne des Kaisers Wort nicht abgeurtheilt werden konnte, vorhanden war, in's Zimmer. Er ließ dann sogleich die Parteien hereintreten, hörte sie an und entschied. Auch pflegte er in dieser Zeit alles anzuordnen, was je-

der Beamte oder Diener verrichten sollte. — Er war von reicher, überschwänglicher Beredtsamkeit und konnte alles, was er wollte, sehr klar darlegen. Nicht mit seiner Muttersprache allein zufrieden, lernte er auch fremde Sprachen und drückte sich im Lateinischen so fertig aus, wie im Deutschen. Griechisch (welches auf allen Hauptschulen gelehrt werden mußte) verstand er zwar auch, konnte es aber nicht sprechen. Seine Redfertigkeit war so groß, daß er fast geschwätzig hätte scheinen können. — Im Schreiben, — da er zu spät daran gekommen war, — machte er nur geringe Fortschritte, obgleich er stets eine Schreibtafel bei sich führte und auch des Nachts sie unter das Kopfkissen legte. (In seinen letzten Tagen beschäftigte er sich, wie Thegan erzählt, mit Berichtigung eines Evangelienbuchs nach griechischen und syrischen Handschriften, Beten und Almosen-Spenden.)

Als er im November sich mit der Jagd vergnügt hatte und nach Aachen zurückgekommen war, überfiel ihn ein heftiges Fieber. Er wandte sogleich sein gewöhnliches Mittel an, den Hunger; aber es gesellten sich diesesmal zum Fieber auch Seitenstiche und Brustentzündung, und da er fortfuhr sich der Speisen zu enthalten und auch nur selten durch einen Trunk sich erquickte, so erlag er der Krankheit schon am siebenten Tage und schied, nachdem er das heilige Nachtmahl empfangen, hin, im zwei und siebzigsten Jahr des Alters und im siebenvierzigsten der Regierung, am 28sten Januar.

Von seinen Kindern haben ihn überlebt: Ludwig, Bertha, Gisla, Thedrade, Hiltrude, Rothaide, Rothilde, Adaldrude, Drogo, Hugo und Dietrich (uneheliche Söhne diese drei letzteren). Alle seine Kinder hatte er mit großer Sorgfalt unterrichten lassen, die Söhne und Enkel zuerst in den schönen Wissenschaften, denen er selbst alle seine Mußestunden widmete; dann im Reiten, in den Waffen und in der Jagd: die Töchter aber im Sticken, Weben und Spinnen und allem, was das weibliche Geschlecht schmücket.

---

28. Friedrich Barbarossa.

Obgleich dem Könige Konrad weder Kriegsmuth noch Gewandtheit des Verstandes fehlte, so hatte ihn doch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen gehindert, alle innere und äußere Angelegenheiten des Reiches nach Wunsche zu ordnen. Die erste Zeit seiner Regierung verfloß in offenen Fehden; dann unterbrach der Kreuzzug alle heimische Thätigkeit, und viele wäh-

rend der letzten Jahre hervorbrechende Uebel wurden mehr im Einzelnen und für den Augenblick beseitigt, als gründlich und im Großen geheilt. Diese gründliche Heilung, (daran zweifelte niemand), mußte Konrads Nachfolger versuchen, wenn nicht die Auflösung täglich weiter um sich greifen sollte; ja seine Einwirkung mußte sich auch auf die wichtigen Gegenstände und schwierigen Verhältnisse erstrecken, welche man seit den fränkischen Kaisern in Kirche und Staat entweder gar nicht, oder mit ängstlicher Nachgiebigkeit berührt hatte. Nur ein höchst tüchtiger Mann konnte die Lösung dieser Aufgaben unternehmen, und davon war König Konrad selbst so sehr überzeugt, daß er den Fürsten keineswegs seinen noch sehr jungen Sohn Friedrich, sondern seinen Neffen Friedrich empfal, welcher bereits persönliche Thätigkeit bewiesen hatte und der Herkunft nach zu den größten Hoffnungen berechtigte. In ihm erschien nämlich die alte grimmige Fehde der Welfen und Hohenstaufen völlig ausgesöhnt; denn sein Vater war Herzog Friedrich von Schwaben, und seine Mutter war Judith, die Tochter Herzog Heinrichs des Schwarzen.

Dieser Abstammung würdig, verwandelte der Jüngling bald das Spiel kriegerischer Uebungen in Ernst, und kündigte, noch beim Leben seines Vaters, dem baierischen Grafen von Wolfartshausen Fehde an. Aber so sehr verachteten dessen Kriegsleute die Jugend Friedrichs, daß sie wohlgemuth unter den Mauern des Schlosses standen und an kein ernstliches Gefecht glaubten, bis sie angegriffen, alles Widerstandes ungeachtet geschlagen, und viele, unter ihnen Graf Konrad von Dachau, gefangen wurden. Friedrich nahm kein Lösegeld von diesen: ihm genügte die Ehre des Sieges, und er wußte, daß man oft reicher wird durch Verschmähen, als durch Nehmen des Geldes. Wichtiger als die erste, erscheint seine zweite Fehde mit dem mächtigen Herzog Konrad von Zähringen, welcher gegen alles Erwarten von dem noch jungen Manne aus Zürich und Zähringen vertrieben und gezwungen wurde, bei König Konrad um Frieden zu bitten.

Als dieser im Jahr 1146 das Kreuz nahm, folgte Friedrich so würdigem Beispiele, obgleich sein bereits kränkelnder Vater anfangs lebhaft widersprach und verlangte, daß er bei ihm bleiben und nicht das Nächste und Nothwendigste dem Entfernten und Ungewissen nachsetzen sollte. Aber alle, selbst glückliche Unternehmungen in dem engeren Kreise der Heimath, hätten den Jüngling nicht so bilden und erziehen können, als die großen Unfälle dieses Kreuzzuges. Nach seiner Rückkunft übernahm er, (denn sein Vater starb schon im Jahr 1146), das Herzogthum Schwaben, und als er sich jetzt im ein und dreißigsten Jahre seines Alters um die

Krone bewarb, hatte sich Einsicht und Besonnenheit schon zum Heldenmuthe gesellt.

Friedrich war mittlerer Größe und wohlgebaut, seine Haare blond, kurz abgeschnitten und nur auf der Stirne gekräuselt, seine Haut weiß, seine Wangen roth und sein Bart röthlich, weshalb ihn die Italiener Barbarossa nannten. Er hatte schöne Zähne, feine Lippen, blaue Augen, einen heitern, aber durchdringenden und der inneren Kraft sich gleichsam bewußten Blick. Sein Gang war fest, die Stimme rein, der Anstand männlich und würdevoll, die Kleidung weder gesucht noch nachlässig. Keinem stand er auf der Jagd und in Leibesübungen nach, keinem an Heiterkeit bei Festen, nie aber durfte der Aufwand in übermäßige Pracht, nie die gesellige Lust in Völlerei ausarten. Seine Kenntnisse konnten in jener Zeit und bei der mehr weltlichen Richtung seines Lebens, nicht umfassend seyn, doch verstand er Lateinisch und las gern und fleißig die römischen Schriftsteller. Ungeachtet großen Feldherrntalents sah er im Kriege nur Ein Mittel für den höhern Zweck, den Frieden. Furchtbar und streng zeigte er sich gegen Widerstrebende, versöhnlich gegen Reuige, herablassend gegen die Seinen; doch verlor er weder in der Freude noch im Schmerze jemals Würde und Haltung. Selten trog ihn sein Urtheil, fast nie sein Gedächtniß. Gern hörte er Rath: die Entscheidung aber kam, wie es dem Herrscher gebürt, stets von ihm selbst. Andacht an heiliger Stätte, Ehrfurcht gegen Geistliche, als Verkünder des göttlichen Wortes, möchte man Eigenschaften des Zeitalters überhaupt nennen; wenige verstanden jedoch, so wie er, die übertriebenen Forderungen der Kirche davon zu sondern, und ihnen mit Nachdruck entgegen zu treten. Rücksichtslos die Gesetze vollziehen, hielt er für die erste Pflicht des Fürsten; ihnen unbedingt gehorchen, für die erste des Unterthans. Ueberall stärkte er seinen Willen und seine Kraft dadurch, daß er nur das unternahm, was nach seiner Ueberzeugung dem Rechte und den Gesetzen gemäß war, und daß er auf große Vorbilder früherer Zeiten mit der Begeisterung hinblickte, welche selbst ein Zeichen der Tüchtigkeit ist. Insbesondere hatte er Karl den Großen zum Muster genommen, und erklärte: ihm nachstrebend müsse man das Recht der Kirche, das Wohl des Staates, die Unverletzlichkeit der Gesetze, im ganzen Reiche zu gründen und herzustellen suchen. Aber selbst in späteren Jahren, wo er dem würdigen ihm verwandten Geschichtschreiber, Otto von Freisingen, Nachrichten über seine, wahrlich nicht unbedeutende Thaten mittheilte, fügte er, von eitler Selbstliebe kleiner Seelen weit entfernt und fast wehmüthig, hinzu: „im Vergleich mit dem was jene herrlichsten

Männer der Vorzeit leisteten, sind dieß vielmehr Schatten als Thaten!“

Einem solchen Manne konnte sich kein anderer als Thronbewerber gegenüberstellen: weder der jüngere und in mancher Rücksicht bedrängte Heinrich der Löwe, noch ein östreichischer Babenberger, noch einer der übrigen Fürsten. Auch entstand das Gerücht, Friedrich habe gegen seine Vertrauten geäußert: „er werde das Reich gewinnen, selbst wenn alle ihn nicht wollten; worüber der Erzbischof von Mainz zürnte, bis ihn der Erzbischof von Kölln beruhigte, und, wie es scheint, die Unwahrheit jenes Geredes darthat.

Schon am 17ten Tage nach dem Tode Konrads, am 5ten März 1152, versammelten sich alle geistliche und weltliche Fürsten des Reichs in Frankfurt am Main, und erwählten den Herzog Friedrich von Schwaben, um seiner Abkunft und persönlichen Würdigkeit willen, einstimmig zum deutschen König. Das in großer Zahl aus allen Gegenden versammelte Volk und einige zufällig gegenwärtige italienische Mannen, stimmten laut und freudig dieser Wahl bei. Fünf Tage nachher erfolgte in Aachen die feierliche Krönung durch den Erzbischof Arnold von Kölln. In diesen Augenblicken allgemeiner Freude hoffte ein, wegen schwerer Vergehen von Friedrich verstoßener, Diener, Gnade zu finden und warf sich mitten in der Kirche vor ihm nieder; aber der König sprach mit Ernst: „ich entfernte dich nicht aus Haß, sondern der Gerechtigkeit gemäß; daher ist kein Grund zum Widerrufe vorhanden.“ — Es mochte Friedrich den Glauben hegen: daß die Milde des Privatmannes, selbst durch Schwäche herbeigeführt, nichts Uebeles von Bedeutung zu erzeugen vermöge; unzeitige Nachgiebigkeit der Herrscher dagegen unmerklich die Ordnung des ganzen Staates zu allgemeinem Verderben auflöse.

---

29. Saladin.

Saladin ward im Jahre 1137 zu Takrit, einer mesopotamischen Stadt, geboren. Sein Vater Eyub, — von dem dieser Herrscherstamm den Namen Eyubiden erhielt, — und sein Oheim Schirkuh zogen aus Turkistan zum Chalifen nach Bagdad und dienten ihm mit Auszeichnung, bis Schirkuh im heftigen Zorn einen von dessen Beamten erstach. Beide Brüder wandten sich hierauf nach Mosul und gewannen zuerst bei Zenki, dann bei Nureddin das größte Ansehn. Saladin verlebte einen Theil seiner Jugend in

der prachtvollen, Eyubs Leitung anvertrauten, Stadt Balbek und hatte, bei seiner heitern fröhlichen Natur, eine Abneigung vor Staatsgeschäften; bis sich ihm bei seiner zweiten Anwesenheit in Egypten die Möglichkeit darbot, Herrschaft zu erwerben. Sein Benehmen gegen Schaver und die Erben Nureddins unterliegt, nach abendländisch-christlichen Ansichten, gerechtem Tadel: nach morgenländischem Standpunkte war aber der Sturz eines zweideutig oder gar feindlich gesinnten Veziers etwas ganz gewöhnliches, und der Gedanke eines gesetzlich unwandelbaren (legitimen) Erbrechtes der Herrscherstämme nie aufgestellt, viel weniger anerkannt und befolgt worden. Von dem Augenblicke wo Saladin seine Herrscherlaufbahn betrat, zeigte er männlichen Ernst und große Thätigkeit, ohne daß diese in Kleinigkeitssucht, oder jener in finstere Strenge ausgeartet wäre. Alle Gebote des Islam befolgte er genau, und kannte selbst die wissenschaftlichen Ansichten und Streitigkeiten über diese Lehre; so wenig er sich aber, Gott und seiner eigenen Kraft vertrauend, von Spitzfindigkeiten, Sterndeuterei und Aberglauben übermannen ließ, so wenig mochte er Freidenker und Neuerer leiden. Bei diesen Gesinnungen mußte ihm der Krieg gegen die Christen politisch und religiös von der höchsten Wichtigkeit seyn; auch verfolgte er den Plan der Eroberung Syriens beharrlich und trotz aller Hindernisse. Zweimal in der Woche wohnte er in der Regel den Gerichten bei, wo man selbst wider des Sultans nächste Verwandten mit Erfolg klagen konnte; ja er stellte sich persönlich, wenn gegen ihn Streit erhoben ward, und unterwarf sich dem Spruche.

Einst saß er vor seinem Zelte und sagte, als ihm jemand eine Bittschrift überreichte: „das Schreibzeug fehlt, ich kann nicht sogleich Bescheid ertheilen;“ jener aber erwiederte: „es steht im Zelte,“ und Saladin holte es und schrieb. — Das Maulthier Bohadins, seines Geschichtschreibers, der neben ihm ritt, bespritzte ihn sehr mit Koth; er scherzte darüber und erlaubte jenem nicht, sich deshalb zu entfernen. — Einem Christenweibe war ihre Tochter geraubt worden; dem Rufe vertrauend suchte sie Hülfe bei Saladin. Dieser erforschte, wer das Mädchen gekauft hatte, und gab es der Mutter zurück. — Züge solcher Art zeigen freilich, in gewissem Sinne, nur das Natürliche und Gewöhnliche; allein bei Sultanen ist leider zu oft die greulichste Unnatur das Gewöhnlichste, und selbst die Franken erhoben sich damals nicht zu der Redlichkeit, Gerechtigkeit, Großmuth und Milde Saladins. Ungeachtet dieser herablassenden Milde des Sultans und der Gewandtheit, für jeden sogleich einen angenehmen Gegenstand des Gespräches aufzufinden, fehlte doch nie der gebürende Anstand in seiner Gesell-

schaft, nie wurden zweideutige Reden gehört. Wissenschaftliche Beschäftigungen galten ihm für Erholung; kein Gelehrter wurde von ihm abgewiesen, keiner entlassen, ohne ein Geschenk empfangen zu haben. Oft ließ er sich geistliche oder weltliche Geschichten vorlesen, und die Darstellung großer gewaltiger Thaten bewegte ihn nicht minder zu Thränen, als Erzählungen von einfachen, die Theilnahme ansprechenden Begebenheiten. Ohne Ziererei verstattete er seinen Gefühlen freien Lauf; selten aber übermannte ihn der Zorn; nie verließ ihn in ungünstigen Lagen die Heiterkeit und Fassung, nie in Krankheiten die Geduld; nur Verläumder konnten ihn heftiger aufreizen. Sein Geist zeigte sich weit erhaben über die bloße Leidenschaft des Besitzes, und größer selbst als die Unbescheidenheit der Fordernden, war seine Neigung zum Bewilligen. Er wußte, daß die Quellen reichlich flossen, und gab nicht minder bei geleerter, als bei gefüllter Schatzkammer; weshalb die Schatzmeister oft heimlich Summen zu außerordentlichen Ausgaben zurücklegten. Betrogen ihn jene, so verloren sie zwar ihre Stellen, erlitten aber keine weitere Strafe: denn Geldgier erschien dem Sultan so allgemein als gemein. — — — — — —

Am vierten März 1193 starb Saladin im sieben und fünfzigsten Jahre seines Alters an einem heftigen Fieber. „Nimm dies Kleid," sprach er auf dem Krankenlager zu seinem Fahnenträger, „zeige es als Todtenfahne und verkünde, daß der Beherrscher des ganzen Morgenlandes nichts mit sich zu nehmen vermag: nur ein einziges Kleid begleitet ihn in das Grab!" Auch hinterließ Saladin weder Haus, noch Garten, noch Landgut, und überhaupt kein Eigenthum; ausgenommen sieben und vierzig nagaritische Silberlinge und ein tyrisches Goldstück. Zu seinem Sohne Afdal sagte Saladin beim Abschiede: „Verehre das höchste Wesen, und befolge seine Gebote, denn es ist die Wurzel alles Guten und in ihm ruht alles Heil. Vergieße kein Blut, denn es schläft nicht, sondern kömmt auf dein Haupt. Erhalte die Herzen deiner Unterthanen durch Liebe und Sorgsamkeit, denn sie sind dir von Gott durch mich übergeben. Begünstige die Edeln, denn nur durch Milde bin ich zu irdischer Größe gelangt. Beleidige Niemand, denn erst nach geübter Rache pflegen sich die Menschen wieder zu versöhnen. Hasse niemand, denn allen steht der gleiche Tod bevor. Hast du gegen Gott gefehlt, so sey reuig: er ist barmherzig."

30. Karl der Zwölfte, König von Schweden.

Karl der zwölfte, König von Schweden, starb in einem Alter von sechs und dreißig und einem halben Jahre, nachdem er Alles erfahren hatte, was das Glück als das Größte, und das Unglück als das Schaudrigste kennt, ohne daß er durch jenes erweicht, oder durch dieses auch nur einen Augenblick erschüttert ward. Fast alle seine Handlungen, selbst die seines zurückgezogensten Privatlebens, giengen weit über alles Wahrscheinliche hinaus: Er ist bis jetzt vielleicht unter allen Menschen, zuverlässig unter allen Königen, der Einzige, der ohne Schwäche blieb. Alle Tugenden des Helden übte er in einem Uebermaße, wodurch sie Fehler und eben so gefährlich, wie die entgegengesetzten Laster wurden. Seine Beharrlichkeit, die in Starrsinn übergieng, machte sein Unglück in der Ukraine, und hielt ihn fünf Jahre in der Türkei zurück; seine Freigebigkeit, die in Verschwendung ausartete, riß Schweden in den Abgrund; sein Muth, der bis zur Tollkühnheit reichte, verursachte seinen Tod; sein strenger Sinn für's Recht wich manchmal in Grausamkeit, so wie in seinen letzten Jahren die Behauptung seines Ansehens in Tyrannei ab. Seine großen Eigenschaften, deren jede einzeln jeden andern Fürsten verewigt haben würde, schufen das Unglück seines Landes. Nie griff er zuerst an; aber unversöhnlich, alle Schranken der Klugheit überspringend war seine Rache. Er war der erste, der den Stolz hatte, Eroberer zu seyn, ohne die Begierde, sich zu vergrößern: er wollte Reiche gewinnen, um sie zu verschenken; aber sein Feuergefühl für Ruhm, für Krieg und Rache machte ihn jene Politik verachten, ohne die es keinen Eroberer giebt. Vor der Schlacht glich nichts seiner Zuversicht, nach dem Siege nichts seiner Bescheidenheit, nach einer Niederlage nichts seinem Muthe; hart gegen andere, wie gegen sich, und das Leben und die Drangsale seiner Unterthanen eben so für Nichts achtend, wie seine eignen; mehr ein einziger, als ein großer Mann, und mehr zu bewundern, als nachzuahmen. Sein Leben mag die Könige warnen, um wie viel eine friedliche beglückte Herrschaft besser ist, als so viel Ruhms.

Karl der Zwölfte war von ansehnlichem, edlen Wuchse; er hatte eine hohe schön gewölbte Stirne, große blaue Augen voll Sanftmuth, eine vollkräftige Nase; aber minder angenehm war der Unterthell seines Gesichts, der zu oft durch ein Lachen entstellt ward, das fast nur von den Lippen kam; seine Haare waren kurz und gerade aufstehend. Er sprach sehr wenig, und antwortete oft nur mit seinem gewohnten Lachen. Ueber seiner Tafel herrschte

tiefes Schweigen. Sein eisenstarrer Charakter hatte doch im Umgang mit Fremden eine Mischung von Verlegenheit; denn Er, der sich ganz den Geschäften und dem Kriege hingegeben hatte, kannte durchaus das gesellschaftliche Leben nicht. Bis zu seinem Aufenthalt bei den Türken waren Cäsar's Commentarien und Curtius Geschichte Alexanders seine einzige Leserei; dennoch hatte er selbst auch Bemerkungen über den Krieg und über seine Feldzüge von 1700 bis 1709 aufgezeichnet: er erzählte das Ritter Follard, mit dem Beifügen, daß diese Handschrift an dem unglücklichen Tage bei Pultawa verloren gegangen sey.

---

31. König Friedrich der Zweite von Preußen.

Dieser Friedrich, dem die Geschichte den Namen des Großen gegeben, Er, den seine Unterthanen voll der wärmsten, dankbarsten Regung, im Zuge des Herzens, den Einzigen genannt, bei dessen Hintritt sich jedes preußische Auge mit heißen Thränen füllte, bei dessen Todesnachricht selbst jedes gebildeten Fremdlings Auge naß ward, dieser Friedrich beweist, wie kein Anderer, welch' eine Allseitigkeit und Liebenswürdigkeit des Geistes ein deutscher Fürst und Held in alle Wege zu enthalten fähig sey! Blickt hin auf die Alexander, die Trajane, die Heinriche, die Ludwige. Groß waren sie alle, jeder auf andere Weise. Aber in Keinem war die Weisheit des Königs, die Kraft und Kunst des Feldherrn, die Strenge des Richters, die Milde und Liebe des Vaters seiner Unterthanen, die Popularität traulicher Begegnung, der Ernst der Freundschaft, die Gunst und Liebe der Musen, der Gelehrte, der Künstler, der Philosoph so vollkommen vereint, wie in dem Einzigen Friedrich! — Wenn der narbenbedeckte, eisgraue Grenadier, der in der Glorie der Lorbeeren von Hohenfriedberg, von Lissa, von Liegnitz, in dem Schrecken von Kollin, an dem Abend von Kunersdorf, mit und unter Ihm gestritten, oder auch nur bei friedlicher Musterung als Flügelmann von der Stiefelspitze seines vorbeireitenden Königs gestreift worden war, und nie ein anderes Wort, als: „Vorwärts", aus seinem Munde vernommen hatte, wenn dieser, am Abende seines Lebens, beim Namen Friedrich noch von der Krücke auffuhr, und mit Jünglingsglut alle die Augenblicke schilderte, wo er seinen geliebten Fritz gesehen und ihn vor Freuden fast angeweint hatte, dann fühlt man, daß Eins in Friedrichs Wesen lag, was nur deutsche Fürsten und Helden in so reichem Maaße haben können, das

Gemüth. — Dann begreift man, wie Vieles der künftige Geschichtschreiber Friedrichs aufbieten müsse, wenn er Ihn so zeigen will, daß Alle, die das große durchdringende Herrscherauge sahen, die die fesselnden Worte seines Mundes hörten, die der Blitz seines Geistes traf und entflammte, erkennen und sagen müssen: „Dieß ist Friedrich! So war Er! o — Das ist die Allesfesselnde Kraft des Genies, die Jeden, wider Willen, ergreift, erwärmt, begeistert und beherrscht! — — — — — — — — —

Die Pflicht eines Königs in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Würde: das war die Idee, welche sein ganzes Leben beherrschte, seiner Seele Mittelpunkt. Er wollte einen Staat bilden, der, so lange sein Geist in ihm bliebe, eine außerordentliche Vaterlandsliebe und auch unter fremden Völkern den besten Menschen vertrauungsvolle Theilnahme einflößte. Und welche Schicksale dieses unglüklichen Staates auch von uns erlebt worden seyn mögen, ist Vaterlandsliebe doch noch ein hervorstechender Zug im preußischen Charakter, den künftige Zeiten wohl nur veredeln können. Jegliches wußte er, der große König, zu schätzen. Er gab Leibnitzen einen Platz neben sich, und indessen er sich über manchen Herrscher scherzhaft äußerte, und ihren Untergang fast voraus sah, bemühte er sich um Voltair's Freundschaft, und war gewiß, mit Ihm in der Nachwelt zu leben. Seine selbstständige Größe ertrug freie Wahrheit: er war offen, wie weit der Regent es seyn kann, und liebte Offenheit und Freimüthigkeit auch an dem Geringsten des Volks. Daher er freimüthige Aeußerungen über Ihn selbst, ja Spottgedichte oder Spottbilder, womit Uebelgesinnte seine Größe beschmitzen wollten, niemals fürchtete, ja mehrmals, wie bekannt ist, verbreiten, unter andern ein Spottbild an einer Straßenecke, das zu hoch hing, tiefer hängen ließ, um es den Vorübergehenden genießbarer zu machen. Das Geheimniß, sich immer seiner selbst würdig zu erhalten, immer vorbereitet zu seyn, lag in der Art, wie er seine Zeit eintheilte und benutzte. Er geizte mit der Zeit trotz dem Privatmanne, der sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit, der Ausbildung einer großen Idee widmet. Die Fülle diplomatischer Arbeiten in seinen und anderer Fürsten Archiven, die bändereiche Zahl seiner Schriften, unter welchen die Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg von anhaltendem Fleiße, tiefem Studium und eindringender Kraft des Geistes zeugen, während in prosaischen und poetischen Episteln die Funken seines Witzes, seiner Jovialität und Laune sprühen, — sie alle beweisen, wie viel Stunden sein wohleingerichteter Tag haben mußte. Rechnet man hiezu, wie viel er außer seinem Leben im Felde, auf Uebung und Musterung seiner siegreichen Schaaren, auf

die Leitung des Kabinets, auf die Verwaltung der Finanzen, wie viel Sorge auf Manufakturen und ihren Flor er verwendet, wie manche Stunde er im heitern Kreise witziger Köpfe mit musikalischen Uebungen hingebracht, so muß man gestehen, daß keiner seiner Tage verloren worden, als der, wo er starb. Man muß in seinem Sanssouci gewesen seyn, einem Residenzschlosse, das wie wenige gelegen und eingerichtet ist, man muß in diesen, mit vaterländischen Erzeugnissen geschmückten Gemächern, in dem kleinen Bücher- und Arbeitszimmer, von wo er hier das Bild der Gerechtigkeit, dort eine von ihm geschaffene reiche Flur mit dem Strome und der Schiffe wehenden Segeln sah, man muß auf jenen Terrassen, in jenen Laubgängen, in jenem Bildersale, und allen den heimlichen Lieblingsplätzen des großen und guten Königs gewesen seyn, um ganz zu ermessen, wie er im Stillen lebte, und ohne Unterlaß schuf und wirkte. Wie er dort, im Allerheiligsten seines Genius, umgeben von alten Griechen und Römern, diesen stummen Lehrern der Welt, umgeben von geistreichen Ausländern, nie aufhörte, sich durch Geschichte und Philosophie zu bilden, wie in dieser geräuschlosen Werkstätte, durch den heilsamen Wechsel von Arbeit und Einsamkeit, Blitze in seine Seele fielen, die nachmals als wohlthätige Strahlen über sein ganzes Preußen, ja über ganz Europa leuchteten. Dort war es auch, wo er den Staub, in welchem sein Genius gewohnt, den Elementen zurück gab, nachdem er durch Eroberungen seine Macht gegründet, die Bevölkerung seines Landes verdoppelt, das Glück seiner Unterthanen vermehrt, ein vollkommen ausgerüstetes, sieggewohntes Heer hinterlassen, trotz eines siebenjährigen Krieges und vieler neu erbauter Schlösser von unglaublicher Pracht dennoch alle Vorrathskammern, alle Zeughäuser und den Schatz gefüllt, und den deutschen Fürstenbund mit dem scheidenden Lichtblicke seines Ruhms noch einmal erleuchtet hatte. Er starb, und tausend segnende Stimmen geleiteten den Seligen in das Land der Schatten, von wo keiner wiederkehrt.

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und statt einer wahren Schilderung, ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Mensch gewesen, faßt man Muth, seine Größe für erreichbar zu halten. Es ist nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Forderungen an das hohe Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeineren Menschen muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich sey, auf daß Einiges übersehen werde. Der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben, und wer, wie Friedrich, fast ein halbes Jahrhundert als das erhabenste Muster

hoher Pflichterfüllung dastand, braucht den Tadel nicht zu scheuen. Gingen ja doch seine Fehler nur aus seiner Größe hervor.

Friedrichs Regierung war eine Selbstregierung. Sie war, mit Ausnahme einiger Nebenländer, durchaus nicht ständisch, wie deutsche Sitte es will: der willkührlichen Gewalt in der Verwaltung beugten die Kollegien nicht genugsam vor. Selten konnten, weil Oekonomie und Anhäufung eines Schatzes die Grundmaxime blieb, große Institute gedeihen, bei denen Liberalität die Bedingung war. Was sich sonst Großes und Vortreffliches mit der Selbstherrschaft verbinden ließ, in Gesetzgebung, Justiz und Landeskultur, ward geschützt und befördert. Freiheit der Sprache und der Presse herrschte hier, fast wie in der freiesten Republik; und die wohlthätigen Folgen davon waren um so größer, je mehr Preußen auch darin das Muster für andere Staaten ward. Aber die schlimmste Folge der Selbstregierung zeigte sich in der ganzen Civiladministration, die immer mehr zur Maschine ward. Nothwendig mußte durch diese Selbstregierung das Wohl des Staates in einem hohen Grade an die Person des Regenten geknüpft werden. Sich selbst genug, kannte Friedrich keinen Staatsrath, was in einer erblichen Selbstherrschaft unvermeidlich dahin führt, daß der Geist eines Herrschers sich selbst überlebt. Er allein bildete das Kabinet. Nicht jeder konnte es so bilden wie Er; aber welche nachtheilige Folgen durch die Reibungen der obern Behörden daraus entstanden, hat die spätere Erfahrung gelehrt.

Die Stärke des Staats, die in der Nation und in der Verwaltung liegt, sah Friedrich blos in seiner Armee, in seinem Schatze. Auf jener, meinte er, ruhe der Staat, wie auf den Schultern des Atlas. So suchte er das Ideal eines stehenden Heeres zu realisiren, indem er es möglichst zu einer kunstfertigen Maschine machte. Nirgends konnte daher auch die Scheidewand zwischen dem Civil- und Militärstande so stark werden, als in der preußischen Monarchie, was nicht zur Stärke des Staatsgebäudes beitragen konnte.

Friedrich verschmolz sich endlich nie mit seinem Volke. Nur der Herrscher gehörte diesem, der Mensch, einem kleinen Kreise von Fremdlingen an. Diese Trennung hatte die bedeutendsten Folgen. Ich will nichts davon sagen, daß er deutsche Kunst und Gelehrsamkeit nicht achtete oder verkannte; denn in seiner blühenden Zeit hatten die deutschen Musen eine kümmerliche Gestalt, die deutsche Gelehrsamkeit ein so abschreckendes Aeußere, daß sich Friedrichs deicher Geist in dieser Armuth unmöglich gefallen konnte: und als ein höherer Genius über sie kam, war Friedrich in seinem Kreise schon so einheimisch, daß er nun das nicht mehr für sie that, was er frü-

erhin gethan haben würde. Ich will nichts von seiner sogenannten Freigeisterei sagen; denn hierin eilte er nur, wie alle große Geister, seinem Zeitalter voraus. Aber durch diese Trennung von seiner Nation warf er einen Schatten auf sie, beschränkte seinen Gesichtskreis, und gab der uralten Sucht der Deutschen, Alles Fremde, Gutes wie Schlimmes, nachzuahmen, manche verderbliche Nahrung, so daß die Folgen davon zum Theil noch jetzt empfunden werden.

---

32. Gellerts Audienz bei Friedrich dem Großen.

Der 18. December 1761 war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um drei Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert, und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Thüre pochte. — Herein! —

„Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu Ihm zu bringen.“

Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet seyn.

Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich: ich muß morgen wieder kommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perücke, und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kömmt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr.

Majestät Zimmer auf. Sie treten ein, und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein.

König: Ist Er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Haynichen bei Freiberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

Gellert: Ja, Ihro Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König: Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König: Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber?

Gellert: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascow, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredtsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König: Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert: Die Welt glaubt's.

König: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

König: Da hat Er Recht.

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Viel-

leicht ist jetzt das kriegerische Seculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

König: Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert: Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — —

König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte.

Gellert: Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn curiren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Woche Rhabarber nehmen.

Gellert: Ihre Majestät, diese Cur möchte wohl eine neue Krankheit für mich seyn. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben so krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König: So muß er fahren.

Gellert: Dazu fehlt mir das Vermögen.

König: Ja das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl jetzt böse Zeiten?

Gellert: Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —

König: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört! Es sind ja drei wider mich.

Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

König: Was meint Er? Welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

Gellert: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

König: Aber Virgil ist viel polirter.

Gellert: Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quinctilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

König: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn.

Gellert: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

König: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?

Gellert: Ach ja, Ihro Majestät.

König: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

König: Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?

Gellert: Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

Gellert: Ja, Ihre Majestät, „den Maler." „Ein kluger Maler in Athen — — — — — so strich er seinen Kriegsgott aus."

König: Und die Moral?

Gellert: „Wenn deine Schrift — — — — auszustreichen."

König: Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

Gellert: Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

König: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfters wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched." Und den andern Tag bei der Tafel: C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans.

33. Erinnerungen aus Bernstorfs Leben.

Ich folge nun Bernstorf in die Stille des häuslichen Lebens, wo ein Mensch den andern nur durch innern Werth, nur durch eigene Tugend übertrifft, wo kein Glanz der Würde mehr blendet, wiewohl auch diese nur einen Augenblick täuscht, denn ein Staatsmann kann auf seinem hohen Standorte seine Sitten, seine Schwachheiten nicht lange verbergen. Bernstorfs Tugend war strenge, und auf unveränderliche Grundsätze gebaut, aber nicht in den stoischen Ernst gehüllt, der alles Vergnügen wegscheucht, sondern sie vertrug sich mit den Freuden des gesellschaftlichen Lebens. Man vermuthet zwar die Gabe zu gefallen bei dem Manne der großen Welt; er lebt immer unter Menschen, deren Meinung ihm nicht gleichgültig seyn kann, und ist geübt, auf die kleinsten Ansprüche der Gesellschaft, auf die Forderungen jedes Augenblicks zu merken; es ist auch selten ohne dies Talent ein Minister groß und mächtig geworden: aber es erhält sich nicht lange, wenn er ein Arbeiter ist, und den Staatsangelegenheiten selbst vorsteht; sein Geist wird zu sehr an wichtige Gegenstände geheftet, als daß er sich zu den kleinen Aufmerksamkeiten des Umganges herablassen sollte. Daher rührt der feierliche Ernst, die finstere, eingewickelte Miene, die man keinem Minister verzeiht, und die allerdings eine billigere Nachsicht verdient. Auch Bernstorf gefiel nicht beim ersten Anblick, denn sein Auge war umwölkt, und es saß Tiefsinn auf seiner Stirn; aber so wie man ihm näher trat, drang die Seele mächtig in jeden Zug seines Angesichts, heiße Menschenliebe glühte im Auge, und heitere Leutseligkeit verjüngte den Zug seines Mundes; man hielt ihn bald für einen gütigen, und er hatte kaum zu reden angefangen, für einen großen, glänzenden Mann. Seine Beredsamkeit floß wie ein sanfter Strom und bahnte sich Wege durch Felsen, er nahm ein, überredete, überwältigte, je nachdem es ihm gefiel; der Ausdruck schmiegte sich dem Endzweck, das Wort der Sache fest an, sein Gegenstand war mit Wahrheit umstrahlt, und ging hervor, und stand da, mit den Farben der Natur geschmückt. Er sprach ausgezeichnet vortrefflich über Regierungsgeschäfte, über Revolutionen in der Geschichte der Menschheit, über künftige Folgen kaum hervorkeimender Ursachen, über Erwartungen im System der Politik; dann malte er Staaten und Menschen nach dem Leben und aus der Geschichte, mit leichten, aber treffenden Umrissen, deren Aehnlichkeit auffiel, ordnete Massen, und vertheilte Licht und Schatten mit schöpferischen Zügen einer Meisterhand. Beispiele der Tugend begeisterten ihn, jede treffliche

That, jede Gesinnung der Wohlthätigkeit, der Vaterlandsliebe traf in seinem Herzen auf eine verschwisterte Saite, die deutlich im wärmeren Ausdruck hervorklang, sein Blick und seine Sprache glühten, und er hob uns mit zu hohen Empfindungen empor.

Ein Mann, der mit blendenden Gaben auch noch Macht und Einfluß vereinigt, herrscht gewöhnlich allein in dem schweigenden unterthänigen Haufen, alles hört und bewundert, niemand wagt einen Laut, und das Gleichgewicht der Unterhaltung hört mit allen ihren Annehmlichkeiten auf. Aber Bernstorf demüthigte nicht durch die Vorzüge seines Verstandes, er lud zum Widerspruch durch Leutseligkeit ein, und wußte seinen Gegenstand immer nach dem Geistesvermögen seiner Gesellschaft zu wählen. Er verstand es eine Frage zu thun, die man wünschte, eine Antwort zu finden, die befriedigen mußte. Er hatte für jeden ein Wort, einen Blick, ein Zeichen der Achtung in Bereitschaft, das auch dem Furchtsamen Muth gab. Jeder fand einen Anlaß, sein Talent zu entwickeln, jeder seinen Raum, wo er mit Vortheil erschien. Hierin allein besteht die wahre Höflichkeit, welche, wenn sie nicht im Charakter liegt, den Großen so selten gelingt, weil immer das Bewußtseyn der Gnade durchscheint, mit welcher sie großmüthig ihrer Würde entsagen; und, sobald nur der Geringere seinen Abstand einen Augenblick zu vergessen scheint, oder irgend einer Lieblingsthorheit zu nahe tritt, so hüllt sich der Große zum Schrecken des Verwogenen schnell wieder in seinen Purpurmantel ein.

Bernstorf war sogar seiner Temperaments-Neigungen Meister. Er war mit einer auffallenden Wärme geboren; und weil seinem Scharfsinn das Lächerliche nicht entrann, so drängte sich oft die Satyre bis an seine Lippen, und leuchtete noch aus seinem Blicke, aber er blieb seines Ausdrucks mächtig, der nie das Gepräge des Spottes trug, und immer zur Freundlichkeit gestimmt war.

So betrug sich Bernstorf unter seinen Untergebenen und in der allgemeinen Gesellschaft. Ich unternehme es nicht, ihn unter seinen Freunden zu schildern, wenn seine ganze Seele sich ergoß, und alle Zärtlichkeit seines Gefühls auch in ihre Herzen strömte, denn wer ist fähig, ihm nachzuempfinden?

Sonst meidet die Freundlichkeit die Palläste der Großen; ihre Stelle vertritt eine niedrige Dienstfertigkeit, eine heuchlerische verstellte Liebe, die, sobald die Gnade des Fürsten winkt, oft ohne irgend eine andere Veranlassung zum offenbaren Hasse wird. Der Anhang mancher Minister ist ein Haufen um Lohn gedungener Knechte, und unter Gebietern und Sklaven giebt es keine Verbindung der Seelen. Aber Bernstorf hatte sich Freunde erworben, die seines Herzens würdiger waren; sie schätzten, unabhängig von

der Würde, den Mann, der nicht verehrt, der geliebt seyn wollte, und der ihre Freundschaft mit einer Zärtlichkeit vergalt, die in der verfeinerten Welt nicht gekannt wird.

Die letzte Stunde des Abends war die angenehmste seines Tages. Diese brachte er unter seiner Familie, mit seinen Hausgenossen und einigen Gelehrten in Unterredung zu. Klopstock, der Sänger Gottes und Freund und Liebling der Menschen, der rechtschaffene, geistvolle Cramer, der reine Lehre und unsträflichen Wandel mit Witz und Munterkeit und ausgebreiteten Kenntnissen vereinigt, gehörten mit zu diesem glücklichen Zirkel. Wir hingen alsdann an Bernstorfs Mund und labten uns mit sokratischer Weisheit. Hier entfaltete sich sein Herz und sein Geist; der Schleier der Würde fiel nieder, und die erhabene Seele glänzte in ihrer eigenthümlichen Schönheit; wir verließen ihn nie, ohne wärmer für die Tugend zu empfinden, ohne unterrichtet, oder gebessert zu seyn.

Wenn die schöne Zeit des Jahrs heran nahte, so entfloh auch Bernstorf aus dem Geräusche der Stadt in die saufteren Scenen der Natur. König Friedrich hatte ihm ein Landgut geschenkt, das, als der Ruhplatz eines großen Mannes, unserer Zeit und der Nachwelt ehrwürdig bleibt.

Auf einem Hügel, der auf einer weit ausgebreiteten Fläche sich langsam erhebt, ist ein geschmackvolles, mehr bequemes als prächtiges Wohnhaus erbaut. Jenseits der Fläche begränzt die Stadt den Horizont, nah genug, um in ihrer ganzen Schönheit zu glänzen, und entfernt genug, um die ländliche Ruhe nicht zu stören. Die Stadt dehnt ihr Gewühl durch den Hafen in das angränzende Meer aus; hier verändert die Schiffahrt jeden Augenblick die reiche mannigfaltige Scene, und das stille ferne Getümmel entzückt. An dem Hafen vorbei verliert sich der Blick auf der See, oder ruht zuweilen unter einer sich sammelnden Flotte, oder auf den Küsten von Schonen aus.

Jung gepflanzte Alleen führen von dem Wohnhaus in die regellosen Gänge eines reizenden Waldes, der einen Garten verbirgt und schützt, auf welchen die Sonne nicht weniger gütig, als auf ein südliches Land blickt Er ist das Muster der Gärten von Dänemark, und bringt die besten Früchte der wärmeren Provinzen von Europa in ihrer Vollkommenheit hervor. Bernstorf hat ihn gepflanzt und gewartet; er hat in demselben die angenehmsten Stunden seines Lebens zugebracht; sein Geist blühte auf und sein Herz erweiterte sich, wenn er die feinere Luft dieses Lustplatzes athmen konnte. Er hatte es gelernt, die Stufenfolge der Wohlthaten Gottes in der Natur aufzusuchen, einen heitern Tag mit

Entzücken zu grüßen, der Entwickelung der Pflanzen nachzuspüren, die Ankunft der Blüthe zu belauschen und über die schwellende Frucht zu frohlocken, alle die mannigfaltigen Freuden zu empfinden, die ein unverdorbenes Gefühl mit keinen andern vertauscht.

Damit auch kein Segen dieser auserwählten Erde fehlen möge, versammelte Bernstorf glückliche Menschen um sich her. Er gab seinen Gutsunterthanen ihr Geburtsrecht, Freiheit, und Eigenthum wieder; er munterte sie durch großmüthige Beihülfe auf, ihre Güter zu theilen und auf der Mitte ihres Landes zu wohnen.

Schnell deckten sich Heiden mit fröhlichen Saaten; neue Pflanzungen stiegen hervor; anstatt dürftiger Hütten in elenden Dörfern wurde die Gegend mit angenehmen Wohnungen geschmückt, in welchen glückliche Väter ihre Kinder den Namen ihres Wohlthäters lehrten. Sie wollen ihm, dem Freund der Menschen, mitten in der verschönerten Gegend ein Denkmal errichten, das dem künftigen Wanderer gewiß edlere Empfindungen, als Trophäen, einflößt, einen prachtlosen, aber ehrwürdigen Stein, auf welchen die Thräne der Dankbarkeit floß.

In dieser Wohnung des Friedens fühlte Bernstorf sich glücklich; sein Gedächtniß rief ihm tugendhafte Thaten und überzeugende Beispiele der göttlichen Vorsehung zurück; keine Handlung seines Lebens war durch eine kränkende Reue verbittert; sein Fleiß war mit Gedeihen gesegnet; er war von den Redlichen im Staat, von den würdigsten aller Nationen verehrt, von seiner Familie, von seinen Freunden, von seinen Untergebenen geliebt; und auf seiner gefahrvollen langen Laufbahn hatten ihn wenig Unglücksfälle betroffen. Er näherte sich mit muntern Kräften dem Alter, und durfte sich schmeicheln, noch manche Früchte seiner Arbeit zu genießen, noch lange dem Staate nützlich zu seyn.

Am Abend des Lebens wird selten ein Mann, der in großen Verhältnissen eingeflochten war, die vergangene Zeit wieder durchzuleben wünschen, ohne Epochen, ohne Vorfälle auszunehmen, deren Angedenken ihn quält; aber Bernstorf hat es oft mit freudigem Danke gegen die Vorsicht wiederholt: er nähme jeden verflossenen Tag aus den Händen der Allmacht ohne Bedingung zurück, ginge er nicht einer herrlichern Zukunft entgegen.

Jedoch auch seiner wartete der Sterblichen Loos, die, wenn sie auch keine Strafgerichte fürchten, doch selten der Prüfung entgehen, die ihr Vertrauen auf Gott bestätigen und den Ruhm ihres Lebens durch den schwersten Triumpf, durch ihre Geduld im Leiden, krönen soll. Langsam zog sich ein Ungewitter auf. Unbedeutend in seinem Anfang, schien es auch dem Scharfsichtigsten nicht furchtbar; aber es verbreitete sich schnell und deckte Dänemark mit

einer schreckenvollen Nacht. — O, ruhte sie ewig auf der Geschichte dieser Zeit!

Bernstorf hatte schon lange die Absicht seiner Feinde entdeckt, ihn durch wiederholte Angriffe zu reizen und zu irgend einem Schritt zu verleiten, der sie von dem Mann, den sie haßten, befreiete. Endlich konnte er sich nicht mehr verbergen, daß es ihnen gelang, ihm das Vertrauen seines Monarchen zu entziehen. Aber sollte er ruhig sein Schicksal erwarten, oder dem Sturm, der ihm drohte, entfliehn? Das war die große bedenkliche Frage, die entschieden werden mußte, und die in seiner bittern Verfassung nicht so leicht zu beantworten war.

Ein Staatsmann, der zu mißfallen anfängt, wandelt immer an Abgründen hin, und thut keinen gleichgültigen Schritt mehr. Ist er gelassen, so ist es ein Stolz, der gedemüthigt zu werden verdient; verbirgt er seine Unruhe und seine Empfindlichkeit nicht, so ist es Bewußtseyn der Schuld; entschließt er sich, sein Amt niederzulegen, so wartet vielleicht eine Kränkung auf ihn, wozu nur der Anlaß gefehlt hat; und harrt er zu lange, reizt er die Ungeduld seiner Verfolger, so ist es ungewiß, zu welchem heftigen Ausbruch ihr Unwillen endlich verleitet werden mag. Wenn alle Zugänge des Throns von Rathgebern umringt sind, die ihre gemeinschaftliche Sicherheit vereinigt, so ist kein Fürst der Erde mächtig genug, den Eingebungen der Wahrheit, die zurückgescheucht wird, oder den Empfindungen seines unaufhörlich bestürmten Herzens zu folgen.

Alles das erwog Bernstorf mit heiterer Ueberlegung und entschloß sich dennoch nicht zu fliehen, den Posten nicht feig zu verlassen, auf welchem er als ein auserwähltes Werkzeug der Vorsehung stand, keinen Augenblick, der in seiner Macht war, zu verlieren, wo er dem Staat, oder auch nur einem Gliede desselben durch seine Arbeit nützlich seyn konnte.

Der Schlag kam seiner Erwartung zuvor. Ich war der einzige Zeuge dieses prüfenden Augenblicks. Sein Betragen dabei muß auf ewig seinen Charakter entscheiden; denn in einer solchen Stunde ist der größte Mann in den Händen der Natur. Er hatte sich eben zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben des Königs empfing, welches ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille und stund mit einem Blick des Schmerzens auf. Ich bin meines Amtes entsetzt, sprach er mit einem gesetzten bescheidenen Ton, und fügte mit gen Himmel erhabenen Augen hinzu: Allmächtiger, segne dies Land und den König!

So stand Bernstorf an den Ruinen seines Ruhms; so gelassen sah er in einer Minute das Gebäude seines ganzen Lebens um-

stürzen; Hoffnungen große Entwürfe zu vollenden, Aussichten in ein ehrenvolles ruhiges Alter, alle Freuden des vergangenen Lebens waren dahin wie ein Traum, und die Folgezeit breitete sich finster vor ihm aus: dennoch stand er unerschüttert. Entweder war Bernstorf ein großer oder ein unempfindlicher Mann. Wer hat ihn je unempfindlich gekannt? —

Er erlebte die Verherrlichung noch, für seine Feinde in ihrem Elend zu beten, aber er starb zu früh, um des Triumphs zu genießen, den ihm das wiederkehrende Vertrauen des Königs und die Stimme aller Patrioten versprach. Er erlag unter den Kämpfen des Geistes, mehr durch Arbeit und Gram, als durch Krankheit und Jahre erschöpft. Seine Unpäßlichkeit verkündigte keine Gefahr; sein Ende war schnell, wie es nur der Fromme wünschen darf; seine Gemahlinn empfand die Schrecken dieses sanften Todes allein. Er hatte sich eben zur Ruhe niedergelegt, als sie tönte, die Posaune des Engels, der ihn an den Thron der Vergeltung rief, als, nach wenigen Seufzern der unterliegenden Natur, diese große Seele unsere Erde verließ.

---

34. Tod des alten Großvaters Eberhard Stilling.

Ein altes Herkommen, dessen ich (wie vieler andern) noch nicht erwähnt, war, daß Vater Stilling alle Jahr selbsten ein Stück seines Hausdaches, das Stroh war, eigenhändig decken mußte. Das hatte er nun schon acht und vierzig Jahr gethan, und diesen Sommer sollt' es wieder geschehen. Er richtete es so ein, daß er alle Jahr so viel davon neu deckte, so weit das Roggenstroh reichte, das er für dies Jahr gezogen hatte.

Die Zeit des Dachdeckens fiel gegen Michaelstag, und rückte nun mit Macht heran, so daß Vater Stilling anfing, darauf zu Werk zu legen. Heinrich war dazu bestimmt, ihm zur Hand zu langen, und also wurde die lateinische Schule auf acht Tage ausgesetzt. Margrethe und Mariechen hielten täglich in der Küche geheimen Rath über die bequemsten Mittel, wodurch er vom Dachdecken zurückgehalten werden möchte. Sie entschloßen sich endlich beide, ihm ernstliche Vorstellungen zu thun, und ihn vor Gefahr zu warnen; sie hatten die Zeit während des Mittagessens dazu bestimmt.

Margrethe brachte also eine Schüssel Muß, und auf derselben vier Stücke Fleisches, die so gelegt waren, daß ein jedes gerade vor den zu stehen kam, für den es bestimmt war. Hinter ihr her

kam Mariechen mit einem Kumpen voll gebrockter Milch. Beide setzten ihre Schüsseln auf den Tisch, an welchem Vater Stilling und Heinrich schon an ihrem Ort saßen und mit wichtiger Miene von ihrer nun morgen anzufangenden Dachdeckerei redeten. Denn, im Vertrauen gesagt, wie sehr auch Heinrich auf Studieren, Wissenschaften und Büchern erpicht seyn mochte, so wars ihm doch eine weit größere Freude, in Gesellschaft seines Vaters, zuweilen entweder im Wald, auf dem Feld oder gar auf dem Hausdach zu klettern; denn dieses war nun schon das dritte Jahr, daß er seinem Großvater als Diakonus bei dieser jährlichen Solennität beigestanden. Es ist also leicht zu denken, daß der Junge sehr verdrüßlich werden mußte, als er Margrethens und Mariechens Absichten zu begreifen anfing.

Ich weiß nicht, Ebert, sagte Margrethe, indem sie ihre linke Hand auf seine Schultern legte, du fängst mir so an zu verfallen. Spürst du nichts in deiner Natur?

„Man wird als alle Tage älter, Margrethe."

O Herr ja! Ja freilich, alt und steif.

Ja wohl, versetzte Mariechen und seufzte.

Mein Großvater ist noch recht stark für sein Alter, sagte Heinrich.

„Ja wohl, Junge, antwortete der Alte, ich wollte noch wohl in die Wette mit dir die Leiter hinauf laufen."

Heinrich lachte hart; Margrethe sah wohl, daß sie auf dieser Seite die Festung nicht überrumpeln würde; daher suchte sie einen andern Weg.

Ach ja, sagte sie, es ist eine besondere Gnade so gesund in seinem Alter zu seyn; du bist, glaube ich, nie in deinem Leben krank gewesen, Ebert?

„In meinem Leben nicht, ich weiß nicht, was Krankheit, ist denn an den Pocken und Röthеln bin ich herumgegangen."

Ich glaube doch, Vater! versetzte Mariechen, ihr seyd wohl verschiedene malen vom Fallen krank gewesen: denn ihr habt uns wohl erzählt, daß ihr oft gefährlich gefallen seyd.

„Ja, ich bin dreimal tödtlich gefallen."

Und das viertemal, fuhr Margrethe fort, wirst du dich todt fallen; mir ahnt es. Du hast letzthin im Wald das Gesicht gesehen; und eine Nachbarin hat mich kürzlich gewarnt und gebeten, dich nicht auf's Dach zu lassen, denn sie sagte, sie hätte des Abends wie sie die Kühe gemolken, ein Poltern und klägliches Jammern neben unserm Hause im Wege gehört. Ich bitte dich, Ebert! thu' mir den Gefallen und laß jemand anders das Haus decken, du hasts ja nicht nöthig.

„Margrethe! — kann ich oder jemand anders denn nicht in der Straße ein anderes Unglück bekommen? Ich hab' das Gesicht gesehen, ja das ist wahr! — unsere Nachbarinn kann auch die Vorgeschicht gehört haben. Ist dieses gewiß? wird dann derjenige dem entlaufen, was Gott über ihn beschlossen hat? Hat er beschlossen, daß ich meinen Lauf hier in der Straße endigen soll, werd' ich armer Dummkopf von Menschen! das wohl vermeiden können? Gesetzt ich bliebe vom Dach, kann ich nicht heut oder morgen da in der Straße einen Karren Holz losbinden wollen, draufsteigen, straucheln und den Hals abstürzen? Margrethe! laß mich in Ruh; ich werde so ganz gerade fortgehen, wie ich bis dahin gegangen bin; wo mich dann mein Stündchen überrascht, da werd' ich's willkommen heißen."

Margrethe und Mariechen sagten noch ein und das andere; aber er achtete nicht darauf, sondern redete mit Heinrichen von allerhand die Dachdeckerei betreffenden Sachen, daher sie sich zufrieden gaben und sich das Ding aus dem Sinne schlugen.

Am andern Morgen standen sie frühe auf, und der alte Stilling fing an, während daß er ein Morgenlied sang, das alte Stroh loszubinden und abzuwerfen, womit er dann diesen Tag auch hübsch fertig wurde, so daß sie am folgenden Tage schon anfingen, das Dach mit neuem Stroh zu belegen: mit einem Wort, das Dach ward fertig, ohne die mindeste Gefahr oder Schreck dabei gehabt zu haben, außer daß es noch einmal bestiegen werden mußte, um starke und frische Rasen oben über den First zu legen. Doch damit eilte der alte Stilling so sehr nicht, es gingen wohl noch acht Tage über, ehe es ihm einfiel, dies letzte Stück Arbeit zu verrichten.

Am folgenden Mittwoch Morgen stand Eberhard ungewöhnlich früh auf, ging im Hause umher, von einer Kammer zur andern, als wenn er etwas suchte. Seine Leute verwunderten sich, und fragten ihn, was er suche? Nichts, sagte er. Ich weiß nicht, ich bin so wohl, doch habe ich keine Ruhe, ich kann nirgend still seyn, als wenn etwas in mir wäre, das mich triebe; auch spür ich so eine Bangigkeit, die ich nicht kenne. Margrethe rieth ihm, er sollte sich anziehen und mit Heinrichen nach Lichthausen gehen seinen Sohn Johann zu besuchen. Er war damit zufrieden; doch wollte er zuerst die Rasen oben auf dem Hausfirst legen, und dann des andern Tages seinen Sohn besuchen. Dieser Gedanke war seiner Frau und Tochter sehr zuwider. Mittags über Tisch ermahnten sie ihn wieder ernstlich, vom Dach zu bleiben; selbst Heinrich bat ihn, jemand für Lohn zu bekommen, der vollends mit der Deckerei ein Ende mache. Allein der vortreffliche Grets

lächelte mit einer unumschränkten Gewalt um sich her: ein Lächeln, das so manchem Menschen das Herz geraubt und Ehrfurcht eingeprägt hatte! Dabei sagte er aber kein Wort. Ein Mann, der mit einem beständig guten Gewissen alt geworden, sich vieler guten Handlungen bewußt ist, und von Jugend auf sich an einen freien Umgang mit Gott und seinem Erlöser gewöhnt hat, gelangt zu einer Größe und Freiheit, die nie der größte Eroberer erreicht hat. Die ganze Antwort Stillings auf diese, gewiß treu gemeinten, Ermahnungen der Seinigen, bestand darin: Er wollte da auf den Kirschbaum steigen, um sich noch einmal recht satt Kirschen essen. Es war nämlich ein Baum, der hinten im Hof stand, und sehr spät, aber desto vortrefflichere Früchte trug. Seine Frau und Tochter verwunderten sich über diesen Einfall, denn er war wohl in zehen Jahren auf keinem Baum gewesen. Nun dann! sagte Margrethe, du mußt nun für diese Zeit in die Höh', es mag kosten was es wolle. Eberhard lachte und antwortete: Je höher, je näher zum Himmel! Damit ging er zur Thür hinaus, und Heinrich hinter ihm her auf den Kirschbaum zu. Er faßte den Baum in seine Arme und die Kniee, und kletterte hinauf bis oben hin, setzte sich in eine Furke des Baumes, fing an, aß Kirschen, und warf Heinrichen zuweilen ein Aestchen herab. Margrethe und Mariechen kamen ebenfalls. Halt! sagte die ehrliche Frau, heb' mich ein wenig, Mariechen, daß ich nur die untersten Aeste fassen kann, ich muß da probieren, ob ich auch noch hinauf kann. Es gerieth, sie kam hinauf. Stilling sah herab und lachte herzlich, und sagte: Das heißt recht verjüngt werden, wie die Adler. Da saßen beide ehrliche alte Grauköpfe in den Aesten des Kirschbaumes, und genoßen noch einmal zusammen die süßen Früchte ihrer Jugend; besonders war Stilling aufgeräumt. Margrethe stieg wieder herab und ging mit Mariechen in den Garten, der eine ziemliche Strecke unterhalb des Dorfes war. Eine Stunde hernach stieg auch Eberhard herab, ging und hatte einen Haken, um Rasen damit abzuschälen. Er ging, des Endes oben, ans Ende des Hofs an den Wald; Heinrich blieb, gegen dem Hause über, unter dem Kirschbaum sitzen; endlich kam Eberhard wieder, hatte einen großen Rasen um den Kopf hangen, bückte sich zu Heinrichen, sah ganz ernsthaft aus und sagte: Sieh, welch eine Schlafkappe! — Heinrich fuhr in einander, und ein Schauer ging ihm durch die Seele. Er hat mir hernach wohl gestanden, daß dieses einen unvergeßlichen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Indessen stieg Vater Stilling mit dem Rasen das Dach hinauf. Heinrich schnitzelte an einem Hölzchen; indem er darauf sah, hörte er ein Gepolter; er sah hin, vor seinen Augen

war's schwarz wie die Nacht. Lang hingestreckt lag da der theure, liebe Mann, unter der Last von Leitern, seine Hände vor der Brust gefalten; die Augen starrten, die Zähne klapperten und alle Glieder bebten, wie ein Mensch im starken Frost. Heinrich warf eiligst die Leitern von ihm, streckte die Arme aus, und lief wie ein Rasender das Dorf hinab und erfüllte das ganze Thal mit Zeter und Jammer. Margrethe und Mariechen hörten im Garten kaum halb die seelzagende kindliche Stimme ihres geliebten Knaben; Mariechen that einen hellen Schrei, rang die Hände über dem Kopf und flog das Dorf hinauf. Margrethe strebte hinter ihr her. Die Hände vorwärts ausgestreckt, die Augen starrten umher; dann und wann machte ein heiserer Schrei der beklemmten Brust ein wenig Luft. Mariechen und Heinrich waren zuerst bei dem lieben Manne. Er lag da, lang ausgestreckt, die Augen und der Mund waren geschlossen, die Hände gefalten, und sein Odem ging langsam und stark, wie bei einem gesunden Menschen, der ordentlich schläft; auch bemerkte man nirgend, daß er blutrünstig war. Mariechen weinte häufige Thränen auf sein Angesicht und jammerte beständig: Ach! mein Vater! mein Vater! Heinrich saß zu seinen Füßen im Staub, weinte und heulte. Indessen kam Margrethe auch hinzu; sie fiel neben ihm nieder auf die Knie, faßte ihren Mann um den Hals, rief ihm mit ihrer gewohnten Stimme ins Ohr; aber er gab kein Zeichen von sich. Die heldenmüthige Frau stand auf, faßte Muth; auch war keine Thräne aus ihren Augen gekommen. Einige Nachbaren waren indessen hinzugekommen; Alle vergoßen Thränen, denn er war allgemein beliebt gewesen. Margrethe machte geschwind in der Stube ein niedriges Bette zurecht; sie hatte ihre besten Betttücher, die sie vor etlich und vierzig Jahren als Braut gebraucht hatte, übergespreitet. Nun kam sie ganz gelassen heraus, und rief: Bringt nur meinen Eberhard herein aufs Bett! Die Männer faßten ihn an, Mariechen trug am Kopf, und Heinrich hatte beide Füße in seinen Armen; sie legten ihn aufs Bett und Margrethe zog ihn aus und deckte ihn zu. Er lag da, ordentlich wie ein gesunder Mensch, der schläft. Nun wurde Heinrich beordert, nach Florenburg zu laufen, um einen Wundarzt zu holen. Der kam auch denselben Abend, untersuchte ihn, ließ ihm zur Ader und erklärte sich, daß zwar nichts zerbrochen sey, aber doch sein Tod binnen dreien Tagen gewiß seyn würde, indem sein Gehirn ganz zerrüttet wäre.

Nun wurden Stillings Kinder alle sechs zusammenberufen, die sich auch des andern Morgens Donnerstags zeitig einfanden. Sie setzten sich alle rings ums Bette, waren stille, klagten und weinten. Die Fenster wurden mit Tüchern zugehangen, und Margrethe

wartete ganz gelassen ihrer Hausgeschäfte. Freitags Nachmittags fing der Kopf des Kranken an zu beben, die oberste Lippe erhob sich ein wenig und wurde blaulicht, und ein kalter Schweis duftete überall hervor. Seine Kinder rückten näher ums Bette zusammen. Margrethe sah es auch; sie nahm einen Stuhl und setzte sich zurück an die Wand, ins Dunkele; alle sahen vor sich nieder und schwiegen. Heinrich saß zu den Füßen seines Großvaters, sah ihn zuweilen mit nassen Augen an und war auch stille. So saßen sie alle bis Abends neun Uhr. Da bemerkte Cathrine zuerst, daß ihres Vaters Odem still stand. Sie rief ängstlich: Mein Vater stirbt! — Alle fielen mit ihrem Angesicht auf das Bette, schluchzten und weinten. Heinrich stand da, und ergriff seinem Großvater beide Füße und weinte bitterlich. Vater Stilling holte alle Minuten tief Odem, wie einer tief seufzet, und von einem Seufzer zum Andern war der Odem ganz stille; an seinem ganzen Leibe regte und bewegte sich nichts als der Unterkiefer, der sich bei jedem Seufzer ein wenig vorwärts schob.

Margrethe Stilling hatte bis dahin bei all ihrer Traurigkeit noch nicht geweint; sobald sie aber Cathrinen rufen hörte, stand sie auf, ging ans Bett, und sah ihrem sterbenden Manne ins Gesicht; nun fielen einige Thränen die Wangen herunter; sie dehnte sich aus (denn sie war vom Alter ein wenig gebückt), richtete ihre Augen auf und reckte die Hände gen Himmel, und betete mit dem feurigsten Herzen; sie holte jedesmal aus tiefster Brust Odem, und den verzehrte sie in einem brünstigen Seufzer. Sie sprach die Worte plattdeutsch nach ihrer Gewohnheit aus, aber sie waren alle voll Geist und Leben. Der Inhalt ihrer Worte war, daß ihr Gott und Erlöser ihres lieben Mannes Seele gnädig aufnehmen, und zu sich in die ewige Freude nehmen möge. Wie sie anfing zu beten, sahen alle ihre Kinder auf, erstaunten, sanken im Bett auf die Knie und beteten in der Stille. Nun kam der letzte Herzensstoß, der ganze Körper zog sich; er stieß einen Schrei aus; nun war er verschieden. Margrethe faßte dem entseelten Manne seine rechte Hand an, schüttelte sie und sagte: Leb wohl, Eberhard! in dem schönen Himmel! bald sehen wir uns wieder. So wie sie das sagte, sank sie nieder auf ihre Kniee; alle ihre Kinder fielen um sie herum. Nun weinte auch Margrethe die bittersten Thränen und klagte sehr.

Die Nachbarn kamen indessen, um den Entseelten anzukleiden. Die Kinder standen auf, und die Mutter holte das Todtenkleid. Bis den folgenden Montag lag er auf der Baare; da führte man ihn nach Florenburg, um ihn zu begraben.

Herr Pastor Stöllbein ist aus dieser Geschichte als ein störrischer wunderlicher Mann bekannt, allein außer dieser Laune war er gut und weichherzig. Wie Stilling ins Grab gesenkt wurde, weinte er helle Thränen; und auf der Kanzel waren unter beständigem Weinen seine Worte: Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben! und der Text zur Leichenrede war: Ei du frommer und getreuer Knecht! du bist über Weniges getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!

Sollte einer meiner Leser nach Florenburg kommen, gegen der Kirchthür über, da wo der Kirchhof am höchsten ist, da schläft Vater Stilling auf dem Hügel. Sein Grab bedeckt kein prächtiger Leichenstein; aber oft fliegen im Frühling ein paar Täubchen einsam hin, girren, und liebkosen sich zwischen dem Gras und Blumen, die aus Vater Stillings Moder hervorgrünen.

---

35. Skandinaviens Geschichte.

Steigt man in der neuen Geschichte des skandinavischen Volkes fünf oder sechs Jahrhunderte hinauf, so ist man überrascht sich an dem glanzvollen Eintritt einer langen Reihe früherer Jahrhunderte zu sehen, wo die Entfernung nicht etwa die Gegenstände verkleinert, sondern sie vielmehr vergrößert durch den Reiz des Wunderbaren, und durch das Vergnügen, die Geschichte des Menschen mit der der Götter und Heroen vermischt zu finden. Steigt man vollends die poetischen Jahrhunderte hinauf bis zur Geburt Odins, des skandinavischen Heros und Gottes, so hat man um 150 Jahre die christliche Aera überschritten. Diese lange und glänzende Reihe von Jahrhunderten, die so reich ist an Traditionen, ist dem südlichen Europa beinahe unbekannt.

Die Geschichte der Skandinavier hat einen eigenen Reiz. Sie stellt ein Gemälde dar voll Wahrheit in jedem einzelnen Zuge: was nicht historisch wahr ist, ist es poetisch. In den Sagas oder Traditionen des Nordens scheinen die spätesten Jahrhunderte sich aufzuschließen, um gleichsam prophetisch den Ursprung unsrer Gesetze, unsrer abendländischen Sitten, und alles dessen, was die Geschichte Europas an Mannhaftigkeit und Heldenmuth aufzuweisen vermag, unsern Blicken darzustellen.

Was war das römische Reich zur Zeit des Einbruchs der Barbaren? Alles was der Despotismus der Cäsarn angehaucht hatte, war in einer langen und stumpfsinnigen Knechtschaft gewelkt. Al-

lerdings hatten die Menschen, welche den Süden verwüsteten und eroberten, die Laster der Rohheit; aber sie hatten auch oft die Tugenden der Kraft und des Muthes, deren die entnervten Nationen des Südens beraubt waren. Man muß sehen, was Frankreich unter den Carolingern war, um zu begreifen, daß der Einbruch der Barbaren des Nordens, so furchtbar roh er auch seyn mochte, doch in seinen Folgen heilsam war. Fast möchte man versucht seyn zu glauben, daß selbst im Politischen der Tod einer Wiedergeburt sey und daß der Mensch zuweilen den alten Menschen ausziehen müsse, um zu einem bessern Zustande zu gelangen.

Alles was wir ritterlichen Geist (esprit chevaleresque) nennen, verdanken wir den Skandinaviern. Dieser überwallende Muth, das Bedürfniß zu kämpfen, woraus die Kreuzzüge hervorgingen, entwickelte die Tugenden und mehre gute Institutionen, die man im Abendlande nach den unsinnigsten Unternehmungen aufkeimen sahe.

Die Achtung vor den Frauen haben wir von den Skandinaviern überkommen. Was waren und was sind noch jetzt die Frauen im Orient? Und was würden wir seyn ohne die Freilassung dieser kostbaren Hälfte des Menschengeschlechts? Was sie noch von Abhängigkeit erfahren, ist *) ein Ueberrest jener barbarischen Zeiten, wo die physische Kraft das höchste Gesetz war. — Man bedenkt nicht genug, was wir seyn würden, wenn die mehr oder weniger orientalische Knechtschaft auf dem Menschengeschlechte gelastet hätte. Jede ungerechte Abhängigkeit entadelt zuletzt den Herrn wie den Sklaven, und wenn solche durch Gesetz und Sitte entadelte Wesen unsere Mütter wären, was würden wir wohl seyn, wir, ihre Kinder, wenn diese Mütter des edlen Freiheitssinnes beraubt geblieben wären, ohne den es weder einen Aufschwung noch wahre Tugend giebt? Die Achtung vor den Frauen, wir verdanken sie den Skandinaviern.

Die Eroberung brachte den Feudalismus hervor, der an sich nichts anders ist, als ein durch Sitte und Gesetz organisirtes Eroberungssystem. Erhebt man sich zu den ersten Gründen, so wird man gewahr, daß die Scheidung in edelbürtige und nicht edelbürtige Casten eine allgemeine und nothwendige Wirkung des ungleichen Fortschrittes der Kraft und der Civilisation ist, so daß immer einige den übrigen vorauseilen. Die bürgerlichen und religiösen Gesetze, welche aus dieser Scheidung hervorgehen, machen diese

---

*) Hier fehlt die Bestimmung: Wenn es nicht in der weiblichen Natur, in der Weiblichkeit selbst gegründet ist.

Ungleichheiten stetig; aber diese Schranken müssen überall fallen, wo die Ungleichheit der Civilisation sich verliert, sey es, daß die obern Casten zurück, oder die untern vorschreiten. Dieser Kampf zwischen den Casten wird nicht endigen, bis die Menschen einsehen werden, daß die öffentliche Wohlfahrt auf der harmonischen Entwicklung aller Theile beruht, aus denen der gesellschaftliche Körper sich bildet, und daß der Mensch bestimmt ist neben dem Menschen und nicht auf dem Kopfe des Andern zu leben.

Die große Rohheit der Sitten ging bei dem Skandinavier aus dem Clima hervor. Man denke sich nur den Zustand dieser Nordmenschen vor der Einführung der Künste, zu der Zeit, wo es weder Heerstraßen noch Städte gab, wo man kaum einige Dörfer antraf, wo die Bekleidung unvollkommen war, wo die Häuser ohne Fenster allen Winden offen standen, wo die Cinder beinahe nackt gingen, wo der Verkehr unter den Menschen fast immer feindlich wo die bequemste Straße Skandinaviens das immer vom Sturm gepeitschte Nordmeer war. — Man spricht vom Klima als von einer unwandelbaren Substanz, und es giebt nichts wandelbareres. Jede Erfindung in den Künsten scheint den Norden dem Süden näher zu rücken, und jedes schlechte Gesetz macht uns ein wenig zu Lappländern. Der Skandinavier, der Mensch des Nordens, immer im Kriege mit einer feindlichen Natur, hatte durch die Nothwendigkeit jene Stärke der Seele, jene unermüdliche Ausdauer in jedem Schmerze und jene edle Verachtung des Todes gewonnen, welche denjenigen über die Menschheit erhebt, der diesem großen Schreckniß des Menschen zu trotzen vermag.

Dieses so feindselige Clima hatte die Rohheit in die Religion der Skandinavier gebracht; aber diese Rohheit, welche Menschenblut vergoß, wurde von dem Krieger nicht empfunden, der den Tod durch Feindes Schwert der Schmach vorzog, ruhig einen ruhmlosen Tod zu erwarten, welcher ihn der Freuden Walhallas beraubte. Das Aussetzen der Kinder konnte Menschen nicht empören, die oft nicht wußten, wovon sie sich nähren sollten. Wenn uns der Kindermord bei den Skandinaviern empört, was sollen wir zu dem Kindermord sagen, der ehemals unter griechischem und italischem Himmel erlaubt war?

Bei uncivilsirten Völkern ist der Religionscultus weniger willkürlich als man glaubt. Es ist der natürliche Ausdruck eines allgemeinen und tiefbegründeten Gefühls, und das Gefühl hängt immer mehr oder weniger von Clima ab. Auch sehen wir, daß alles, was der Cultus des Odin in seinem orientalischen Ursprunge wollüstiges hatte, sich in der Strenge des nordischen Climas verlor, wo die Freuden der Liebe den beeisten Boden verließen, um im

Himmel die Belohnung der im Kampfe getödteten Krieger zu werden.

Im Reiche der Einbildungskraft muß man im Gefühl, welches dem Gedanken immer vorausgeht, den Grund alles dessen suchen, was sich bildet. Daher sehen wir in der langen Reihe von zwölf Jahrhunderten die Religion der Skandinavier, in ihrem orientalischen Ursprunge wollüstig, heldenmüthig und roh werden im Norden; dann bei der Annäherung der Civilisation, der Künste und der Sonne des Südens sich nach und nach mildern bis zum Christenthume. Eine der großen Wirkungen der Civilisation ist, daß sie ans Denken gewöhnt auf Kosten des Gefühls. Aber der Mensch, welcher denkt, und der, welcher bloß fühlt, sind zwei so verschiedene Wesen, daß sie einander immer fremd bleiben. Daher verstehen wir, die bloß denken, so wenig die Jahre der Kindheit, wo der Mensch bloß fühlt, und doch muß man in dieser Periode den Ursprung der Sitten, der Gesetze und der Religion suchen.

Bei den Skandinaviern wurde das Denken nur durch Poesie gebildet, und diese ganz erzählende mit dem Wunderbaren vermischte Poesie war nur die Geschichte der Kindheit, versetzt in phantastische Regionen unter Götter, Sylphen, Gnomen und Menschen von ihrer Schöpfung. In der Kindheit der Völker sind Himmel, Erde und Mensch nur Erzeugnisse der Phantasie, und nur erst in den Jahrhunderten der Aufklärung erkennt man was wirklich ist.

Es findet zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande die unermeßliche Verschiedenheit statt, daß die erstere, da sie bloß erkennen kann was sie fühlt, nur den innern Menschen erkennt, während die Kenntniß der äußern Gegenstände, die wir Wirklichkeit (Realität) nennen, nur dem Verstande verliehen ist.

---

36. Hermann.

Als der Römer Stolz und Raubsucht in das bisher von fremder Beherrschung freie Land der Deutschen einbrach, ward Hermann dem Sigmar, einem edlen Cherusker, im Harzlande geboren.

Kaiser August zieht den hochherzigen feurigen Jüngling, als Befehlshaber deutscher Hülfsvölker, nach Rom; auch den Bruder desselben, Flavius, eines deutschen Namens unwerth. Im Genuß der Hofgunst, in der Ueppigkeit Italiens soll Hermann das arme, rauhe Vaterland vergessen lernen. Seine Tapferkeit, mit den

Würden römischer Bürgerschaft und Ritterehre belohnt, soll für die Römer erglühen. Aber nur sein Arm ist bei ihnen, nicht sein Herz. Unter den Römern selbst rüstet er sich gegen sie durch vollkommnere Kriegsübung. Dann kehrt er, nach Sigmars Tode, in sein Land zurück, von August gern entlassen, welcher thöricht wähnet, den ungemeinen Jüngling durch das Gemeine, durch den persönlichen Vortheil, gewonnen zu haben.

Hermann hat einsehen gelernt, daß durch vereinigtes Wirken Aller, nach einem Plan, unter einem Oberhaupte, die Römer ihre Siege erfechten; daß durch Mangel an Vereinigung, aus Freiheitsliebe oder Neid, durch planloses Kämpfen unter mehren Anführern, die Deutschen ihre Niederlagen erleiden. Die Getrennten also zu vereinigen unter einem Kriegsoberhaupte: das ist sein großer Gedanke. Er führt ihn aus.

Bedrückung und Räuberei des Q. Varus, römisches Statthalters zwischen Elbe und Rhein, der nicht als Bundesgenossen, sondern als Ueberwundene die Deutschen behandelt, und, noch nicht zufrieden mit ihrer Habe, auch Gesetz, Sitte, Verfassung, selbst die Sprache nehmen will, erweckt Sehnsucht nach einem Retter.

Hermann kündigt bei einem feierlichen Volksmahl als einen Solchen sich an durch lautere Freiheitsliebe, freudigen Muth, ungewöhnliche Einsicht und Kriegskunst. Die Katten, die Kauzer, die Bructerer, die Sigambern, die Cherusker und andere wählen ihn zum allgemeinen Heerführer. Man beschließt, die trügerischen Römer mit gleichen Waffen zu bekämpfen.

Sie von ihren Verschanzungen hinweg in verderbliche Wildnisse zu locken, ordnet Hermann jenseits der Weser unter den Emsländern einen Aufstand an. Als Varus ihn, den Landeskundigen und vermeinten Römergünstling, um Rath fragt, „was zu thun sey," antwortet er: „Unterdrückung des glimmenden Feuers im Entstehen." Was auch Segest, ein Cherusker, zugleich ein Bürger und Günstling Roms, Hermanns Nebenbuhler um Feldherrnwürde, Oheim, Schwiegervater wider Willen, was er auch immer dem Varus von Verrath und Verhaftungen treuloser Rathgeber zuraunen mag, der stolze Römer hört nicht darauf. Hermanns Plane, als dem glänzendsten und kühnsten, ertheilt er den Vorzug, setzt ohne Säumniß sich mit seinem auserlesenen, starken Heer von der Lippe nach der Ems in Bewegung, und giebt Hermann den erwünschten Auftrag, mit schnell aufgerufenen deutschen Hülfsvölkern nachzufolgen. *)

---

*) Nach Christus 14.

Durch weglose Wildnisse zerstreut und sorglos, wie unter Freunden hinziehend, langt er, des Sieges gewiß, über Hervord und die Werre, in den bruchigen Dickungen der Hase an, dem von Hermann ausersehenen Richtplatz. Anfangs von vorn durch die schon bereitstehenden Bundesbrüder, dann auch im Rücken und in den Seiten vom nacheilenden Hermann ohne Aufhören drei Tage unter Sturm und eisigem Regen, in sumpfiger Waldgegend, wo Kunst nichts, Tapferkeit und Kraft Alles vermögen, bekämpft, wird der Römer und sein Heer, unter dem Düstrupper-Berge, an der Hase, von den Deutschen geschlagen.

Zwischen Elbe und Rhein gilt von neuem deutsches Recht, deutsche Verfassung, Sitte, Sprache.

Hermanns Name ist der gepriesenste in Deutschland; in Rom der schrecklichste.

Vier Jahre gehen hin, ohne daß ein neues Römerheer sich über den Rhein wagt; denn Hermanns Bund steht fest, und er an der Spitze. Aber das alte Uebel, Mangel an Einigkeit unter Einem, aus ungemäßigter Freiheitsliebe der Einzelnen hier, aus Neid und Eifersucht anderswo, greift schon, je weiter nach außen die Gefahr sich entfernet, desto reger um sich im Innern.

Marbod, Oberhaupt deutscher Stämme jenseits der Elbe, bis Böhmen hinein, nennt sich König und Römerfreund. Segest, im Cheruskerlande selbst, erklärt sich mit offener Feindseligkeit gegen den beneideten Hermann und für die Fremden. Deutsche zücken die Waffen gegen Deutsche.

Rasch setzen die lauernden Römer unter Germanicus, Kaiser Tiber's angenommenem Sohne, über den Niederrhein, verwüsten mit dem Rachschwert die Gegenden der Ems und der Weser, wollen den lockern Bund durch das Schrecken erschüttern, zertrümmern; ziehen aber, als Hermanns Vortrapp nahet, eilig über den Rhein zurück. *)

Der innere Zwist dauert indessen fort. Segest der Ränkevolle, Verblendete, von seinen eigenen Landsleuten ernstlich befehdet, ruft die Römer zu Hülfe. Froh über diese Entkräftung durch Zwiespalt eilen sie folgendes Jahres in zwei starken Haufen, Hermanns Aufmerksamkeit und Streitkräfte zu theilen, von zahlreichen Schaaren deutscher Bundesgenossen begleitet, über den Rhein. Hermann muß Segest lassen. Der aber überliefert sich und die Seinigen, selbst Hermanns schwangere Gattinn, Thusnelden, den Römern. Mit

---

*) N. Chr. 14.

vereinter Kraft stürzen diese auf Hermann. Jenseits der Ems hat er die übrig gebliebenen Getreuen gesammelt. Noch einmal führt er ihnen zu Herzen: „daß nicht Römerschwert, sondern Zwiespalt, Untreue, Verrath der eigenen Landsleute, die Ehre, Freiheit, Wohlfart Deutschlands daniederstürze, wie jetzt offenbar sey."

Alle schwören von neuem mit freudigem Zuruf Treue und Folgsamkeit. Er macht den Plan zur Schlacht.

Einen Theil des Heeres stellt er in der Ebene auf, den andern legt er im Walde rings in Hinterhalt. Germanicus meint zu siegen, als die Schaaren in der Ebene weichen. Aber als mit Einemmale in des Vordringenden Seiten der Hinterhalt bricht, und die Weichenden in demselben Augenblicke sich wenden; als ein Theil der, nach Römergebrauch, vorgeschobenen, gedrängten Bundesgenossen in die nahen Sümpfe geräth, und die fliehenden Reiter sich auf das Fußvolk stürzen, rettet kaum noch des Germanicus Gegenwart an allen Orten und der Aufmarsch der im Rückhalt aufgestellten Legionen das Heer vor gänzlicher Niederlage, und gestattet den Rückzug des einen Theils, unter Germanicus, auf den Flüssen. Der andere aber, unter Cäcina, wird beim Abzug durch das Münsterland, unter Hermanns Zuruf: „Hier stürzten Varus und seine Legionen!" — eingeholt, und durch wüthende Angriffe getrennt; doch gewinnt er, als viele der Deutschen aus Beutelust von Nachjagd und Gefecht ablassen, in nächtlicher Weile Zeit, sich in einer offenen und trockenen Gegend zu setzen, umgeben von Schanzen und seiner Wagenburg. Hermann räth, den Aufbruch der Ermatteten, Geschwächten, Erschreckten abzuwarten, und verheißt sie, wenn Wälder und Sümpfe von neuem die geschlossene Ordnung zertrennen werden, wie einst des Varus Heer, niederzuschlagen; aber Ingmar, Hermanns Oheim, hält es für besser, das ganze Heer im schlechtverschanzten Lager mit Einemmale lebendig einzufangen. Dieses gefällt den Meisten; den Römern aber noch mehr, als den Deutschen: denn kaum haben die Deutschen in vielen und einzelnen Schaaren das Lager umringt, und den Anfang gemacht, Wagenburg und Schanzen einzureißen, so bricht Cäcina, bisher still und wie bange, jetzt unerschrocken, grimmig und mit furchtbarem Kriegsgeschrei, unter Hörner- und Trompetenschall, in geschlossenen Ordnungen hervor, wirft, tödtet die überraschten, zerstreuten, auf Beute erpichten, verblendeten Deutschen aller Orten, und der Tag, welcher durch Hermann den Römern ein Tag des Untergangs geworden seyn würde, wird ihnen nun durch Ingmars Schuld ein Tag der Rettung. Das deutsche Heer ist zerstreut, Ingmar verwundet; die übriggebliebenen Römer erreichen den Rhein.

Hinter ihnen her zerbricht Hermann im folgenden Jahr die Verschanzungen am Niederrhein, als mit neuer Heeresmacht Germanicus vornämlich in den Küstenländern, durch sicherern Weg auf Flüssen, das mitternächtliche Deutschland überzieht. Auch die Kauzen, seßhaft an beiden Seiten der Ems, dem Meere nah, haben jetzt, aus Furcht oder Neid, den Bund verlassen, und ziehen mit den Feinden gegen die Brüder.

Nur die Weser trennt noch. Hermann tritt an das Ufer und ruft hinüber nach seinem Bruder Flavtus, dem Befehlshaber deutscher Hülfsvölker im Römerheer. Dieser, einäugig durch einen Wurf von deutscher Faust, erscheint, aufgeputzt mit römischen Ehrenzeichen. „Wo ist dein Antlitz also geschändet?" — ruft Hermann hinüber. Flavius pralt von Heldenthaten, Ehrenzeichen, Jahrgehalten; „Schändliche Bezahlung der Knechtschaft!" giebt Hermann zurück. Flavius beginnt von neuem, die Größe Roms, die Macht des Kaisers, die Züchtigung der Widerspenstigen, die Beglückung der Unterwürfigen, mit Geschrei zu verkünden. Jener preist dagegen der Deutschen alt hergebrachte Freiheit und Rechte, erinnert an die Haine der Götter, an die Bitten der Mutter, und beschwört den Bruder, lieber ein Führer, als ein Verräther der Anverwandten, der Landsleute zu seyn. Flavius fordert voll Wuth Roß und Wehr, um den Bruder anzufallen. Nur mit Mühe halten ihn die Römer zurück. — Folgendes Tages eröffnen die Bataver das Treffen. Sie schwimmen, mit römischen Rittern untermischt, über den Fluß, werden von den Cheruskern durch verstellte Flucht in eine waldumschlossene Ebene gelockt, umringt, von allen Seiten niedergeschlagen. — Jetzt folgt Germanicus selbst auf den Brücken; Hermann aber redet, bevor die Hauptschlacht anbricht, die Seinen also an: „Seht dort die Verzagtesten unter den Rö„mern, diejenigen, welche in der Varusschlacht uns nicht haben „Stand halten wollen, und deren Rücken wir gezeichnet haben, um „jetzt sie wieder zu erkennen. Nach langem Schweifen auf Seen „und Flüssen haben sie endlich durch ungewohnte Pfade sich her„ausgeschlichen. Wohl uns, daß wir sie jetzt haben auf freier und „fester Erde. Waidlich daran, daß keiner von ihnen auf das Was„ser, zurückkomme! Denn entweder wir schlagen diese zu Boden, „oder wir selbst werden Leibeigene, wie ehedem, niederge„drückt durch Stolz, Raubsucht, Grausamkeit dieser verworfenen „Rotte. Heran, Brüder, mit tapferer Faust, entweder die alte, „löblich hergebrachte deutsche Freiheit aufrecht zu erhalten! oder „aber — redlich zu sterben!" —

Darnach ordnet er die Schlacht in einem Gefilde, umschlossen zur Seite von der Weser und einer Hügelreihe, im Rücken von

einem Walde. Wald nnd Hügel sind durch einen Hinterhalt besetzt; die übrigen stehen in der Ebene. Germanicus rückt, die Bundesgenossen voran stellend, auf den Plan; der cheruskische Hinterhalt auf den Hügeln entdeckt sich durch ungezügelte Hitze einiger Schaaren zu früh; Germanicus läßt durch auserlesene Reiterei und Schützen Wald und Hügel umgehen, während er selbst in der Ebene vordringt. So werden die Deutschen von der Ebene in den Wald, und die im Walde, vom Ueberfall hinterwärts, in die Ebene geworfen. Hermann mit den Cheruskern in des Gedränges Mitte treibt dennoch die Schützen aus dem Felde, und stellt die Schlacht her. Aber die ganze Menge gallischer und deutscher Reiter beim Römerheer kömmt den Schützen zu Hülfe, und fällt auf Hermann. Nur mit Mühe bahnt er sich noch einen Weg über Leichen, und bricht, obwohl hart verwundet, mit seinen Cheruskern in eine sichere Gegend hindurch.

Die Römer, geschwächt durch großen Verlust, ziehen nach der Ems zurück, dort sich einzuschiffen. Hermann, entschlossen den Feind aus dem Lande zu treiben oder zu sterben, folgt seitwärts. Eine neue Schlacht in den Wäldern am Dammersee, mit ungeheurem Blutvergießen, beginnt. *) Die Römer nennen sich Sieger, ziehen aber doch, seewärts auf den Flüssen, von dannen. Ein Theil ihres Heeres wird von den Wellen verschlungen. Seit dieser Zeit kommen sie nicht wieder.

Der auswärtigen Feinde los, erwacht die alte Eifersucht von innen. Ingmar, Hermanns Oheim, kann des gepriesenen Neffen Ruhm nicht ertragen. Er geht zu Marbod, dem Markomannen-König, über. Semnonen und Longobarden dagegen treten von Marbod, „dem König," ab zu Hermann, „dem Kämpfer für die Freiheit." Die Fehde bricht aus.

Ehe aber die Schlacht beginnt, redet Hermann die Seinen also an: „Besieger der Römer, seyd eingedenk, gegen wen ihr „jetzt steht! gegen einen Unversuchten und Verzagten, einen Ver-„räther deutscher Freiheit, einen Trabanten der Fremden, werth, „daß wir ihn zum Lande hinaus jagen, gen Rom, damit er dort „den Speichel des Kaisers lecke. Heran an ihn, mannlich und ge-„trost! Der Sieg ist gewiß!" —

Die Schlacht beginnt. Marbod verliert das Feld, weicht in die Gebirge, schickt nach Hülfe zu den Römern; die Hülfe bleibt

---

*) N. Chr. 17.

aus. Bald nachher auch im Rücken von den Gothen, unter Gottwald, angegriffen, muß er Land und Leute verlassen. Hermanns Weissagung trifft ein. Landesflüchtig endet er sein Leben zu Ravenna.

Die Römer haben Deutschland verlassen und aufgegeben. Marbod ist verjagt. Hermann ist der Ausführung seines großen Planes: „Vereinigung aller Deutschen in einen Bund," nahe. Aber man hält den Freund der Freiheit für einen Feind derselben, fürchtet in dem Führer und Schützer Aller einen König Aller; innere Fehden brechen aus und Hermann — fällt durch das Schwert der Landsleute meuchlings im eigenen Hause, zwei und zwanzig Jahre nach Jesu Geburt, im sieben und dreißigsten seines Alters, im zwölften seiner Feldzüge für die Freiheit des Vaterlandes.

Dankbare Nachkommen haben ihn den Göttern zugesellt, und sein Name lebt im Gesange früher und späterer Barden des Vaterlandes.

---

37. Die Päbste Leo der Große und Zacharias als Retter Roms.

Diesseits der Theis, im Norden des Königreichs Hungarn, in einem sehr großen Flecken, in einem hölzernen Pallast, unter einer unzähligen Menge streitbarer ungesitteter Hirten und Jäger, wohnte Attila, König der Hunnen, der Ostgothen, der Gepiten, der mährischen, böhmischen, österreichischen, ja der meisten deutschen Völker. Er glaubte sich geboren alle Staaten zu erschüttern; er nannte sich die Geißel Gottes; den römischen Kaiser zu Konstantinopel nannte er seinen Sklaven. Er zog einher an der Spitze von siebenmal hundert tausend Mann; jedes Volk war unter der Anführung seines Königs; die Menge der Könige beobachtete, wie gemeine Soldaten, den Wink des Attila; alles, was er anzeigte, that jeder mit Furcht, ohne einigen Widerspruch: er selbst aber, Attila, der König der Könige, gab Allen Befehl, und wachte für Alle allein. Er zog einher voll Rachbegierde wegen einer verlorenen Schlacht; er zog in Italien. Als die Stadt Aquileja ihren Widerstand mit schrecklichem Untergange büßte, als von Vicenza, von Monselice, von Pavia, von Mailand, nichts übrig war, als die rauchenden Trümmer, bereitete der barbarische Held in seinem Lager am Flusse Menzo der Stadt Rom seine Rache. Kein Kaiser,

keine Legion, kein Senat, unternahm die Errettung des Vaterlandes der alten Beherrscher der Welt.

Aber der Pabst Leo nahm den Bischofstab in seine Hand, und wagte sich in das hunnische Lager. Er brachte rührende Vorstellungen für den König, und Geschenke für seinen Rath. Es wurde gesagt und geglaubt, Rom, von Gott beschirmt, könne nicht ungestraft eingenommen werden; Alarich habe dieses weiland erfahren, als er diese Eroberung wenige Tage überlebt; Athaulf sey in der Blüte seiner Waffen gefallen. Also wurde Rom durch Leo gerettet.

Eben dieser Pabst beschirmte sie wider die Flammen Genserichs, Königs der Vandalen, dessen Wuth Carthago empfunden. Der ganze Adel und ein großer Theil des Volks nahm Flucht in das Gebirge, in die Felsenhöhlen und Wälder. Ganz Campanien, die Palläste, die berühmten Gärten und schönen Landhäuser der Scipionen, Luculls, Cicero's und beider Plinier braunten; Capua, die die Seele des größten Carthaginensers erweicht hatte, wurde durch diese neuen Afrikaner von Grund aus umgekehrt; verbrannt wurde Nola, die Geburtsstadt Augusts. Als nun Schwert und Feuer keine Sache noch Person schonten, erhielt Leo durch Flehen und Geschenke, daß Rom nicht in einen Steinhaufen verwandelt würde.

Die Kaiser, umringt von Weibern und Verschnittenen, stritten indeß über beide Naturen und beide Willen in Christo, sie, die keinen Willen hatten. Wenn die natürliche Billigkeit entscheiden kann, so ist wahrlich der Pabst mit Recht Herr von Rom, denn ohne ihn wäre Rom nicht mehr vorhanden.

Die Könige der Lombarden beherrschten am Zusammenflusse des Ticino und Po die fruchtbaren Felder Oberitaliens; hier waren die Alpenpässe mit starken Thürmen und Mauern verschlossen; viele große Städte trugen Spuren der vormaligen Pracht; an wohlbewässerten Wiesen entstanden viele Flecken; Klöster wie Novalese, Nonantula, Bobbio, Farfa, wie Montecassino, die Mutter von allen. Kriegsmann war jeder: hierdurch waren sie frei, in den Schranken der Kriegszucht. Es lebte der König auf seinen Meiereien in Einfalt mit kriegerischer Würde, und mußte immer sich selbst, immer die Anschläge der Herzoge und Grafen, immer die Bewegungen des Volks bewachen. Der größte König war Luitprand: Unglück bildete seine Jugend; er strafte die Großen, und war so nachsichtsvoll gegen Geringere, daß jenes ihm vergeben wurde. Die Baiern im Tyrol, die Slawen in Crain, zwang er

zum Frieden; er machte einen Bund mit Carl Martell, und vertrieb die Araber durch den Schrecken seines Namens. Hierauf wollte er ganz Italien erobern, denn die römischen Kaiser zu Konstantinopel hatten die Küsten des adriatischen Meeres und beide Sicilien; Rom war weder gehorsam noch frei.

Die Stadt bekam häufige Nachrichten von den Eroberungen des lombardischen Königs, von seinen Zurüstungen, von seinem Plan, Italien seinem Zepter, seinen Sitten ganz zu unterwerfen. — Es war für das menschliche Geschlecht ein großer Augenblick. Wenn es Luitpranden gelungen, wie man sich es versprechen konnte, so entstand weder des Pabstes weltliche Macht, noch das deutsche Kaiserthum, noch die Freistaaten Italiens, noch die Medicis, noch die Kriege der Sforza, noch Luther, noch der westphälische Frieden; sondern in Italien, welches zu allen Unternehmungen, für alle Nothwendigkeiten, für alles Vergnügen des Lebens fruchtbar genug ist, bildete sich eine zu Wasser und zu Lande gewaltige Macht; es konnte der Thron Cäsars hergestellt werden, wir aber blieben barbarisch. Zur selbigen Zeit wurde Zacharias, ein geistreicher und liebenswürdiger Grieche, auf den Stuhl der Apostel gesetzt, und rettete sein Rom.

Der König rüstete sich zur Belagerung der Stadt Ravenna. Der Exarch, der Erzbischof und alles Volk, da sie dieses hörten, schrieben an den Pabst; er aber schickte an den König um Frieden eine vergebliche Gesandtschaft. Hierauf stellte er sich das alte Beispiel des großen Leo vor, fühlte seine Tugend und Würde, und nachdem er in Versammlung des römischen Volks dem Herzoge Stephanus die Bewahrung der Stadt aufgetragen, hielt er nach St. Peter einen feierlichen Zug. Da er nun durch ein beredtes Gebet an den Fürsten der Apostel jedermann gerührt, machte er sich auf, begleitet von den ehrwürdigsten Priestern, und in seinem päbstlichen Ornat. Bis nach Aquila kamen die Ravennaten ihm entgegen. Von da wurde er nach Pavia in die lombardische Residenz, von Männern und Weibern jedes Alters und Standes, die ihn bewunderten und für ihn fürchteten, weinend begleitet. Luitprand bekam Nachricht und Gesandte von ihm, wollte sie aber nicht hören. Der Pabst, ehe der König Zeit hatte, irgend einen Entschluß zu fassen, war in Pavia. Zuerst, (wie er denn die apostolische Würde in allem sorgfältigst beobachtete), hielt er in der großen Kirche das hohe Amt, hierauf im Pallast vor dem Könige, der ihn mit äußerster Ungeduld anhörte, in Versammlung der Großen, einen so starken und rührenden Vortrag, daß Luitprand nicht anders konnte, als zwei Drittheile seiner gegen Ravenna gemachten Eroberungen zurückgeben, den Pabst mit Ehrfurcht bewir-

then, begleiten, und mit einem großen Gefolge von Herzogen und Grafen zu Vollstreckung dieses Friedens in die eroberte Landschaft schicken. So viel vermochte Geist und Muth.

---

38. Ludmilla.

Sehr viel trug zu diesem Siege der christlichen Religion unter den Czechen bei, daß Borziwogs Gemalinn Ludmilla, die bisher in Verehrung der slawischen Gottheiten feurigen Eifer gezeigt hatte, ihr religiöses Gemüth zur Anbetung des Christengottes wandte. Sie hatte eine hohe reine Seele, Muth zu den schrecklichsten Leiden für Treue gegen die ihr gewordene Offenbarung, ohne daß irgend eine Spur sie eines Verfolgungsgeistes wider den alten Glauben beschuldigt; am überirdischen Leben hing sie mit der innigsten Sehnsucht, und war dem Irdischen so wenig entfremdet, daß sie nicht anstand, in die schwersten Geschäfte desselben einzugreifen, sobald ihr Beruf es wollte. Eine solche Mutter konnte einen Sohn haben, wie Spitignew, der zweite christliche Herzog in Böhmen, und welcher schon nach zehn Jahren, seitdem das Christenthum wirklich in seinem Vaterlande aufblühte, den Grundsatz voller Gewissensfreiheit in jenem düstern Zeitalter befolgte: Christen und Heiden nannte er seine gleichgeliebten Unterthanen.

Allein aus dem herzoglichen Hause, von welchem der ächte Geist des Christenthums ausging, brach auf einmal die wildeste Wuth wider dasselbe hervor. Drahomira, die heidnische Gemalinn Wratislaws, der seinem Bruder Spitignew im Herzogthum gefolgt war, that schon während des Lebens ihres Gemals dem christlichen Gottesdienst so viel Abbruch als möglich, und brannte vor Begierde bei seinem Tode, da er nur zwei unerwachsene Söhne hinterließ, als deren Mutter die herzogliche Gewalt zu übernehmen und durch sie das Christenthum auszurotten.

Auch scheint sie von derselben nicht ganz ausgeschlossen zu seyn. Aber die Großen des Volkes, welche ihre heidnische Wuth fürchteten, wollten ihr wenigstens nicht die Erziehung des künftigen Herzogs anvertrauen, wenn sie auch nicht gewagt hatten, ihre Herrschsucht durchaus zurückzudrängen. Sie nahmen ihr beide Söhne und übergaben dieselben der frommen Großmutter Ludmilla zur Erziehung. Als Mutter fühlte sich Drahomira gekränkt, als Heidinn, da sie ihre eigenen Kinder dem verhaßten Christenglauben geweiht sah, und als Fürstinn, denn sie fürchtete, daß Ludmilla nun die ganze herzogliche Macht an sich ziehen möchte.

Wenn diese hohe Frau das Christenthum im Lande schirmte und beförderte, so rasete Drahomira, verjagte die christlichen Priester, zerstörte die Kirchen. Vielleicht hoffte Ludmilla, die Religionswuth der Fürstinn zu beschwichtigen und zu entkräften, wenn sie derselben Herrschsucht, wenn sie die Mutter in ihr befriedigte. Sie ließ ihr deßhalb kund thun, daß sie sich gern von aller herzoglichen Gewalt entkleide und keineswegs trachte, über sie zu herrschen, daß sie ihr auch die Kinder zurückgeben wolle. Indem sie sich auch zu dem Letzten erbot, hatte sie die tröstende Gewißheit, daß im Herzen und Geist des ältesten Knaben und des künftigen Herrschers die christliche Religion zu tief Wurzel geschlagen hatte, um durch irgend eine Verruchtheit herausgerissen zu werden. Sie wußte vorher, daß er ein eifriger Erhalter derselben im Lande seyn, und dereinst den Namen, heiliger Wenzel, verdienen solle.

Auch scheiterte jeder Versuch der Mutter, ihn zum Heidenthum zurückzubringen: im Dunkel der Nächte wußte der Knabe den Umgang heiliger Männer zu finden. Um so wilder flammte Drahomira's Grimm wider Ludmilla auf, wiewohl sich dieselbe in die Einsamkeit des Wittwensitzes zu Tetin zurückgezogen hatte. Dorthin warnte sie Wenzel vor dem Verbrechen, wozu er seine Mutter ergrimmt sah; und Ludmilla, die sich selbst als ein Opfer betrachtete, das nächstens fallen müßte, erwartete ungetrübt jegliches Schicksal.

Drahomira ging mit ihren Anhängern zu Rathe, wie sie ihren Mordanschlag wider die Schwäherinn vollführe. Zwei ihrer Vertrauten, Tummo und Gomo, zogen nach Tetin mit einer Bande, welche den Wittwensitz der Herzoginn im Abenddunkel mit Wurfspießen und Schilden bewaffnet umringte. Die beiden Führer brachen die Hausthür ein, und stürzten in Ludmilla's Gemach. Sanft erinnerte diese sie an die vielfältigen Wohlthaten, welche sie ihnen erzeigt hatte. Aber keine Vorstellung erschütterte die unselige Festigkeit der Mörder. Sie rissen die Herzoginn aus dem Bette und warfen sie zur Erde. Auf ihr dringendes Bitten erlaubten sie ihr eine kurze Frist zum Gebete. Knieend betete Ludmilla mit ausgebreiteten Armen zu Gott. „Seyd ihr nun hergekommen," sprach sie dann, „mir das Leben zu rauben, so schlagt mir das Haupt mit dem Schwerte ab, damit ich nach dem Beispiel so vieler Blutzeugen des Heilandes sterbe und seines Reiches würdiger werde." Allein die Mörder erwürgten sie mit ihrem eigenen Schleier, faßten grimmig den Leichnam, und schlugen das Haupt an einen Stein, der mit dem Blute bespritzt ward. [Etwa J. Chr. 921.]

Für solche That erhob Drahomira die beiden Verbrecher zum fürstlichen Rang jener Geschlechter, die Häupter von Stämmen gewesen oder noch waren, und verfolgte nun standhaft ihren Plan, das Christenthum in Böhmen auszurotten. Allein sie entdeckte bald, daß ihr Ludmilla auch nach ihrem Tode furchtbar blieb; denn das Andenken der heiligen Fürstinn begeisterte die Christen zu dem hartnäckigsten Widerstande, und die Verehrung der Nation wandte sich zu ihrer Gruft. Alle Habe ihres Wittwensitzes hatte Drahomira ausplündern lassen, aber nicht geglaubt, auch die Leiche wegnehmen zu müssen. Unter Vergießung vieler Thränen hatten sie fromme Männer auf dem Katharinenkirchhof zu Tetin begraben. Dorthin strömten die Gläubigen, und spürten einen wunderbaren angenehmen Duft am Grabe, sahen dort anbetend zu Nacht eine himmlische Erleuchtung, undselbst Drahomira wagte nicht, diese Andacht mit Gewalt hindern zu wollen. Sie ließ aber trotz ihrem Eifer für das Heidenthum dem Erzengel Michael auf demselben heiligen Felde, auf Ludmilla's Grabstätte, eine Kapelle bauen und Reliquien frommer Märtyrer in dieselbe bringen, damit ihnen die Wunder, welche man dort wahrnehme, zugerechnet wurden: ein Zug, der beweiset, daß ihre Religionswuth, wenn auch nicht durchaus Heuchelei oder bloße Leidenschaftlichkeit, wenigstens ihrer Politik und Herrschsucht untergeordnet war. Allein dennoch waltete dort nur Ludmilla's Andenken, und wer in die Kapelle trat, fühlte sie mit Schauer der Ehrfurcht von ihr erfüllt.

---

39. Karls des Großen Kaiserkrönung zu Rom.

Karls Jahrhundert, das achte, ging zu Ende; und bei'm Sinken nicht ohne dunkle Stunden für den König, worauf dann aber bald der glänzendste Augenblick seiner glorreichen Wallfahrt aufleuchtete.

Das Jahr 794 hatte ihm die Lieblinginn „Fastrade" entführt, das folgende raubte ihm auch seinen kräftigen und treuen Gehülfen durch drei und zwanzig schwere Jahre, seinen vertrauten Freund, den ausgezeichneten Pabst Adrian (795. 26. Dec.).

„Als Karln der Hinscheid Adrians gemeldet wurde," schreibt Eginhard, „weinte er so sehr, als hätte er einen Bruder oder den liebsten seiner Söhne verloren, wie denn überhaupt sein Herz sich sehr gern zu Freundschaften hinneigte, und er, wenn sie geschlossen waren, denen, mit welchen er sich einmal verbunden hatte, mit der

festesten und heiligsten Treue zugethan blieb." So unerschütterlich sonst in Freud und Leid sein Gleichmuth blieb, so heftig ward er bewegt, wenn ihm geliebte Menschen abstarben, und er zerfloß dann in Thränen.

An den neuen Pabst, Leo III., der ihm sogleich die Schlüssel zum Grabe Petri und die Fahne von Rom überschickte, seine Unterwürfigkeit bezeugte, und um eine Gesandtschaft bat, welche den unbeständigen Römern den Eid der Treue abnähme, ließ Karl folgenden Brief abgehen, durch welchen der Standpunkt des Königs zum Pabste klar, zugleich aber die Vermuthung erweckt wird, daß Leo seinem Vorgänger Adrian an guten Eigenschaften beträchtlich nachgestanden haben möge. „Karl, von Gottes Gnaden, König der Franken und Longobarden, und Patrizius der Römer, dem Pabste Leo den Gruß immerwährender Glückseligkeit in Jesu Christo! — Nach Durchlesung des Briefes Ew. Excellenz habe ich mich sehr gefreut, sowohl über die Einmüthigkeit bei der Wahl, als über den Gehorsam gegen meine Wenigkeit (humilitas), und über die Treue hinsichtlich der mir gegebenen Versprechungen. Ich danke Gott aus innerstem Herzen, daß Er nach der schmerzlichen Wunde, so der Tod meines geliebtesten Vaters und getreuesten Freundes mir geschlagen, mir wiederum einen solchen Trost hat gewähren wollen. (Hier folgt ein herzlicher Glückwunsch und eine Erklärung, daß Karl den Pabst als täglichen Vertreter bei St. Petro, dem Apostelfürsten, für den Bestand der Kirche, für des Königs und aller seiner Getreuen Glück, und für des Reiches Festigkeit betrachte.) — Ich habe Angilbert, der an Adrian abgehen sollte, alles aufgetragen, was nützlich und nöthig zu verhandeln scheint, damit durch gegenseitige Berathung alles gefördert werde, was zur Erhöhung der heiligen Kirche Gottes, und zur Befestigung Eurer Ehre und meines Patriziates Ihr für nöthig erachtet: denn ich wünsche in demselben Bunde der Treue und Liebe, worin ich mit Eurem Vorgänger gestanden, auch mit Euch zu verbleiben, damit durch Gottes Gnade die Gebete und der Segen Eurer apostolischen Heiligkeit und aller seliger Geister mich überall begleiten, und der heiligsten römischen Kirche Sitz mit Gottes Hülfe durch meinen frommen Eifer immerdar beschirmet werde. — Mein Amt ist, mit Hülfe der göttlichen Huld, die heilige Kirche Jesu vor den Anläufen der Heiden und den Verwüstungen der Ungläubigen draußen durch Waffen zu vertheidigen und innen durch Anerkennung des katholischen Glaubens zu befestigen. Euer Amt, heiliger Vater, ist, durch zu Gott aufgehobene Hände, wie Moses, meinen Kriegswerken zu helfen, damit die Sache Jesu überall siege, und sein Name in der ganzen Welt verherrlicht werde. Aber es müssen auch durch die

Weisheit Eures Ansehens die heiligen Verordnungen (canones) überall befolgt werden, auf daß Eurer Heiligkeit Muster Allen vorleuchte. Mögen aus Eurem Munde heilige Ermahnungen vernommen werden, damit Euer Licht leuchte vor den Menschen, daß sie Eure guten Werke sehen und Euer Vater gepriesen werde. Der allmächtige Gott führe Euch den Lauf vieler Jahre wohlbehalten, auf daß durch Euer Ansehn die Kirche erhöhet werde."

Auch Alcuin, (aus dessen Feder vermuthlich gleichfalls das obige Sendschreiben des Königs geflossen ist), gab an den neuen Pabst einen Brief mit, worin er zuförderst dessen hohe Würde anerkennt, dann aber mit den Worten schließt: „Du, der Du den Stuhl der heiligen Väter inne hast, bleibe nun auch stets ihrem Beispiel getreu, damit Du einst würdig seyn mögest, zu Deines Herrn Freude einzugehen."

Dem Kanzler Angilbert, der, wie oben erwähnt ist, damals nach Rom abging, ließ Karl noch das folgende Schreiben, als Instruction, zuhändigen:

„Karl, von Gottes Gnaden, König und Beschirmer der heiligen Kirche, grüßt Homer (Angilberts akademischer Beiname), seinen geheimen Rath. — Da durch Gottes Barmherzigkeit Du abermals zu unserm Herrn apostolischen Vater reisest, so ermahne ihn fleißig zu aller Ehrenhaftigkeit des Lebens und besonders zu Beobachtung der heiligen Verordnungen. Unterredet Euch über fromme Kirchenregierung, wie es die Gelegenheit geben und Du ihn dazu aufgelegt finden wirst. Schärfe du es ihm wiederholentlich ein, wie nur von weniger Jahre Dauer die Ehre sey, welche er jetzo hat, wie viele Jahre aber der ewige Lohn dauern werde, der ihm für eine wohlvollbrachte Arbeit bevorsteht. Besonders rathe ihm auch, die ketzerische Simonie, wodurch die heilige Kirche an sehr vielen Orten befleckt wird, abzuthun. Rede über Alles, das Du Dich erinnerst, worüber wir unter uns so oft Klage geführt haben. Der Allerhöchste führe Dich wohlbehalten hin und zurück, und lenke auch Sein (des Pabstes) Herz zu allem Guten, daß er thue, was seiner heiligen Kirche frommt, daß er uns sey ein frommer Vater und ein trefflicher Vertreter, und daß Gott und unser Herr Jesus Christus uns blühen lasse in Seinem Willen, und den noch übrigen Lauf unseres Lebens zu jener ewig beständigen Ruhe hinleite. — Nun reise mit Glück, richte Alles getreulich aus und kehre freudig heim, mein Homerischer Sohn!"

Anfangs ging Alles ziemlich gut. Im Jahr 799 aber erregten Uebelgesinnte einen plötzlichen Aufstand gegen den Pabst, welchen sie vieler und schwerer Vergehungen beschuldigten. Er wurde schauderhaft gemißhandelt, nur noch mit Mühe gerettet und von

dem herbeieilenden Herzoge von Spoleto in Schutz genommen. — Es war Karls Art nicht, gesetzlosen Unfug zu dulden, am wenigsten gegen den Pabst, mit dessen Ansehn sein eigenes so innig verknüpft und dessen Amtswürde durch ihn, den König, feierlich bestätigt worden war. Er mußte also in der Beschimpfung Leo's sich selbst für beschimpft betrachten. Um indeß, wie er immer mit reiflichem Bedacht handelte, in so wichtiger Sache keinen Fehlgriff zu thun, hielt er es für rathsam, sich durch Unterredung mit Leo selbst zuvor über den ganzen Vorgang in's Klare zu setzen, und lud ihn deßhalb nach Paderborn, wo er damals im Feldlager stand, zu sich ein. Und der Pabst kam. Diese wundersame Zusammenkunft des geistlichen und weltlichen Oberhauptes der abendländischen Christenheit in den Wäldern der Eresburg, wo damals Leo an der Stätte der Irmensäule eine christliche Kirche weihte, hat Alcuin in einem glänzenden Gedichte besungen, wovon aber leider nur ein Bruchstück übrig geblieben ist. (Du Chesne II. 188—197.) Bei diesem ungestörten Zusammenseyn beider Oberhäupter mag der Pabst vorgeschlagen und der König beigestimmt haben, daß, um Vorwand und Muth zu Meutereien der stolzen, oft auch wohl insgeheim durch den byzantinischen Hof angehetzten Römer für die Zukunft abzuschneiden, es das Beste sey, wenn Karl, längstens das wahre, weltliche Oberhaupt Roms, auch künftig den alten, höchsten Ehrennamen dieser Würde führe, und den doch immer noch den byzantinischen Herrschern untergeordneten Patritius in den Alles überragenden, unabhängigen Kaiser verwandle. Um jedoch, — nach echter Feldherrnweise, — zuvor alles gehörig zu erkundigen und vorzubereiten, läßt dann Karl den Pabst unter Geleit der Tapfersten und Einsichtsvollsten seiner Getreuen, — unter diesen Letzteren auch Alcuin, — vorausreisen. Er selbst bleibt noch zurück, um, wie seine Gewohnheit ist, erst mit seinem Volk (im August; zu Mainz) den Zug zu berathen, damit er des guten Willens Aller desto fester versichert seyn möge. Alcuin mag für des Königs damalige Ungeduld, die, wenn Großes vor der Thür ist, am meisten zu plagen pflegt, wohl nicht oft genug aus Italien geschrieben und deßhalb manchen Vorwurf, halb im Scherz, halb im Ernst erhalten haben. Wir ersehen dieses, (denn Karls Briefe sind leider verloren gegangen), unter andern aus einem von Alcuins Briefen, der uns noch übrig geblieben ist. Der fromme Greis hebt, seiner Gewohnheit nach, damit an, daß er, (Horaz, nach seinem akademischen Namen), den König, seinen süßesten David, wegen seiner Heldenwerke für Verbreitung der Ehre Jesu und wegen seines Eifers für das Wort Gottes, wodurch Er, neben dem Ruhm eines christlichen Helden, auch den eines Predigers des Evangeliums sich er-

werbe, höchlich preiset und ihm betheuert, daß daher jene doppelte Gnade Gottes entsprossen sey: Ein glückliches, irdisches Reich, und die Verbreitung geistiger Weisheit. Dann läßt er, nach dem Drange seines mitleidigen Herzens, flehentliche Fürbitte für die vor Karls gewappnetem Herannahn zitternden Italiener folgen: Schone des Christenvolkes, damit der Segen des höchsten Königs Dich ferner stärke über die Heiden. Gedenke deß, was ein alter Dichter sagt:

Parcere subjectis et debellare superbos

und des Ausspruchs der himmlischen Weisheit, Matth. 5: „Selig sind die Barmherzigen!" Was übrigens gegen die Unruhstifter in Rom zu thun sey, bleibt Deiner vorsichtigen Weisheit zu erwägen anheimgestellt. „Du selbst wirst es am besten wissen, was Jedem zu Theil werden und wie jede That vergolten werden müsse, oder wie jener fromme Hirt (Leo), der durch Gottes Schutz vor den Krallen seiner Widerwärtigen beschirmt ist, ferner auf seinem Stze Christo dienen könne." Nachdem also die Entscheidung der wichtigen Sache dem Könige heimgestellt ist, kömmt Alcuin auf sich selbst zu sprechen. Er entschuldigt sich wegen seines langen Schweigens, worüber ihm Karl Vorwürfe gemacht hat, mit der Glut des Augustmonats in Italien, die ihn gänzlich entkräftet habe; an gutem Willen aber habe es nie gefehlt. — Gegen Karls scherzhafte Anklage: „Alcuin möge wohl im Anblick der goldenen Palläste Roms die räucherigen Dächer von Tours (Alcuins Abtei und Schule) gänzlich vergessen haben;" verantwortete er sich dann mit gleicher Laune: „ich weiß, daß Eure Gelehrtheit jenes Salomonische Sprüchlein Kap. 21." — „es ist besser zu wohnen im Winkel auf dem Dache, denn bei einem zänkischen Weibe im Hause" „wohl gelesen hat. Und — mit Vernunft zu reden — Eisen thut meinen Augen weher, als Rauch." Der Brief schließt mit Glückwünschen für die nahe Reise gen Rom.

Karl kömmt an und hält Gericht, aber mit großer Milde. Der Pabst vereinigt sich in öffentlicher Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen durch einen Eid; seine Ankläger werden aus dem Lande verwiesen. Dann, am Weihnachtsfeste, als Karl am Altar St. Petri im stillen Gebete knieet, tritt Leo unversehens hervor, setzt ihm die römische Kaiserkrone auf's Haupt und alles Volk jubelt: „Langes Leben und Sieg dem von Gott gekrönten Kaiser Karl! Lange lebe der große und fromme römische Kaiser!" — Das abendländische Kaiserthum von Rom ist, 324 Jahre nach seinem Untergange unter Romulus Augustulus durch einen Deutschen, nun wieder hergestellt, abermals durch einen Deutschen. Unter den Gesängen der Priester führt dann der Pabst den Kaiser auf

einen prächtigen Thron und bezeugt ihm, wie von jeher die Bischöfe den Kaisern, durch Kniebeugen, Unterthänigkeit und Verehrung. Aufgefordert, schwören alle unter Karls Zepter vereinte Germanen, theilnehmend an der Ehre ihres großen Stammgenossen, daß sie mit Gut und Blut ihn bei seiner neuen Würde schützen wollen. Er dagegen sichert ihnen ihre alten Volksrechte und bürgerliche Freiheit zu, wodurch dieses deutsch-römische Reich sich von dem lateinisch- und griechisch-römischen herrlich unterscheidet. Sein Name erglänzt nun auf den römischen Münzen, und er nennt von jetzt an die Römer „sein Volk." Die längst von den byzantinischen Kaisern Verlassenen haben einen Vater wiedergefunden. Ordnung, Gesetze, Schulen, — besonders die zu Pisa, — blühen wieder auf. Die Hunnen müssen das Land, die Araber die Küsten verlassen. Karls gepriesener Name erklingt vom Niedergange bis zum Aufgang. — Kaiserinn Irene zu Konstantinopel knüpft mit Karl eine Unterhandlung an, bezweckend, sich mit ihm zu vermälen und so das römische Reich des Abend- und des Morgenlandes zu seiner alten Einheit, Macht und Herrlichkeit wieder herzustellen; aber ein ehrgeiziger, neidischer, vor dem mächtigen, ordnungsliebenden Germanen banger Byzantiner, Nicephorus, der Kaiserinn Minister, stürzt sie plötzlich vom Thron und schwingt sich selbst hinauf. Orient und Occident bleiben getrennt; doch hören die Feindseligkeiten auf: denn Nicephorus erkennt Karln als Kaiser von Rom an, und dieser läßt dafür jenen im Besitz von Calabrien, Sicilien, Dalmatien und Venedig, welche Landschaften dem Hofe von Konstantinopel bisher noch nicht unterthänig geblieben waren. Selbst Kalif Harun al Raschid, der Karl der Sarazenen, sendet Gesandte und reiche Geschenke, das köstlichste aber, um einen christlichen Kaiser auf's höchste zu ehren, — Oberherrlichkeit über Jerusalem und alle heilige Oerter, wohin Karls Frömmigkeit schon früherhin reiche Wohlthaten gespendet hatte.

Mit welchem Jubel aber der aus Italien heimkehrende Kaiser von seinen Germanen, denen er jetzt einen neuen Glanz verliehen hat, empfangen wird, mag, als Stellvertreter Aller, der alte, treue Alcuin, der früher in seine ersehnte Einsamkeit nach Tours zurückgeeilt war, uns zeigen: „Wie habe ich," schreibt er an Karln, „nach den Worten der Ankommenden mich gesehnt, die mir etwas von meinem Herrn, meinem süßen David, melden könnten, wenn er anlangte, wenn er in das väterliche Haus zurückkäme. — Endlich, endlich, obgleich spät, erklingt die erwünschte Stimme der Zusammenlaufenden meinem wartenden, lauschenden Ohr. Nun wird er kommen! schon hat er die Alpen überstiegen, er, dessen Ankunft, o Albin, du mit solcher Glut des Herzens gewünscht hast. — Einmal über

das andere habe ich mit Zähren der Freude gerufen: „O Herr Jesu, warum giebst du mir nicht Fittige des Adlers, daß ich hinfliege und umarme und küsse die Fußstapfen dieses meines Geliebtesten und sehe die leuchtenden Augen dessen, der über alles, was in dieser Welt geliebt werden kann, mir der Geliebteste ist, daß ich seine erfreulichen Worte höre! — Warum drückst du, feindseliges Fieber, mich zur ungelegensten Zeit darnieder und verstattest mir nicht, mich der gewohnten Munterkeit meiner Glieder zu bedienen, damit das, was nicht sogleich geschehen kann, wenigstens doch später geschehe? Ich habe indeß über der Freude über die Botschaft von Eurer Ankunft sogleich unsern Candidus Euch, mein frommer Geliebter, entgegen gesandt, der Euch die geringen Gaben, (wahrscheinlich irgend eine neue Schrift oder ein Gedicht), Eures Alten überbringt und seine Bitten, welche, — o! ich beschwöre Euch, — Eure Milde huldreich erhören wird.“ Diese Bitten aber bestanden darin, daß Alcuin bei seiner zunehmenden Altersschwäche wünschte, seine letzten Tage im St. Martinskloster zu Tours, wo er eine berühmte Schule angelegt hatte und leitete, noch in der Stille und fern vom geräuschvollen Hofe, zuzubringen, um, wie er schreibt, sich auf den großen Tag, wo er dem Herrn begegnen solle, vorzubereiten, und dann in Zukunft mit seinem geliebten David in den Gefilden der Seligen zu wohnen.

Karl ist wieder im lieben Vaterlande und waltet, um durch rastlose, segensreiche Thätigkeit nun auch noch den Abend seines Lebens zu verherrlichen. — Regelmäßige Versammlungen der Reichsinsassen, der geistlichen und weltlichen, allgemeine im Hoflager, besondere in den einzelnen Landschaften, bringen jedes Bedürfniß zu seiner, jeden Befehl zu des Volks schneller Kunde, erhalten Ordnung und des Staates wahres Leben: Gemeingeist. Besonders die Oberen scharf und stets zu bewachen, durchreisen Sendgrafen (Missi), je zwei und zwei, ein Geistlicher und ein Weltlicher, auserlesene Männer, unablässig alle Bezirke des großen Reiches und treten unerwartet bei den Grafen, wie bei den Bischöfen ein. Des Kaisers eigener, meistens wandernder, Hof, ist von keiner Gegend auf lange Zeit entfernt. Wo aber der Hof weilet, da hält auch der Kaiser selbst, Jedem zugänglich, offenes Gericht, prüfet Richter, Bischöfe und Priester, mündlich und schriftlich, und besucht vor allen Dingen die Schulen, sein Lieblingswerk, sein Hauptaugenmerk, die Quelle jedes schönen Stromes. Er prüft die Fortschritte der Zöglinge; er straft; er belohnt. So theilte er einst, nachdem Probearbeiten, Briefe, Verse, Lieder,

Reden und andere Aufsätze durchgesehen waren, der Schüler ganze Menge in zwei Theile, rechts die Geringen aber Geschickten, links die Vornehmen, aber Unwissenden. Dann hielt er diese Rede: „Ihr lieben frommen Kinder armer Leute, der allmächtige Gott wolle euren Verstand und Geschicklichkeit segnen und vermehren! Fahrt also fort, wie ihr habt angefangen, und habt darneben Gottes Furcht vor euren Augen, so will ich euch an meinen Hof ziehen und zu großen und höchsten Ehren erheben. Bischöfe, kaiserliche Kanzler und Räthe will ich aus euch machen, Land und Leute sollt ihr regieren, meine Pfleger, Vögte, Richter und Amtleute sollt ihr seyn, Gut und Geld will ich euch verleihen, euch lieb und werth halten vor allen andern. — Ihr geputzten, zarten Herrlein aber dort zur Linken, die ihr auf eurer Eltern Geschlecht, Glanz und Reichthum stolz seyd, meine kaiserliche Majestät aber verachtet, und, meinem Befehl zuwider, Schwelgerei, Leichtfertigkeit, Müßiggang und andere Laster den Wissenschaften und Tugenden vorzieht und aus Anderer Exempel und guten Lehren zu Lob, Tugend und Weisheit euren Verstand nicht unterrichten lasset, ihr seyd viel zu schlecht, als daß ich eurer mich annehmen möchte! Ich schwör' es euch bei dem allmächtigen Gott! keinen Vortheil, keine Ehrenerweisung, keinen Pfenning sollt ihr von eurem Kaiser, dessen Ordnung und Willen ihr verachtet habt, empfangen; verhöhnt sollt ihr werden von allen Menschen, zu einem warnenden Beispiel, wofern ihr nicht in euch geht und eure Nachlässigkeit durch Fleiß wieder gut macht!“ —

Ein Kaiser, der für sich selbst mit großem Fleiße aus nützlichen und heiligen Schriften lernte, der, unter den Deutschen der Erste, die Muttersprache auch nach Regeln zu schreiben und zu sprechen, ja! durch neue Benennungen der Winde und Monate zu bereichern beflissen war: ein solcher Kaiser sprach gewiß nicht vergebens.

---

40. Bruno.

Nach des Vaters Hinscheiden rief Otto, der Thronfolger, den achtzehnjährigen Bruder aus der Einsamkeit der Schule an den Kaiserhof.

Otto, obwohl im Geklirr der Waffen ihm die Wissenschaften bisher fremd geblieben waren, fand dennoch, reich an herrlichen, nur noch unausgebildeten Anlagen, großes Vergnügen an lehrreicher Unterhaltung, bedurfte auch zur Führung der Staatsgeschäfte, zu Verhandlungen mit Fremden und Heimischen, zu Einrichtung ins-

besondere des ihm sehr wichtigen geistlichen Wesens, eines treuen, mit Wissenschaft ausgerüsteten, vor allen der lateinischen Sprache kundigen Gehülfen. Wer konnte ihm dazu erwünschter seyn, als ein Bruder von Bruno's Kenntnissen und Redlichkeit! — Diesen also erhob er zum Kanzler seines Reichs und zum Erzkapellan.

Bruno erscheint. Wo bisher nur die Waffen glänzten und galten, blühen nun daneben Wissenschaften und Künste, gepflegt und geehrt. Lateiner und Griechen besonders, oder wer sonst durch Talent und Kenntniß sich irgend auszeichnet, findet im Hoflager freundliche Aufnahme. Was in Geschichte, Beredtsamkeit, Dichtkunst, Weltweisheit, vor allen in Forschung der heiligen Schrift Neues und Schönes bekannt wird, handelt Bruno mit seinen Freunden ab; auch die Schauspieldichter verschmäht er nicht: doch will er nicht durch ihre Schwänke, wie Andere, Kurzweil erjagen, sondern Leichtigkeit und Anmuth der Rede durch sie erlernen. Jedes ausgezeichneten Meisters erster, fleißigster, bescheidenster Schüler ist Bruno. Vor allen aber schätzt er den Israel (St. Silaus), einen gelehrten schottischen Bischof, und verdankt ihm das Meiste; nächst ihm den strengen Sittenrichter seiner Zeit, den kenntnißreichen Rather, Bischof von Verona.

Den Unterredungen dieser, besondersi n jener Zeit und diesseits der Alpen, wunderseltenen Gesellschaft, hörte oft der wißbegierige Kaiser selbst zu. Bruno war dann der Ausleger. Das Hoflager, bisher nur ein Schrecken der Ungerechten und der Friedensstörer, ward von jetzt an eine Freude und Bewunderung aller edler Geister. Wer mit großer Meinung von sich selbst dahin gereist war, kehrte jetzt mit Demuth heim. Am meisten aber staunten die feinen Griechen über diese unerwartete Verwandlung eines bisher rauhen, nur durch Waffengepränge glänzenden Hofes.

Bruno schickte sich, weise und gewandt, in die Gewohnheiten und Sitten derer, welche ihn umgaben, so weit es geschehen konnte ohne Sünde. Dadurch eben gewann er jene große Gewalt selbst über wilde, trotzige Gemüther, daß sie, ohne es zu merken, sich von ihm beherrschen und umgestalten ließen.

Schöner Gebrauch seines Ansehens, seiner Begünstigung am Throne! — Alle Unglückliche, Verlassene, in ihrem Recht durch Gewaltthätigkeit Gekränkte, alle Rathlose, alle auf Kopf und Gut Verklagte finden an dem menschenfreundlichen Bruno einen

Fürsprecher, einen Rathgeber, einen Tröster. Des feurigen Bruders auflodernde Hitze mäßigt der Sanfte und Geliebte.

Seltene Liebe zu einem geistigen Leben an geräuschvollen, glänzenden Höfen! — Den Zerstreuungen des Tages, dem Gewirr der Geschäfte oft erst spät entronnen, durchwacht Bruno die Nächte. — Wenn nach üppigem Schmause die Uebrigen schlafen, eilt der Mäßige zu seinen Büchern oder überläßt sich dem Nachdenken. Vor allem aber kauft er die stillen Morgenstunden aus.

Die häufigen Reisen eines kriegerischen Hoflagers unterbrachen seine Lebensordnung nicht. Der Körper ist in Bewegung, die Seele in Ruhe. Mitten im Getöse der Menge war dieser Nachdenkende still und allein. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände zog ihn nicht zur Zerstreuung, sondern zu angestrengterem Fleiße, Alles zu fassen, Alles zu sammeln. Seine Bücher begleiteten ihn allenthalben. Er nannte das Behältniß derselben „seine heilige Bundeslade.“ Sein Gottesdienst war kurz, aber inbrünstig. Wem der Gottesdienst gleichgültig ist, dem trauet er nicht. Darum warnt er seinen Bruder vor jenem Konrad von Worms, Herzog von Lothringen, der ihm nachmals so herben Kummer bereitete. Er sah diesen Konrad insgemein während der heiligen Messe in unnützen Geschwätzen befangen. Seitdem warnte er den kaiserlichen Bruder vor diesem, wiewohl waffenkundigen und klugen Manne, als einem Leichtsinnigen und Unheiligen. „Wer das Höchste nicht achte, werde dem Geringern noch eher abtrünnig werden. Ein Verächter Gottes sey auch nie ein wahrer und treuer Verehrer des Kaisers.“ — Doch umsonst! denn der Krieger liebte den Krieger.

Bruno's besondere Aufmerksamkeit zogen die geistlichen Stiftungen auf sich. Er ruhte nicht eher, als bis alle, wo Unordnung eingerissen war, sich einer heilsamen Regel von neuem unterwarfen. Denen, welche durch Fleiß und Frömmigkeit sich auszeichneten, verschaffte er große Geschenke vom Kaiser; dem Kloster Lauresheim vor allen.

In den Mauern der Stifter war der Friede bald wieder hergestellt; aber im Reiche, besonders in der Abendgegend, standen jetzt Neider, Ehrsüchtige, Feinde der Ordnung auf und drohten dem Throne selbst den Umsturz.

Seit Otto's Vermählung mit Adelheid, der Königinn von Italien, hatten Einigkeit und Freundschaft vom sächsischen Hof Ab-

schied genommen. Adelheid, und Heinrich von Baiern, des Kaisers unredlicher Bruder, kamen in Verdacht, daß sie Ludolph, Otto's ältesten und einzigen Sohn erster Ehe, aus der Gunst des Vaters zu verdrängen strebten. Auch Konrad von Worms, Herzog über Franken und Lothringen, des Kaisers Schwiegersohn, meinte Abnahme der Hofgunst nicht undeutlich zu bemerken. Den unwürdigen Heinrich aber sich vorgezogen zu sehen, ertrug sein stolzes Herz nicht. So war die Meuterei, ehe sich der unbesorgte Otto dessen versah, fertig. In Baiern, Schwaben, Franken zog das Ungewitter zusammen. Bei den Mauern von Mainz, Ludolfs Standort, entzündeten sich die ersten Blitze; und zu gleicher Zeit brachen von Morgen her, vielleicht gerufen, die wilden Ungarn über das unglückliche Land; die wankelmüthigen Lothringer, die ehrsüchtigen Bischöfe von Straßburg und Mainz regten sich im Westen.

Jetzt kömmt ein Augenblick, wo in Bruno offenbar wird, was ein gebildeter Geist und ein redliches Herz, auch ohne zerschmetternde Gewalt des Armes und ohne Kriegsruhm, vermögen.

Bruno, der stille, sanfte Bruno tritt hervor als Friedensstifter, zugleich als Bollwerk gegen den Sturm, welcher von Abend her sich aufgemacht hat. Otto erhebt ihn, den unwandelbar Treuen, auf den Erzbischofstuhl von Cöln und, — etwas Seltenes und Unerhörtes! — zugleich zu einem Herzog über das abtrünnige Lothringen, an Konrads Stelle.

„Bruder!" redet Otto ihn mit innigster Rührung an, „daß wir Beide stets einmüthig gesinnt gewesen sind, daß unsere Wünsche nie in Widerstreit gekommen, wie sehr gerade jetzt mich dieses tröstet, das kann ich mit Worten dir nicht beschreiben. Mein Herz gewinnt die alte Heiterkeit wieder, wenn ich in dir das heilige Ansehen eines Bischofs und den Muth des Königssohns vereinigt erblicke, wenn ich dich anschaue, meinen Bruno, einen ruhmwürdigen Sieger durch Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit, wie es die Umstände verlangen. Dein heller Blick wird stets dasjenige auswählen, was dem allgemeinen Wohl das Zuträglichste ist, und in deine Nähe werden falsche Zungen nie sich wagen. Die würden sie vergebens zuzischeln, daß du nur mit Worten, nicht aber mit dem Schwerte kämpfen dürfest, wie jener falsche Mainzer sich das Ansehen giebt. Du wirst getrost und unverirrt, ein jedes kräftige Mittel, ein gutes, wenn es das Vaterland rettet, anwenden, um jene Feinde, jene Räuber, Verräther, Verheerer und Meineidigen zu bestrafen, jene Verruchten, die mit geschändeter Faust mich selbst tödten würden, wenn sie könnten, mich, dem sie, — ach! den einzigen Sohn von der väterlichen Brust

hinweggerissen haben, dem sie Bruder, Kinder, selbst die süße Gattinn an der Seite zu Boden stechen möchten."

„Bruder! du bist mein einziger, fester, zuverlässiger Trost, du, dem durch frühe Angewöhnung alles Beste zur andern Natur geworden ist. Bleibst du mir erhalten, darf ich deiner, wie bisher, so auch in Zukunft mich erfreuen, — meines Herzens sehnlichstes Verlangen! — dann werden das Glück und der Ruhm nie von mir weichen. Was mich betrifft, so werde ich nie mich selbst verlassen. Ich werde nichts versäumen, was durch mich geschehen kann, um diesem unerhörten Unheil ein Ende zu machen."

„Du bist mein Zeuge, mit welcher Sorge, mit welcher Huld ich diejenigen gehegt habe, welche jetzt mich so grausam anfallen, und denen noch jetzt ich so gern hülfe, wenn sie nur sich wollten helfen lassen, wenn sie nur ihrer selbst verschonen wollten. Aber sie stürzen blind dem Abgrunde zu und reißen meinen armen Sohn, einst in Unschuld erzogen, jetzt zu jedem Frevel verleitet, mit sich fort. Unglückselige Leute, die zuweilen aus Ehrgeiz redlich scheinen wollen, aber in der That es nie sind!" —

„Du weißt, Bruno, wie oft schon ich diejenigen, welchen vor Andern ich Gunst erzeigt hatte, als Feind mir habe müssen gegenüber stehen sehen. Ein herbes Leiden! — Aber jetzt trifft es mich mit verdoppelter Bitterkeit. — Ach, mein Sohn, mein mir entrissener Sohn zielt mit unnatürlichen Waffen nach dem väterlichen Herzen! — In dieser schrecklichen Lage, o mein geliebter Bruder, sorge du, sorge mehr als je! Mahne nach deiner so oft erprobten Weisheit, nach Zeit, Ort und Umständen, entweder von den Waffen ab, oder zähme durch Waffen. Möge Gott unsere Bemühungen segnen! Möge der süße Frieden bald wieder in unser Land, ach! und in unser Haus zurückkehren!" —

Die Brüder sanken einander in die Arme und schieden mit Thränen, der Eine gegen Abend, der Andere gegen Morgen hinaus.

Bruno kömmt am Rheine an. Der Meuterer Hoffnung verschwindet. Viele Irregeleitete gehen in sich, als der Redliche, der überall Geliebte, Sanftmüthige, und nur den Hartnäckigen Strenge erscheinet, ein frommer Bischof, ein hochherziger, unerschrockener Fürst. Er eilt nach Aachen, versammelt die Stände, warnt sie, der Verführer leeren Versprechungen nicht zu trauen, sich eben so wenig vor den unmächtigen Drohungen derselben zu fürchten, den Eid gegen Vaterland und Kaiser nicht schmachvoll zu brechen, den heidnischen Würgengeln die Kirche Gottes, den friedlichen Heerd, Weiber, Kinder, nicht von Neuem Preis, zu geben.

Er schwört, sich selbst an die Spitze zu stellen und mit Freuden, wenn es seyn müsse, der gerechten Sache Gottes und des Vaterlandes auch sein Leben aufzuopfern.

Viele Wankende stehen von Neuem fest. Dann eilt er aufwärts nach Cöln, wo Konrad mit seinen Gesellen herrscht, stützt auch dort des Kaisers Sache, und begiebt endlich von hier sich nach Lothringen. Seine Warnungen, an Konrads Meuterei nicht Theil zu nehmen, sind anfangs ohne Frucht. Eine Krone für den Stolzen, über Lothringen, ist schon fertig. Bruno selbst soll sie ihm auf das Haupt setzen. Er hält anfangs, um Zeit zu gewinnen, die Empörer mit Hoffnungen hin, entläßt dann den Rädelsführer mit Versprechungen und Geschenken, aber ohne die Krone. Geradehin und sogleich als Feind aufzutreten, verbietet die verzweifelte Lage der Umstände. Zeit gewonnen, viel gewonnen! Denn bald nachher haben Lothringer und Franken genug zu thun mit eignem Schutz gegen die tollen Ungarn, welche von Neuem, stark durch Deutschlands Verwirrung, raubend, mordend in diese Gegenden einbrechen, da Otto ihren Anfall von Sachsen tapfer zurückwirft. — Konrads Anhänger müssen, den eignen Heerd zu vertheidigen, sich zerstreuen. Den Ueberbleibseln zu widerstehen, sammelt sich der Getreuen eine hinreichende Menge um Bruno.

Mitten im Sturm unerschüttert, bei allen Drohungen furchtlos, bei der Wuth der Erbitterten gelassen, liebevoll, geduldig, den Folgsamen und Getreuen mit herzlicher Freundschaft zugethan, unermüdet, die Gerechtigkeit, die Ordnung, die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten; neben der Sache des Kaisers, auch fromm, als Bischof, die Sache Gottes zu verwalten; überall ohne Stolz, ohne Glanz, in den vaterländischen Pelz gehüllt, herablassend und gesprächig: so gelingt es dem wackern Bruno endlich durch unablässige Wachsamkeit, unermüdetes Zureden, rastlose Thätigkeit, überraschende Gegenwart an allen Orten, den gefahrvollsten vornehmlich, — das Ungewitter zu beschwören. Die Bessern werden gewonnen, den Schlechtern wird Muth und Hoffnung gebrochen. Menschen, die Waffen und Strafen widerstehen, werden durch dieses Mannes Frömmigkeit und Milde anfangs furchtsam, dann schwach, dann besiegt, und für die gute Sache neu begeistert.

Konrad selbst, von seinem Anhang verlassen, sieht die Thorheit seines frevelhaften Unternehmens ein und unterwirft sich dem Kaiser. Auch Ludolf, durch Gram und Anstrengungen kränkelnd, von Bruno besucht, getröstet, väterlicher Verzeihung und neuer Huld versichert, zu Cöln liebevoll und mit großen Ehren aufgenommen, giebt des Oheims Friedensvorschlägen sich hin, wirft sich dem versöhnlichen Vater zu Füßen, erhält vollkommene Ver-

zeihung. Bruno's Werk ist gekrönt. Der Reichstag zu Arnstadt endet, ein Versöhnungsfest, vier schreckliche Jahre.

---

41. Friedrichs II. Kreuzzug und Tod.

Sieben Tage dauerte bei Kalipolis das Ueberschiffen, vom 23sten bis zum 29sten März des Jahres 1190. Man zählte 82,000 Pilger, darunter sieben Bischöfe, einen Erzbischof, zwei Herzöge, drei Markgrafen, neunzehn Grafen u. s. w. Friedrich selbst verweilte am europäischen Ufer, bis er sich überzeugt hatte, daß keiner von den seinen zurückblieb; dann rief er, Asien betretend, aus: „Lieben Brüder, seyd getrost und voll Vertrauen, das ganze Land ist in unsern Händen!" Hierauf wurde das Heer neu geordnet und abgetheilt: Herzog Friedrich von Schwaben führte den Vortrab, das Gepäck stellte man in die Mitte und brachte es, der bergigen Gegend halber, von Wagen auf Lastthiere; der Kaiser deckte den Nachzug. Dennoch beunruhigten griechische Räuber, unbekümmert um die Versprechungen ihres Kaisers, die Pilger auf mancherlei Weise, wogegen diese aus Futtermangel nicht selten die grüne Saat abschnitten, und dadurch natürlich den Zorn der Einwohner erregten. So kam man unter Scharmützeln bis nach Philadelphia in Lydien und betrat bei Laodicea das türkische Gebiet.

Die Gesandten des seldschukischen Sultans Kilidsch Arslan von Ikonium, welcher den Kaiser schon in Europa begleitet, vor den Nachstellungen der Griechen gewarnt und viel von der Freundschaft der Türken geredet hatten, waren aller Bemühungen ungeachtet nicht im Stande gewesen, die Kreuzfahrer von Asien abzuhalten, und verdoppelten jetzt, nach einem tief angelegten Plane, ihre Versprechungen. Friedrich verbot deshalb jede Gewaltthat, jede Plünderung in den Staaten des Sultans; und die Kreuzfahrer wurden in Laodicea wirklich so zuvorkommend aufgenommen und so reichlich mit Lebensmitteln versorgt, daß der Kaiser ausrief: „Hätten sich die griechischen Christen auf diese Weise gezeigt, kein Blut wäre vergossen und unser großer Zweck schon erreicht worden." Wenn aber auch die Türken insgeheim damit umgingen, die Christen zu vertilgen, so verfuhren sie doch hierbei keineswegs so thöricht, als die Griechen: sie hatten zu diesem Unternehmen dringendere Veranlassungen und viel größere Kräfte.

Im Vertrauen auf jene zuvorkommende Behandlung der Einwohner und die Fruchtbarkeit des Landes, zogen die Pilger rasch vorwärts, ohne sich hinreichend mit Lebensmitteln zu versorgen.

Bald aber kamen sie in wüste, wasserlose Gegenden, und die Noth nahm um so schneller überhand, weil alle Lebensmittel in abgelegene feste Plätze gebracht waren. Zudem umschwärmten beutelustige Türken das Heer Tag und Nacht und griffen bald die Vordersten bald die Hintersten, überall die Vereinzelnten an, konnten aber sehr selten zum Stehen und zum Kampfe gebracht werden. Nur einmal, als sie beim Aufbruche der Christen übereilt in das Lager drangen, fielen sie in einen Hinterhalt und wurden nachdrücklich geschlagen. Indeß schreckte dieser Unfall die anderen keineswegs von ähnlichen Versuchen ab, und Friedrich, der seither jeden Angriff vermieden hatte, um nicht bundbrüchig zu erscheinen, beschwerte sich laut gegen die Gesandten des Sultans über das Verfahren der Türken. Diese entschuldigten ihren Herrn damit, daß er außer Stande sey alle die unstäten wilden Stämme zu bändigen, deren Raublust oft ihn selbst treffe und deren Bestrafung ihm also gewiß willkommen seyn werde.

Einstweilen beruhigt, zog nun das Heer Nikopolis vorüber und gelangte durch unfruchtbare Gegenden in ein enges Thal. Am Ende desselben erhob sich ein Berg, welchen Herzog Friedrich mit dem Vorderzuge rasch hinanzog, während das Gepäck und der Kaiser mit dem Nachzuge zurückblieb. Hierdurch entstand in der Mitte eine Lücke, in welche die Türken eindrangen und zugleich das ganze Heer umringten. Aber der Kaiser führte mit der größten Anstrengung die Pilger den Berg hinan; der Herzog eilte, obgleich ihm ein Stein mehre Zähne ausschlug, seinem Vater zu Hülfe und die Türken wurden zurückgetrieben: jedoch erst nach einem harten Kampfe, weil selbst die Verwundeten und zu Boden Gestürzten Steine und Erdschollen auf die Christen warfen.

Zweifelhaft blieb es jetzt, welchen Weg man einschlagen solle, denn die Hauptstraße war von den Türken so viel als möglich verderbt worden, und zur Rechten zeigten sich undurchdringliche Wüsten; da führte endlich ein gefangener Türke das Heer links über die Berge in eine fruchtbare Ebene. Aber bei dem Hinabsteigen von dem steilen Gebirge verlor man wiederum viele Pferde und Gepäck, und die Ebene gewährte nicht die gehofften Erfrischungen, weil die leicht berittenen Türken alle Zufuhr abschnitten, und nicht das Mindeste ohne Gefecht zu gewinnen war. Nie hatten die Pilger Ruhe, zu allen Stunden des Tages und der Nacht wurden sie, bald durch Kriegsgeschrei, bald durch den Schall der Trompeten, aufgeschreckt, und in sechs Wochen konnten sie die Rüstung nicht ablegen. Außerdem brach ein solcher Mangel ein, daß man sogar Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Aber ungeachtet dieser schrecklichen Lage hielt Friedrich strenge

Mannszucht und bestrafte, selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, jeden Frevel und jede Unzucht an den Geringeren, jeden Mißbrauch der anvertrauten Gewalt an den Vornehmen. So strenge Mittel kamen indeß nur gegen wenige zur Anwendung; im Allgemeinen zeigten die Pilger in Noth und Gefahr eine fast unglaubliche Geduld und Ausdauer. Einzelne, welche verzweifelnd zu den Türken übergingen und dem Christenthume entsagten, galten für keinen wahren Verlust und der unverzagte Kaiser sprach: „Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich seyn? die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres!"

Um diese Zeit baten die Gesandten des Sultans, daß sie, von einem deutschen Ritter begleitet, den Befehlshaber der umherschweifenden Türken aufsuchen dürften, damit sie ihn wo möglich durch Rath und Drohungen von weiterer Belästigung der Pilger abhalten möchten. Gern bewilligte der Kaiser ihr Gesuch, aber weder die Gesandten noch ihr Begleiter kehrten zurück, und es hieß, sie würden mit Gewalt von den Türken gefangen gehalten. Bald nachher offenbarte sich indeß der Verrath: am 14ten Mai 1190 erblickte man das Heer des Sultans von Ikonium, welches sich mit den umherschweifenden Türken vereint hatte und nach der geringsten Angabe 300,000 Mann stark war. Welch eine schreckliche Aussicht bei der Minderzahl und der körperlichen Ermattung der Christen! deßhalb wandten sich alle Gedanken zum Himmel und der Bischof von Würzburg ermahnte die Versammelten: „sie sollten Hoffnung und Vertraven nicht schwinden lassen und an das tröstliche Beispiel der heiligen Märtyrer gedenken: dann werde Gottes Geist und Hülfe Allen nahe seyn." Auch Friedrich sprach mit der Kraft und Festigkeit, welche ihn nie verließ, und erinnerte: daß nur der Tapfere auf Rettung hoffen könne, jeder aber, der die Gefahr fliehe, darin umkommen müsse." — Da stimmten alle einmüthig den deutschen Kriegsgesang an und kehrten, jedes Leiden vergessend, in ihre Zelte zu einer nur kärglichen Mahlzeit zurück. Mit dem Anbruch des Tages vertheilten die Bischöfe den Leib des Herren und schnell trat hierauf das Heer in Schlachtordnung.

Der feindliche Feldherr und Schwiegersohn des Sultans, Melech, wollte sogleich angreifen: aber einer seiner angesehensten Rathgeber brachte den Arm eines Türken in die Versammlung, welcher trotz des starken Harnisches von einem Pilger abgehauen war, und sprach: „Herr, mit Männern, welche so großen Muth und so gewaltige Waffen haben, ist nicht gut in der Nähe kämpfen; wir werden eher durch Zögern, Aushungern, Beunruhigen ihrer Meister werden, als durch eine offene Schlacht." Viele

stimmten dieser Ansicht bei, aber Melech vertraute der Ueberzahl seiner Mannschaft und drang auf eine schnelle Entscheidung. Sie ward ihm zu Theil: denn mit solcher Gewalt durchbrachen die Christen alle Reihen der Türken, daß 10,000 von diesen auf dem Platze blieben, die übrigen nach Ikonium flohen und Melech selbst, der mit dem Pferde gestürzt war, kaum sein Leben rettete. — Aber so großen Ruhm dieser Sieg auch den Pilgern brachte, so wenig wurde dadurch ihre äußere Lage gebessert: denn als beim Einbruche der Nacht kein Feind mehr zu sehen war und alle sich wieder um ihre Feldzeichen gesammelt hatten, befanden sie sich in einer öden, wasserlosen Gegend, Lebensmittel fehlten gänzlich, und den entsetzlichen Durst löschten manche mit dem Blute getödteter Pferde, oder nagten an ausgerissenen Rasenschollen. Erst am folgenden Tage erreichte man eine sumpfige Stelle und fand schlechtes Wasser und Gras für die Pferde. Ohne Salz und Gewürz gekochtes Esels- und Pferde-Fleisch galt für eine schätzbare Labung, und weil es durchaus an Holz fehlte, so machte man Feuer von Sätteln und alten Kleidern.

Ueber alle diese Umstände wohl unterrichtet erschien Melech und sprach zum Kaiser: „Wenn ihr 300 Centner Goldes, oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldstück bezahlt, so sollt ihr Frieden haben und Lebensmitteln erhalten.“ Friedrich aber antwortete: „Es ist nicht Sitte in unserem Reiche, noch Sitte bei den Kriegern des Kreuzes, sich mit Gelde einen Weg zu eröffnen. Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen, unter dem Beistande unseres Herrn Jesu Christi. Wenn dir aber als Lösung für alle Christen, zur Vertheilung an alle Türken, ein einziger Byzantiner genügt, so will ich Befehl geben ihn dir auszuzahlen!“ — Erzürnt sprach der hierauf abreisende Türke: „Wenn ich in der Nacht nicht zurückkehre, so erwartet um die dritte Stunde den Angriff des ganzen Heeres.“

Manche ergriff jetzt die höchste Besorgniß, sie nannten den ungebeugten Sinn des Kaisers nutzlose Halsstarrigkeit, sie drangen darauf sich rechts zu wenden und, unbekümmert um die Türken und das feste Ikonium, in höchster Eil nach den christlichen Landschaften zu ziehen. Andere hingehen stellten vor: man könne, bei dem Mangel an Lebensmitteln und den rings umherschweifenden Türken, die zu entfernten christlichen Besitzungen nicht erreichen, und der Noth ganz allein durch die Eroberung des mit allen Vorräthen versehenen Ikonium ein Ende machen. Friedrichs Ausspruch entschied für diese Ansicht, er gelobte öffentlich dem um Hülfe angeflehten heiligen Georg eine Kirche zu erbauen, und befal mit fester ruhiger Haltung: „Morgen schlagen wir, unter Gottes Bei-

stand, das Lager auf in den Gärten des Sultans und finden daselbst Erfrischungen in Ueberfluß. Niemand aber darf bei schwerer Strafe vor dem vollständigen Siege plündern, Verwundete verbinden, oder sich irgend einer Zögerung verdächtig machen."

Melech kehrte nicht zurück und mit dem Anbruche des Tages sahen die Pilger, wie sie von den Türken in einem Halbkreise umringt waren. Aber das Geschrei derselben blieb, weil sie jeden ernsten Kampf vermieden, an diesem Tage furchtbarer als ihre Waffen, und am Abend erreichten die Christen wirklich des Sultans Gärten und fanden in denselben Gras, Wasser und manche Lebensmittel. Kein Feind ließ sich sehen, aber ein entsetzliches Gewitter und übermäßige Regengüsse störten die Ruhe der Nacht. Mit dem Anbruche der Tages erschienen türkische Gesandte und boten den Frieden, ungewiß ob aus aufrichtiger Neigung, oder nur um Zeit zu gewinnen. Der Kaiser erwiederte: „Zuvörderst müsse sein Gesandter, welchen die flüchtigen Boten des Sultans mitgenommen hätten, aus der Gefangenschaft befreit werden; dann möchten verständige Männer die Bedingungen gemeinsam entwerfen."

Friedrichs Gesandter kehrte hierauf zurück und verkündete, der Sultan wolle die Hauptstadt übergeben. Weil aber 60,000 Türken die Christen mittlerweile immer enger einschlossen, so fürchteten diese, daß man die verrätherische Absicht hege, sie wegen der glühenden Hitze des Mittags anzugreifen. Deßhalb sonderte der Kaiser schnell das Heer in zwei Abtheilungen: er selbst wandte sich wider jene äußeren Feinde; Herzog Friedrich und Graf Florenz von Holland zogen gen Ikonium; in der Mitte blieben die Kranken, die Priester und das Gepäck.

Von allen Seiten drangen jetzt die Türken auf die Pilger ein, und die Größe der Gefahr preßte selbst dem standhaften Kaiser den Wunsch ab: „er wolle gern jede andere Noth ertragen, wenn nur das Heer ungefährdet in Antiochien wäre." Als aber die Seinen wirklich anfingen zu weichen, rief der Greis mit lauter Stimme und durch seinen Heldenmuth wunderbar verjüngt: „Warum zögert ihr? Weshalb seyd ihr niedergeschlagen? Gottlob daß die Feinde endlich eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr das Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit, folgt mir, Christus siegt, Christus herrscht!" Mit diesen Worten sprengte Friedrich in die Feinde, es folgten ihm seine Mannen, und in demselben Augenblicke gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Thürmen von Ikonium. Anfangs war nämlich Herzog Friedrich durch die Menge der Feinde und durch die hinter den Gartenmauern verborgenen Scharfschützen zurückge-

drängt worden; dann ermunterte er kräftig die Seinen, Fußgänger stiegen auf die Rücken der Pferde, man erklimmte die Gartenmauern und sprengte gleichzeitig ein Thor der Stadt. Auf allen Seiten flohen nunmehr die Türken, aber an 10,000 sollen an diesem Tage umgekommen seyn.

Mit großer Freude empfing der siegende Kaiser seinen siegenden Sohn, und die erbeuteten Vorräthe an Lebensmitteln und an Gelde verwandelten den bisherigen Mangel in Reichthum. Besonders fand man viel Gold und Silber in Melechs Hause: es war der Brautschatz, welchen der Sultan seiner Tochter mitgegeben, und das Geld, welches Saladin, einer Angabe nach, überschickt hatte, um Söldner gegen die Kreuzfahrer zu werben. Der Sultan selbst, welcher anfangs den Gefechten von einem Thurme zusahe, hatte sich, bei wachsender Gefahr, mit den Vornehmsten und mit vielen Kostbarkeiten in die auf einem Berge liegende Burg gerettet; bat aber, weil er nicht hoffen konnte sich hier lange zu halten, nach dreien Tagen um Frieden, mit der Entschuldigung: daß er als ein alter Mann gegen seine eigene Neigung von den jüngeren zum Kriege beredet worden sey. Friedrich antwortete: „Einem Kaiser darf die Milde nie fehlen; gegen Stellung von Geißeln, sicheres Geleit und Darreichung hinlänglicher Lebensmittel soll jede Feindseligkeit aufhören."

Ungeachtet ihrer Siege waren die Kreuzfahrer bei weitem nicht so zahlreich als die Türken, und wünschten auf alle Weise ihren Hauptzweck zu beschleunigen: dieß trug ohne Zweifel dazu bei, daß nur Billiges verlangt wurde. Auch nahm der Sultan sogleich die Bedingungen an und sandte dem Kaiser, so wie Melech dem Herzoge Friedrich, große Geschenke. Das christliche Heer lagerte, um den Ausdünstungen der Leichname zu entgehen, einstweilen außerhalb der Stadt in schönen Gärten, versorgte sich dann reichlich mit jedem Bedarf, und brach endlich gestärkt nach den südlichen Gegenden auf. Zwar beunruhigten umherschweifende Türken bisweilen noch die Pilger, und einige Erdstöße erschreckten einmal in der Nacht; zwar konnte man nicht ohne Anstrengung und manchen Verlust über die hohen Bergrücken klimmen: aber endlich erblickte man das tröstliche Zeichen des Kreuzes an den Wegen, über Pyrgos und Laranda hatte man die Besitzungen des christlich armenischen Fürsten Leo erreicht, welcher für Lebensmittel sorgte und den Kaiser bis Seleucia am Kolykadnus oder Seleph begleitete.

Alle Feinde waren nun bezwungen, der Weg nach Syrien frei und offen, nahe das ersehnte Ziel und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte aufs höflichste anbot: „der Kaiser und die

Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße." Von Tage zu Tage wuchs Friedrichs Ruhm, und alle seine früheren Thaten wurden durch diesen großen Zug überstrahlt und verklärt: denn während sein früheres Bemühen, die gewaltige Herrschaft des Pabstes zu brechen und die Christenheit von dieser angeblichen Sklaverei zu befreien, Vielen keineswegs über Vorwürfe erhaben dünkte, so erschien dagegen sein jetziger Zweck, das Christenthum in dem Lande herzustellen, wo es seinen heiligen Ursprung genommen hatte, des unbedingten Lobpreisens würdig und die ächte Krone seines thatenreichen Lebens.

Am 10ten Junius 1190 brach das Heer von Seleucia auf. Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Kalykadnus, das Gepäck folgte und der Kaiser befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts, auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Deßhalb beschloß der Kaiser, dem aus mehren Gründen daran lag, schnell zu seinem Sohne zu kommen, er wolle den Fluß durchschwimmen. Zwar warnten ihn einige der Seinen, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos, wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft als jugendlichen Muth: die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hülfe kam und ihn aufs Land brachte, war er bereits entseelt. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maaß; nach Friedrich wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sey verloren, nun könne, so klagten Alle, kein Glück mehr aufblühen.

Zwar huldigte man dem Herzoge Friedrich von Schwaben, und ohne erheblichen Unglücksfall führte er das Heer bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und nach langem Mangel übernahmen sich so viele in den reichlich dargebotenen Lebensmitteln, daß jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiffe in ihre Heimath zurück, oder zerstreuten sich nach mancherlei Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen; und nur der geringe, zum Fechten taugliche Ueberrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in feierlicher Trauer Kaiser Friedrichs Gebeine, und vereinte sich dann mit den Christen vor Akkon. Herzog Friedrich kämpfte tapfer und stiftete den Orden der deutschen Ritter; dann erlag er am 20. Januar 1191 ebenfalls den Krank-

heiten, und die Ueberbleisel des so großen deutschen Heeres verschwinden seitdem in der Geschichte der Belagerer von Akkon.

So endete der dritte, mit den frohesten Hoffnungen begonnene, mit seltener Klugheit geführte Kreuzzug. Bei längerem Leben des großen Kaisers wäre er gewiß nicht in diesem Maaße vereitelt worden; indeß erschienen die unausweichbaren Schwierigkeiten, welche in dem Unternehmen selbst lagen, seitdem bedeutender und abschreckender, als je zuvor.

---

42. Herzog von Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt im Jahre 1547.

Eine deutsche Dame aus einem Hause, das schon ehedem durch Heldenmuth geglänzt und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hat, war es, die den fürchterlichen Herzog von Alba durch ihr entschlossenes Betragen beinahe zum Zittern gebracht hätte. Als Kaiser Karl V. im Jahr 1547 nach der Schlacht bei Mühlberg auf seinem Zuge nach Franken und Schwaben auch durch Thüringen kam, wirkte die verwittwete Gräfinn Katharina von Schwarzburg, eine geborne Fürstinn von Henneberg, einen Sauve-Garde-Brief bei ihm aus, daß ihre Unterthanen von der durchziehenden spanischen Armee nichts zu leiden haben sollten. Dagegen verband sie sich, Brot, Bier und andere Lebensmittel gegen billige Bezahlung aus Rudolstadt an die Saalbrücke schaffen zu lassen, um die spanischen Truppen, die dort übersetzen würden, zu versorgen. Doch gebrauchte sie dabei die Vorsicht, die Brücke, welche dicht bei der Stadt war, in der Geschwindigkeit abbrechen, und in einer größern Entfernung über das Wasser schlagen zu lassen, damit die allzugroße Nähe der Stadt ihre raublustigen Gäste nicht in Versuchung führte. Zugleich wurde den Einwohnern aller Ortschaften, durch welche der Zug ging, vergönnt, ihre besten Habseligkeiten auf das Rudolstädter Schloß zu flüchten.

Mittlerweile näherte sich der spanische General, vom Herzog Heinrich von Braunschweig und dessen Söhnen begleitet, der Stadt, und bat sich durch einen Boten, den er voranschickte, bei der Gräfinn von Schwarzburg auf ein Morgenbrot zu Gaste. Eine so bescheidene Bitte, an der Spitze eines Kriegsheeres gethan, konnte nicht wohl abgeschlagen werden. Man würde geben, was das Haus vermöchte, war die Antwort; seine Excellenz möchten kommen und vorlieb nehmen. Zugleich unterließ man nicht,

der Sauve-Garde noch einmal zu gedenken, und dem spanischen General die gewissenhafte Beobachtung derselben ans Herz zu legen.

Ein freundlicher Empfang und eine gutbesetzte Tafel erwarteten den Herzog auf dem Schlosse. Er muß gestehen, daß die thüringischen Damen eine sehr gute Küche führen, und auf die Ehre des Gastrechts halten. Noch hat man sich kaum niedergesetzt, als ein Eilbote die Gräfinn aus dem Saal ruft. Es wird ihr gemeldet, daß in einigen Dörfern unterwegs die spanischen Soldaten Gewalt gebraucht, und den Bauern das Vieh weggetrieben hätten. Katharina war eine Mutter ihres Volks; was dem Aermsten ihrer Unterthanen widerfuhr, war ihr selbst zugestoßen. Aufs Aeußerste über diese Wortbrüchigkeit entrüstet, doch von ihrer Geistesgegenwart nicht verlassen, befielt sie ihrer ganzen Dienerschaft sich in aller Geschwindigkeit und Stille zu bewaffnen und die Schloßpforten wohl zu verriegeln; sie selbst begiebt sich wieder nach dem Saale, wo die Fürsten noch bei Tische sitzen. Hier klagt sie ihnen in den beweglichsten Ausdrücken, was ihr eben hinterbracht worden, und wie schlecht man das gegebene Kaiserwort gehalten. Man erwiedert ihr mit Lachen, daß dies nun einmal Kriegsgebrauch sey, und daß bei einem Durchmarsch von Soldaten dergleichen kleine Unfälle nicht zu verhüten stünden. „Das wollen wir doch sehen," antwortete sie aufgebracht. „Meinen armen Unterthanen muß das Ihrige wieder werden, oder, bei Gott!" — indem sie drohend ihre Stimme anstrengte, „Fürstenblut für Ochsenblut!" Mit dieser bündigen Erklärung verließ sie das Zimmer, das in wenigen Augenblicken von Bewaffneten erfüllt war, die sich, das Schwert in der Hand, doch mit vieler Ehrerbietigkeit, hinter die Stühle der Fürsten pflanzten und das Frühstück bedienten. Beim Eintritt dieser kampflustigen Schaar veränderte Herzog Alba die Farbe; stumm und betreten sah man einander an. Abgeschnitten von der Armee, von einer überlegenen handfesten Menge umgeben, was blieb ihm übrig, als sich in Geduld zu fassen, und, auf welche Bedingung es auch sey, die beleidigte Dame zu versöhnen. Heinrich von Braunschweig faßte sich zuerst, und brach in ein lautes Gelächter aus. Er ergriff den vernünftigen Ausweg, den ganzen Vorgang ins Lustige zu kehren, und hielt der Gräfinn eine Lobrede über ihre landesmütterliche Sorgfalt und den entschlossenen Muth, den sie bewiesen. Er bat sie, sich ruhig zu verhalten, und nahm es auf sich, den Herzog von Alba zu Allem, was billig sey, zu vermögen. Auch brachte er es bei dem Letztern wirklich dahin, daß er auf der Stelle einen Befehl an die Armee ausfertigte, das geraubte Vieh den Eigenthü-

mern ohne Verzug wieder auszuliefern. Sobald die Gräfinn von Schwarzburg der Zurückgabe gewiß war, bedankte sie sich aufs Schönste bei ihren Gästen, die sehr höflich von ihr Abschied nahmen.

Ohne Zweifel war es diese Begebenheit, die der Gräfinn Katharina von Schwarzburg den Beinamen der Heldenmüthigen erw.rben.

---

43. Die Schlacht bei Sempach im Jahr 1386.

Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossen mit allen Bürgern Zürich verwahrte, beschloß er in dem Kriegsrath folgenden Plan, „der Gewalthaufen des Heers von Oestreich soll unter dem obersten Befehl des Freiherrn Johannes von Bonstetten um Brugk im Aargau Lager nehmen, zu nahe bei Zürich, als daß die Stadt ohne Furcht seyn dürfte, und vor Ueberfällen sicher durch die Aare und Rüß; er, der Fürst von Oestreich, die Herren, die Ritter und ihre Knechte, wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau, (zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln), sich erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Rebellen zu Sempach strafe, und hierauf aus dem Rotenburger Amt, welches durch die ungerechte Gewalt ihm entrissen worden, die Stadt Lucern, die Vormauer der Waldstädte, durch Ueberraschung einnehme, ehe die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen, unverwahrt wider Bonstetten.“ Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten vernommen, waren durch die Kenntniß, welche sie von seiner Gemüthsart hatten, auf einmal zweier Dinge gewiß: erstlich, daß das Kühnste und Größte an dem Ort, wo er selbst hinziehe, und nicht ohne ihn geschehen werde; zweitens, daß keine vortheilhafte Waffenthat, so lange nicht Leopold selbst geschlagen werde, das Glück dieses Kriegs entscheiden könne. Darum faßten sie folgenden Schluß: „Die Züricher, zu deren Belagerung dem Herrn von Bonstetten auch der nöthige Zeug fehle, sollen auf jede schnelle List von seiner Seite wachsam und gerüstet seyn. Die eidgenössische Besatzung soll alsobald ausziehen, über die Rüß, durch das Rotenburger Amt, in Oberaargau, nach Sempach. Die Zuger und Glarner sollen ihrer Landmarken wohl warten; diese wegen des Hauses Montfort, wegen Gastern, Rapperschwyl und Geßler; die Zuger, auf daß nicht Bonstetten, schnell das Rüßthal herauf, zu allgemeiner Verwirrung Stadt und Amt plötzlich überwältige. Die übrigen sollen wider den Herzog stehen, obschon wenige wider die mehren, mit Gott für das Land.“

Alsofort brachen diese auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten ihren Zug mit ununterbrochener Eilfertigkeit; viele von Zug und Glaris, viele vom Entlibuch und aus den Dörfern wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog in eine Schlacht eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tage, als die Eidgenossen in Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hasenburg bei Willisau: zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfinn Wittwe von Valangin; doch ist wahrscheinlich, daß, wenn der Herzog ohne Schlacht, oder nach einem Sieg auf Lucern gezogen wäre, Bern ihn befehdet, und vielleicht vermittelst eines Ueberfalls im Rücken, oder einer Trennung von Zufuhr und Hülfe, den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumniß, oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Stein zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursee nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt bei drei Stunden von Lucern, oben an einem zwei Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erheben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. In den Wald kamen die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am 9ten Heumonat, eine zahlreiche, wohlberittene und schön gerüstete Reiterei; jede Dienerschaft unter ihrem Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihrem Schultheiß, und jedes Landes Herren zu desselben Landes Banner geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamen Anzug. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oestreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Johannes von Hallwyll vor andern für das fürstliche Haus eifrig und im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen Haß zu der Schweiz trugen, Egloff und Ulrich von Ems, jenen den theuersten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland unter des Erzherzogthums Banner, das Herr Heinrich von Eschelob trug, Rudolf Graf zu Sulz, Graf Johannes von Fürstenberg zu Haslach, Montfauco.. von Mümpelgard und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volk glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oestreich selbst, seines Alters in dem fünf und dreißigsten Jahre, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachtem Krieg, rachbegierig, durstig zur Schlacht.

Es war der Aernte Zeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschluß, die Schweizerbauern persönlich und ohne das Fußvolk allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, vergaß er, (wenn er je sonst es wußte), daß eine Reiterei vortheilhafter den Anfall thut Berg an, als von oben herab; er hielt für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks unbehülflich machte. Oft hat eine wohlgeübte Reiterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen, oder überflügelt und geschlagen; aber niemals hat eine unbeugsame Infanterie einem bessern Fußvolk widerstanden. Der Herzog befal hierauf, daß der Adel eng zusammen trete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Glied hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte: fast wie es König Albrecht sein Großvater in der Schlacht am Hasenbühel mit Erfolg versuchte gegen die bairische Reiterei Ueber diesen Gewalthaufen hatte unter ihm Herr Johannes von Ochsenstein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen, in Kriegs- und in Friedensgeschäften geschickt, und groß in der Herzogen Gnade, war über die Schützen; die Vorhut von vierzehnhundert Mann, welche Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit Johann von Oberkirch, Ritter, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei wäre. Wenn er sich darauf einrichtete, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringern Zahl besser zukam; aber wahrscheinlicher bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edeln, daß, wer in einem Kampf durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses für unehrlich, und Leopold selbst war durch seine Tugenden vielmehr der hohen Ritterschaft Zier, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johannes von Hasenburg, Freiherr, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde gesehen, den trutzigen Adel warnte: „Hoffart sey zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Herrn Hans von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends hinaufziehe," hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzog selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vaterland unvorgesehener Zufälle seyen; wie dem Fürsten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für die gemeine Sache zu streiten, und wie viel verderblicher dem Heer der

Verlust seines Hauptes als einiger Glieder seyn würde," sprach er, anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Lande für mein Volk mit euch will ich siegen oder umkommen."

Die Eidgenossen standen an der Höhe bedeckt vom Wald: so lange die Ritter saßen, däuchte ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheil ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Sieg hofften sie, er werde durch die Ermunterung des Volks für den Krieg entscheidend werden; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zum ewigen Ruhm, und als einen Sporn für die Ihrigen, vom Feind ihre Rache zu suchen. Als der Adel abstieg, zogen die Eidgenossen aus dem Wald in das Feld herab; sie besorgten auch vielleicht eine Hinterlist, oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen, in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Lucerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstädten, und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlebucher und Rotenburger, unter ihren Bannern, unter dem Schultheiß der Stadt Lucern, und unter dem Landammann eines jeden Thals; einige trugen die Hallbarden, womit im Paß bei Morgarten ihre Ahnen gestritten, einige hatten statt Schilden ein kleines Bret um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Knie, und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauch. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer, nach dem Schlachtgebet, rannten mitten durch das Feld an den Feind in vollem Lauf mit Kriegsgeschrei; welches alles anfeuert und weil sie hofften durchzubrechen, und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen wie von einem Walde eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorn die Hauptmannschaft von Lucern, und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche dieselben trugen. Hinwiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Gepraffel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Mond, womit er die Feinde zu umgeben gedachte. Zu derselbigen Stunde schien der Stadt Banner von Lucern lange unterdrückt, weil Herr Petermann von Gundoldingen, Ritter, Schultheiß von Lucern, hart verwundet gesunken, der Altschultheiß Herr Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, Herr zu Sillinen und Küßnacht, sein Schwager, mit vielen andern tapfern

Männern umgekommen waren. Da rief laut Herr Antoni zu Port, ein geborner Mayländer, zu Flüelen im Land Uri seßhaft: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten etliche Glene, welche von den Hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen, und aus Mangel der Uebung unbehülflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen bestand sie ungebrochen, fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung der Hinterhut, oder Ueberraschung von dem Gewalthaufen Bonstettens.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold Strutthan von Winkelried, Ritter; er sprach zu seinen Kriegsgesellen: „Ich will euch eine Gasse machen,“ sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder: treue liebe Eidgenossen, gedenket meines Geschlechts,“ war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und wie er denn ein sehr großer und starker Mann war, drückte er im Fall sie mit sich auf den Boden. Plötzlich seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin; da drangen alle Harste der Eidgenossen-Mannschaft mit äußerster Gewalt festgeschlossen hintereinander an. Hinwiederum die Reihen des erstaunten Feindes preßten sich, sie aufzunehmen; wodurch, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, viele Herren in ihren Harnischen unverwundet erstickten, indessen aus dem Wald herab zulaufendes Volk die Schweizer eiligst verstärkte.

Zuerst fiel Herr Friedrich, der Bastard von Brandis, ein handfester hochtrutziger Mann, sonst er allein so gefürchtet als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wandte sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Troß, da sie dieses bemerkten, saßen auf die Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Herrn Heinrichs von Eschelob das Hauptbanner von Oestreich, und fiel Herr Ulrich von Ortenburg auf die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarburg Ritter, schwang das Banner hoch empor, widerstand hart, und vergeblich, bis er verwundet fiel, und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „retta Oestreich, retta!“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Banner von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth, in des Herrn Hand. Aber viele umringten den Fürsten und

lagen ihm an für sein Leben. Und schon war in der Hand Herrn Davids von Junkerburg das Banner des Grafen von Habsburg untergegangen: es lag Thüring von Hallwyl, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Herrmann von Eschenz zwischen seinen zween Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Herr Otto der Pariser, des Herzogen Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der edle Ritter Altbrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben;“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, suchte seinen Tod. Von allen Orten war der Feind eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Banner aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung, (weil er nicht ungerochen umkommen wollte), um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann (aus dem Lande Schwyz) fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos: „Ich bin der Fürst von Oestreich.“ Dieses hörte jener nicht, oder er glaubte ihm nicht, oder es däuchte ihm, die Schlacht hebe alle Würde auf. Als der Herzog durch die Natur der Wunde den Geist alsobald aufgegeben, erblickte ihn von ungefähr Herr Martin Malterer, der das Banner der Stadt Freyburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Banner fiel ihm aus der Hand; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht werde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben diesem Ort stritt bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten; vergeblich: da wandte sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht; also schrien alle Edlen: „die Hengste da her, die Hengste da her!“ Da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf dem ein ungetreuer Graf und vielleicht Hanns von Oberkirch sie längst mit fortgerissen. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Arbeit, blieb übrig, ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Herr Otto Truchseß von Waldburg den rühmlichen Tod, und Ysni kam in vollkommene Freiheit: von Ysni, seiner Stadt, im Allgau, war er hieher gekommen, und ver-

schrieb ihr um achttausend Pfund Pfenninge, (den Sold für seine Reisigen), auf seinen Tod hin alle Macht, welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Conrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Meyer. Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Sigrist von Tisselbach, Landammann deren von Unterwalden ob dem Kernwald; von Glaris Conrad Grüninger, ein tapfrer Mann, (dafür gaben die Männer von Schwyz desselben Sohn das Landrecht bei ihnen). Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Lucerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken eines Privatmanns, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen der Gundoldingen, und er wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg;“ unter welchen Worten das Leben ihn verließ. Aber in dem feindlichen Heer half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorgesehen zu haben; fiel mit ihm Johannes von Ochsenstein, der seiner Klugheit spottete; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war, glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf und Albrecht von der Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Herr Gottfried Müller, Herr Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rathsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welchen Adels der Monsterol, der Kastelnau, Hanns von Vaurmarkus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Banner von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden beisammen ihren Tod, nur Hemmann, der Jüngling, erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden stiegen, und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging der Stadt Banner von Schaffhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, Hanns von Randegk der Herzoge Vogt, von den edlen Im Thurn, zween von Stokar, Hanns von Fulach (seiner zehen Kinder sonst glücklichem Vater) und andern acht und zwanzig Edlen und Bürgern bis in ihrer aller Tod vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau, unter sieben Herr Werner von Lo, der Bannermeister von Lenzburg; freiwillig und redlich erstattete die Mannschaft von Mellingen dem unglücklichen Fürsten ihren Dank ab um die Freiheiten, wodurch er nach einem großen Brand gesucht hatte, ihnen aufzuhelfen; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oestreich den

Ruhm solcher Treu durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewiget; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß Nikolaus Gutt, unbekümmert seines Tods, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauten: damit sich keine feindliche Gemeine dessen zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen seinen Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „der Stadt Banner von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus Gutt.“ Sechshundert sechs und fünfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging, und im Land gesprochen wurde, „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trutz der Herren von Adel.“ Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber so oder anders geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten die Oestreicher der Begierde des Lebens; die Schweizer, da sie zu dem Troß gekommen, der Begierde der Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold Strutthan von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüte der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergang, das Vaterland von äußerster Gefahr, gerettet. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehülflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihre Ungeschicklichkeit im Fußgefecht, ihre unwissende Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Unsere Väter kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) simpel, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gang aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine außerordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolk würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden seyn, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen, oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, welcher Form sie seyen, mögen übermeistert werden durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seelen. Darum, nach dem Urtheil der vortrefflichsten Kriegsmänner unserer Zeit, würde in Behauptung unserer Freiheit und Eidgenossenschaft, wenn die Gemüther nur noch dieselben sind, auch der Ausgang nicht verschieden seyn.

Denselben Tag erging an Zürich, Bern, Zug und Glarus die Botschaft von der Landesrettung. Am Tage nach der Schlacht, als eine fliehende Partei in Sursee schon ereilt und erschlagen worden war, gaben die Schweizer einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Der Fürst von Oestreich wurde mit sechzig erschlagenen Herren und Rtitern in das Kloster Königsfelden geführt; er wurde bestattet in der marmornen Gruft, wo die Königinn Agnes mit andern ihres Hauses ruhete; die Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Vorältern gelegt, alle übrige auf der Wahlstatt in große Gruben; zweihundert erschlagene Eidgenossen wurden zu Lucern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterschied, ob sie Freunde oder Feinde gewesen, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet. Winkelried ist billig bis auf diesen Tag in hohem Ruhm bei seinem Volk; es liegt allen Völkern und ihren Geschichtschreibern ob, zu zeigen, daß ein solcher Held in einem Nu unsterblich wird, und alle guten Bürger zu Vätern und Brüdern seiner Enkel macht. Die Sieger, nachdem sie, ihrer Sitte gemäß, drei Tage lang auf der Wahlstatt verharret, machten sich auf, mit fünfzehn eroberten Bannern; sie zogen in ihre Städte und Länder, singend ihre That.

---

44. Ueber die Spracherfindung.

Parallele zwischen Pantomime und Sprache.

Nicht, wie Sie sagen, aus meinen Grundsätzen; aus den Grundsätzen des Noverre selbst, dem ich Schritt vor Schritt gefolgt bin, müßte der geringe Werth der Pantomime erhellen, den Sie aus meinem Räsonnement haben schließen wollen. Ich will nicht fragen, ob der Gesichtspunkt, aus welchem Sie den Werth eines Schauspiels einzig zu beurtheilen scheinen, nicht vielleicht zu eingeschränkt ist; ich will Ihnen nur gestehen, daß ich alle die Folgerungen, durch die Sie mich scheinen eintreiben und verwirren zu wollen, ohne Bedenken für wahr erkenne. Wenn der Pantomime, sobald er über die gemeinen alltäglichen Vorfälle hinausgeht, lauter schon vorhin bekannte Fabeln bearbeiten muß: so ist seine Kunst in der That eine unvermögende, abhängige Kunst, die der Hülfe der Rede nur zu entbehren scheint, ohne ihrer wirklich entbehren zu können; wenn ferner die wenigsten tragischen und komischen Meisterstücke den Zuschauern so durchaus nach allen einzelnen Scenen bekannt sind: so bleibt freilich das pantomimische Spiel theilweise noch immer räthselhaft, so daß in der Hin-

ficht des ganzen genauen Zusammenhanges der Begebenheiten sich hier und da beträchtliche Lücken finden; wenn endlich aller ruhige Dialog hinwegfallen, und sich immer Begebenheit an Begebenheit drängen soll: so geht allerdings gerade das verloren, was den feinern Kenner im Schauspiel am meisten reizt: die vollständige Darstellung der Charaktere nach der ganzen Mischung und gegenseitigen Proportion der Neigung und Kräfte; die Entwickelung des ganzen oft so feinen Spiels der Leidenschaften, der verborgensten Triebfedern und Bewegungsgründe. — Darum kann denn doch immer die Pantomime noch sehr viel Anziehendes haben: was der Geist verliert, können die Sinne gewinnen; und bei den Römern, deren großen Enthusiasmus für diese Art des Schauspiels Sie mir entgegensetzen, gewannen wahrlich nicht bloß die feinern Sinne.

Aber, fahren Sie fort, sollte denn das, was vielleicht nur verloren ging, nicht wieder können hergestellt; sollte das, was vielleicht noch niemals war, nicht mit der Zeit können erfunden werden? Sollte eine Sprache durch Mienen und körperliche Bewegungen nicht eine so mögliche Sache seyn, als eine Sprache durch Laute?

Eben so möglich, mein Freund? Es sey! so würden doch gegenwärtig alle die Bedingungen fehlen, unter welchen sie wirklich werden könnte. Jede Sprache, soviel ich weiß, geht aus einer kleinen Gesellschaft von Menschen aus; kostet, ehe sie von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern fortschreitet, unglaublich viele Anstrengungen des Genies; wird durch das Bedürfniß, die Mutter aller großen Erfindungen, beides hervorgebracht und vollendet. Jetzt aber sind die großen Gesellschaften bereits errichtet, das Genie, wie kühn und feurig es sey, wird durch die Unmöglichkeit, das schon Geleistete zu erreichen, von allen Versuchen abgeschreckt; und auch das Bedürfniß ist durch Erfindung und Vervollkommnung der Wörtersprache, die zu allen Zwecken schon so völlig hinreicht, vernichtet. Wenn nicht in irgend einem abgesonderten Winkel der Erde ein Menschengeschlecht entsteht, das gleich Anfangs auf den Gebrauch von sichtbaren Zeichen verfällt; wenn nicht auch dieses Geschlecht durch eine Verbindung glücklicher Umstände zu höhern Graden der Cultur emporklimmt, wenn es nicht ganze Jahrhunderte hindurch seine Bemühungen, sich durch körperliche Bewegungen zu verständigen, unablässig fortsetzt: so möchte wohl nie eine Geberdensprache, die sich nur einigermaßen mit der Wörtersprache vergleichen liesse, zu Stande kommen. Denn daß ein schon redendes Volk, wie es alle uns bekannte Völker der Erde sind, sich einmüthig, mit voller Anstrengung, und ganze Menschenalter hindurch, um etwas ganz Entbehrliches, ganz

Unnützes bemühen sollte: das läßt sich doch wahrlich, bei aller übriger Thorheit der Menschen, nicht denken. Auch scheint es mir zweifelhaft, ob dadurch, daß die Wörtersprache bereits vorhanden ist, die Erfindung einer Geberdensprache um vieles würde erleichtert werden. Eher wohl gar erschwert: denn höchst wahrscheinlich würde man die neue Sprache nach dem Muster der alten modeln wollen; und es wäre noch sehr die Frage: ob die natürliche Form der einen die gleich natürliche der andern seyn würde?

Doch auch das muß ich zurücknehmen, was ich Ihnen nur vorläufig gelten ließ: daß die Erfindung einer Gebehrdensprache eben so möglich, eben so leicht sey, als die einer Wörtersprache. Ich beziehe mich, was die mancherlei Vorzüge der hörbaren vor den sichtbaren Zeichen betrifft, auf die so bekannte Herdersche Schrift, und werfe hier nur einen einzelnen flüchtigen Gedanken her, der mir aus den bisherigen Betrachtungen wie von selbst entgegen springt, und den ich gern näher geprüft sähe.

Der Mensch hat mit der Sprache zweierlei Absicht: er will die Ideen von den Objecten mittheilen, die ihn beschäftigen; und will die Art und Weise mittheilen, wie er von diesen Objecten gerührt wird. Das Letztere, wenn es auch nicht Absicht wäre, ist doch inneres dringendes Bedürfniß seiner Natur, dessen Befriedigung er, im Zustande der Leidenschaft, sich nie zu versagen weiß. Die Wörtersprache hat zu diesem Behufe ihre Interjectionen; die Pantomime ihre ausdrückenden Gebehrden: und diese letztern, wenn sie auch nichts kräftiger, nichts lebendiger als jene erstern wären, sind doch vielleicht klärer, mannichfaltiger, bestimmter; lassen sich vielleicht durch Willkür noch weniger als jene Laute zurückhalten. Der träge Wille, dessen Thätigkeit immer nur durch gegenwärtiges dringendes Bedürfniß geweckt wird und daher immer leidenschaftlich ist, konnte vielleicht schon deßwegen zu keiner Geberdensprache kommen, weil es ihm so oft bei der Lebhaftigkeit seiner Rührung unmöglich fiel, den so genugthuenden, so vollen, so natürlichen Ausdruck, den ihm das Geberdenspiel darbot, zur Erreichung irgend einer anderen Absicht, entweder aufzuopfern oder doch wenigstens einzuschränken.

Zu dem erstern Behuf, zur Bezeichnung der Objecte des Denkens, waren in der Wörtersprache die ersten Elemente die Töne, womit der Mensch wirklich hörbare Gegenstände nachahmte. In der Geberdensprache würden es, oder vielmehr müßten es, die Nachbildungen sichtbarer Gegenstände seyn: denn ganz willkürliche, ganz grundlose Zeichen können, wie schon einmal gesagt, keiner Sprache den Ursprung geben. Aus diesen an-

fänglichen Zeichen müßten dann, durch alle die mannichfaltigen Sprachfiguren hindurch, die Zeichen für die ganze übrige Menge unserer Begriffe geprägt werden; und warum sollte das bei Geberden nicht eben sowohl als bei Tönen geschehen können? Warum sollten nicht auch die mancherlei Verknüpfungen und Trennungen, welche Witz und Phantasie und Verstand mit den Ideen vornehmen, durch sichtbare Bilder können bezeichnet werden?

Bis hieher scheint also eine Geberdensprache noch ungefähr eben so möglich, als eine Wörtersprache; aber ein nun noch übriger wichtiger Umstand ist: daß in der Seele die Vorstellung des Objects, und die der Rührung, welche das Object hervorbringt, so ganz unzertrennt, so innig verschmolzen, so Eins sind, und daß der Mensch diese Vorstellungen, auch in ihrer Bezeichnung, gleich innig will verschmelzt, gleich genau will vereinigt wissen. Ein einziges Zeichen, welches in einem Nu beide Zwecke und gleich vollkommen Genüge thut, muß ihm daher ohne alle Vergleichung lieber seyn, als mehre abgesetzte Zeichen, die dasjenige zerreißen und vereinzeln, was er in seiner Seele selbst so gar nicht zu sondern, so gar nicht auseinander zu finden weiß. Und in Rücksicht dieser Vereinigung nun, dieser innigen Verschmelzung des ausdrückenden mit dem vorbildenden Zeichen; wie, wenn da die Wörter- vor der Geberdensprache einigen Vorzug hätte?

In der Wörtersprache ist die Interjection, ist der Ausdruck der Empfindung immer nur Laut, nur Anhauch; in der Pantomime, ist es eine eigene, vollständige, ausgeführte Geberde. In jener kann der nachahmende Schall, welcher die Idee des Objects enthält, mit dem Laute, dem Anhauche, der die Empfindung befriedigt, auf das genauste verbunden werden; in dieser ist die Verschmelzung der Malerei mit dem Ausdrucke in jedem Falle unmöglich, wo beide durch einerlei Theil des Körpers geschehen sollen, und doch jedes einen ganz verschiedenen Gebrauch desselben erfordert. Das Wort Liebe ist freilich auch ausdrückend, so gut wie Miene oder Stellung der Liebe: es malt das Sanfte, Weiche, Angenehme dieser Empfindung; allein, wenn das Wort nun einmal da ist, so können Sie es nicht bloß sanft und angenehm, Sie können es auch klagend und traurig, Sie können es wild und zornig, Sie können es bitter und höhnisch aussprechen, ohne daß irgend eine Sylbe undeutlich, und ohne also daß die Idee des Objects im mindesten verwirrt oder verdunkelt würde. Alles liegt hier lediglich in der andern und andern Modification des Organs oder des Athems, in dem Leisern oder Stärkern, Sanftern oder Rauhern, Höhern oder Tiefern, Gezogenern oder Gestoßenern, Bebendern oder Festern der Stimme. — Versuchen Sie dagegen,

an die malende Geberde der Liebe eben so mannichfaltige mimische Ausdrücke und eben so innig zu knüpfen, ohne daß jene dadurch zerstört, oder doch dunkel, unkennlich, zweideutig würde: und Sie werden überall die Unmöglichkeit oder die Schwierigkeit fühlen. Das Einemal wird ein voller Widerspruch die Zusammensetzung hindern: das schmachtende ersterbende Auge, die matte, sanft gebogene, hangende Stellung der Liebe, wird mit dem feurigen rollenden Blicke, den straffen angespannten Muskeln des Zorns, eben so wenig zusammengehen; als der sich bückende, ins Knie sinkende, ehrerbietigfreundliche Schmeichler, mit dem sich erhebenden, verachtenden, unwilligen Hamlet. Das Anderemal, wenn die Verbindung an sich nicht unmöglich ist, wird die Ungewißheit entstehen, ob die ganze Geberde ausdrüken, eine Mischempfindung bezeichnen; oder ob sie nur zum Theil ausdrücken, zum Theil den Gegenstand der Empfindung vorbilden soll? Wenn ich ein zärtliches, stilles Lächeln um Mund und Wangen, bei etwas hinaufgezognen innern Spitzen oder Augenbraunen, sehe; wie soll ich da die Frage beantworten: ob beide Empfindungen, Traurigkeit und Liebe, sich in der Seele dessen vereinigen der die Geberde macht? oder ob von diesen Empfindungen nur die eine in seiner eigenen Seele, die andere bloß der Gegenstand sey, welcher jene veranlaßt? Und in dem letztern Falle, wie soll ichs entscheiden: welche von beiden die ausdrückende, welche die vorbildende sey? Denn es ist ja beides gleich möglich: Liebe kann Traurigkeit, und Traurigkeit kann Liebe erwecken. — Ich weiß zwar, daß hier der Zusammenhang Manches würde aufklären können; nur zu viel muß er nicht aufklären sollen, oder es geht am Ende sein eigenes Licht verloren.

---

45. Das Weihnachtsgeschenk.

Ich nahm von der Toilette eines jungen Frauenzimmers ein Buch auf, und begriff nicht warum sie es so eilfertig wegriß. Sie erröthete über den Verdacht, den sie zu erwecken schien, und las mir, zu ihrer Rechtfertigung, die ersten Seiten vor, die von der Hand ihres Vaters waren. Ich bat sie um eine Abschrift, und sie war gütig genug, mir eine zu geben. Hier ist sie:

„So ein unbedeutendes Geschenk einige leere Blätter scheinen möchten, so sind doch gewiß an dem heutigen Tage, an dem selbst der Geiz und die Armuth freigebig werden, wenige mit so gutem Herzen gemacht worden; und vielleicht keines, das dem Beschenkten so nützlich wäre, als Du dieses Dir machen kannst.“

„Ich habe es Dir schon mehrmal gesagt: Ein wenig Athem oder ein Paar Federstriche, die wir für unsere Gedanken aufwenden, so schwer uns auch manchmal beides ankommen mag, werden reichlich wieder durch die Deutlichkeit, die Ordnung, und das Leben eingebracht, das eben diese Gedanken dadurch erhalten. Es ist seltsam, daß man von einer so kleinen Ursache so große Wirkungen verspricht; aber es ist wahr. So lange der Mensch nicht reden konnte, so sah, hörte, fühlte und schmeckte er bloß; aber er dachte nicht. So lange der Mensch nicht schreiben konnte, dachte er wenig, und redte schlecht. Die Zunge und der Griffel machten endlich den Menschen zu dem, was er werden sollte. Seine Begriffe wurden hell, indem er sie mitzutheilen suchte; sie wurden methodisch, indem er ihnen eine gewisse Fortdauer gab, die sie der Verbesserung und Ausbildung fähig machte. Und dieser Weg, den das ganze menschliche Geschlecht nahm um klüger zu werden, ist auch immer noch der einzige für den einzelnen Menschen."

„Du, mein Kind, hast schon den einen großen Schritt zur Weisheit gethan. Du hast Weise reden hören, oder hast das gelesen, was Du von ihnen gewünscht hättest zu hören. Wenn es heutiges Tages kein großer Ruhm mehr für ein Frauenzimmer ist, daß es liest; so ist es noch immer einer, daß es aus Lehrbegierde liest, um vernünftiger und besser zu werden. Die Eitelkeit, die sich jetzt auf diese Seite gelenkt hat, vernichtet den Werth des Lesens, indem sie den Endzweck desselben verkehrt, und verwandelt die Weisheit in einen bloßen Putz. Hunderte empfinden, indem sie ein Buch lesen, kein Vergnügen stärker, als daß sie den Augengenblick voraussehen, wo sie werden sagen können: Ich hab' es gelesen! — Du, mein Kind, kennst die Absicht des Lesens besser, und es fehlt Dir nur noch etwas Muth und Uebung, um sie ganz zu erreichen."

„Unsere Seele ist ein Maler, der entweder Originale nach der Natur, oder Copieen von guten Originalen malt. Jene sind ihre eigenen Empfindungen, ihre eigenen Beobachtungen und Schlüsse; diese sind alle die Begriffe, die wir durch Unterricht und Lectüre erhalten. Gute Meister verfertigen die Copieen nur als Schulen, — so nennen sie ihre Uebungsstücke, — um ein richtiges Auge und eine feste Hand zu bekommen; Schlechte bleiben dabei stehen, und gründen darauf ihren ganzen Ruhm."

„Es kömmt also alles darauf an, das was Andere aus ihren Erfahrungen durch eine lange oder durch eine kurze Reihe von Schlüssen gefolgert haben, — denn auf Erfahrungen läßt sich doch am Ende alles zurückbringen, — so anzusehen, als ob wir es aus unseren eigenen gezogen hätten. Ehe wir selbst denken, müssen

wir erst einem andern nachdenken lernen. Das ist also der zweite Schritt, den Du zwar auch schon versucht hast, den Du aber nun noch beherzter thun mußt: Werde aus einer Leserinn zu einer Schriftstellerinn! Wenn du liesest, so sondere den Gedanken vom Ausdrucke ab; nimm ihm seinen Putz und unterbrich zuweilen das Vergnügen, womit bei jedem Menschen die Neugierde das Weitergehen verknüpft, so lange, bis Du Dir mit ein Paar Worten das denken kannst, was der Verfasser vielleicht auf Seiten gesagt hat. Diese Paar Worte schreibe nieder; sie sind alsdann dein, so wie der Gedanke, den sie ausdrücken. Große Bücher können auf diese Art in Blätter verwandelt werden, die für uns mehr werth sind als die Bücher, und die uns schon der Fähigkeit, selbst etwas Lesenswerthes zu schreiben, einen Schritt näher bringen."

„Aber nicht lange werden diese Auszüge bloß abgekürzte fremde Gedanken seyn; Du wirst in kurzem Deine eignen in ihnen entwickeln. Die Ideen entzünden einander, wie die electrischen Funken. Wenn die Seele einmal in Arbeit und in Bewegung ist; wenn sie einmal den Faden des Denkens in der Hand hat: so geht sie geschwinde von der Nachbildung fremder Begriffe zur Hervorbringung eigner über. Ehe man sich's versieht, kömmt aus dem eigenen Schatz unsrer Empfindungen ein Gedanke vervor, der für sich selbst zu schwach war emporzukommen, jetzt aber, weil er dem Gedanken des Verfassers nahe liegt, von diesem aufgeweckt und gehoben wird. — Versuch' es, mein Kind; denn ich bin bei Deinen Fähigkeiten gewiß, daß es Dir glücken muß: und ist es Dir nun einmal geglückt, so bin ich eben so gewiß, daß Du fortfahren wirst. Das Denken giebt uns ein so reines und ein so lebhaftes Vergnügen, daß, wer es nur einmal in seinem Leben gekostet hat, es nie wieder entbehren kann."

---

46. Ueber die Thätigkeit.

Alles vereinigt sich also dahin, daß der Hauptzweck des Menschen, und die Quelle seiner Glückseligkeit in seiner Thätigkeit liege. Selbst das Daseyn der Seele wird nur durch ihre Handlungen bekannt. Wir wissen nichts von ihrer Substanz; nur durch die Veränderungen, die in ihr vorgehen, nur durch die Wirkungen, welche sie hervorbringt, werden wir gewahr, daß es eine solche geben müsse.

Diese Veränderungen sind von zweifacher Art: Empfindungen und eigentliche Handlungen. Die meisten Menschen, verführt von

der allgemeinen Meinung und ihrer eigenen Trägheit, glauben ihre Glückseligkeit vornämlich in Empfindungen suchen zu müssen. Dadurch kommen sie in die Dienstbarkeit der äußern Dinge und der Menschen; denn nur von außen werden ihnen Empfindungen zugeführt. Aber nach der Wahrheit und nach den Anlagen der Natur, ist es durchs Handeln, durch Anstrengung unserer Kräfte, durch Arbeitsamkeit, und besonders durch Gutesthun, daß unser Gemüth, den größten Theil unsers Lebens hindurch, froh erhalten werden kann.

Ich sage zuerst: durch Arbeitsamkeit.

Man erinnere sich irgend eines Tages, wo man vom frühen Morgen an rasch von einer Arbeit zur andern fortging, sich viel ermüdete, viel nachdachte, wenig genoß, aber etwas Nützliches zu Stande brachte oder vorbereitete; und man stelle ihm einen andern Tag gegenüber, wo man, auf gleiche Weise, von einem Vergnügen zum andern, — selbst von einer guten Gesellschaft zur andern, von Freunden zu Freunden, von einer witzigen, oder auch lehrreichen Unterhaltung in den Concertsaal, von der Anhörung eines Virtuosen in ein wohlbesetztes Schauspiel fortging: und frage sich dann selbst, an welchem von beiden Tagen man die wenigsten leeren Augenblicke gehabt habe; an dem Abende welches Tages man am meisten mit sich selbst zufrieden gewesen sey; ob es wohl möglich seyn würde, viele der letzteren hinter einander auszuhalten, und ob nicht Wochen und Monate auf die erstere Art ununterbrochen angenehm verfließen könnten, wofern nur nicht die Arbeit unsre Kräfte übersteigt, die Anstrengung zum Schmerz und die Ermüdung zur Krankheit wird. Durch das Angenehme nun, welches in der Arbeitsamkeit liegt, hat die Natur vor Ungerechtigkeiten bewahrt.

Aber ich setze noch eine zweite Betrachtung hinzu. Durch das hohe Interesse der Thätigkeit hat die Natur uns auch positiv zur Ausübung der Gerechtigkeit ermuntert und uns zu einer pflichtmäßigen Aufführung Bewegungsgründe gegeben.

Sie hat es nämlich, wie wir bei einer genauen Beobachtung des Menschen finden, so mit ihm veranstaltet, daß nur in gerechten und gemeinnützigen Handlungen die Thätigkeit des Menschen ununterbrochen, harmonisch und auf eine ihn wirklich befriedigende Weise fortgehen kann; daß hingegen die Handlungen und Unternehmungen des Betrügers, des Gewaltthätigen, des Eigennützigen und Hartherzigen, weil sie mit sich selbst im Widerspruche sind, nie gleichförmig zu ihrem Ziele fortschreiten, sondern oft sich selbst zerstören, und daß sie also, wenigstens zuweilen, mit bessern Handlungen abwechseln müssen, wenn de. böse

Mensch nicht durch so vielen Widerstand gekränkt, alles Vergnügen seines Lebens einbüßen will.

Wir wollen, um den Unterschied durch einen recht großen Contrast ins Licht zu setzen, die beiden Extreme mit einander vergleichen.

Man denke sich einen Mann, wie Bernstorf, der, mit einem wichtigen Staatsamte bekleidet, die frühesten und besten Stunden des Tages den Geschäften desselben widmet, und den größten Theil des Vormittags, in seinem Cabinette oder im versammelten Rathe, — entweder den Frieden und nützliche Verbindungen seines Vaterlandes mit auswärtigen Mächten unterhält, oder für den Anbau des Landes, für den Wohlstand und die Belehrung derer, welche es anbauen, sorgt, und Handel und Kunstfleiß zu beleben sucht, oder beschäftigt ist, die unentbehrlichsten Bedürfnisse und Ausgaben des Staats mit dem Vermögen der Einwohner ins Gleichgewicht zu bringen; oder endlich dem Unterdrückten und Beleidigten als Richter zum Schutze eilt, — indeß er bei allen diesen Geschäften seinen Geist in der besten Schule übt, und seine Talente auf dem größten Schauplatze zeigt. Aus dieser Versammlung geht er nach Hause, um eine Stunde der Muße, die ihm vielleicht vom Morgen noch übrig bleibt, seiner Familie zu widmen. Er versammelt seine Kinder um sich, untersucht die Fortschritte aller, unterrichtet diejenigen selbst, welche seines Unterrichts fähig sind, und weihet die ältesten in den Dienst des Staates ein, indem er ihnen seine Grundsätze einzuflößen sucht, und ihnen schon manche seiner Erfahrungen mittheilt. Einen Theil dieser Muße glaubt er seiner Gattinn schuldig zu seyn, die sich durch ein kurzes Gespräch mit ihm für die von ihr übernommene Besorgung der Haushaltung und der ersten Erziehung für belohnt hält. Ein anständiges, aber nicht schwelgerisches Mahl, mit seiner Familie oder einer ausgewählten Gesellschaft genossen, — welches er dessen ungeachtet so viel als möglich abkürzet, theilt den Tag und unterbricht die Geschäfte, indem es ihn zu den folgenden stärkt. Die ersten Stunden nach demselben wendet er auf die Verwaltung seiner eigenen weitläufigen Domänen, welche er mit eben dem Geiste und in Beziehung auf dieselben Endzwecke besorgt, wie er die Angelegenheiten und das Eigenthum des Staats verwaltet. Jetzt macht er die Entwürfe und Anstalten, den ihm zugehörigen Theil des vaterländischen Bodens dergestalt anzubauen und zu verschönern, daß er zum Schmucke des Landes und zum Beispiele einer vollkommenen Oeconomie für seine Mitbürger dienen könne. Dann kehrt er zu seinen Amtsgeschäften zurück.

Oder, wenn diese des Morgens geendigt sind, eilt er in seiu Cabinett, um einige glückliche Stunden für die Wissenschafteu und für die Musen zu leben. Es ist nicht bloß sein Vergnügen, welches er dabei zum Zwecke hat: — seine Studien haben immer eine Beziehung auf seinen großen Beruf. Er hat nicht nur die besten Bücher gelesen, deren Inhalt ihm bei seinen Geschäften nützlich seyn kann; er studiert auch diejenigen Wissenschaften und Autoren, welche dazu dienen, seine Begriffe aufzuhellen, ihn zum Selbstdenken anzuleiten, und die Natur des Menschen kennen zu lehren. Er findet Geschmack an den Werken des Genies im Fache der Dichtkunst und Beredsamkeit: überzeugt, daß er nur aus ihnen die dem Staatsmanne so unentbehrliche Kunst, auf die Gemüther Anderer durch seinen Vortrag zu wirken, lernen kann. — Den Abend bringt er endlich in der Gesellschaft geistreicher Freunde zu; oder wenn sein Stand fordert, den Prunk-Gesellschaften des Hofes beizuwohnen, oder ihnen selbst vorzusitzen, so nutzt er diese Gesellschaften ganz anders, als die meisten Mitglieder derselben. Er zieht hier durch die Annehmlichkeit seines Umgangs die fremden Gesandten und andere Personen an sich, welche ihm in seinen Geschäften nützlich seyn können, und giebt ihnen durch das Geistreiche seiner Gespräche vortheilhafte Begriffe von seinen Talenten. Hier bereitet er vielleicht, unter Scherz und Fröhlichkeit, das Gelingen einer Unterhandlung, welche, wenn sie bloß mit dem Ernste eines Staatsgeschäfts wäre betrieben worden, große Schwierigkeit und Widersetzung gefunden hätte.

So fließen seine Tage, dem Scheine nach, einförmig, im Grunde äußerst abwechselnd und unterhaltend, in einer beständigen Thätigkeit dahin, welche immer ihre Gegenstände ändert, und ihn daher nicht ermüdet; aber immer auf denselben Endzweck des öffentlichen und Privat-Wohls losarbeitet.

Man setze nun diesem Manne einen Auswürfling der menschlichen Gesellschaft, einen Räuber und das Haupt einer Räuberbande, aber einen Mann von Talenten, einen Cartouche, entgegen.

Er hat vielleicht die ganze Nacht, unter freiem Himmel, der rauhesten Witterung ausgesetzt, mit der äußersten Anstrengung seines Geistes, und unter Beschwerden und selbst Schmerzen des Körpers, seinem Raube aufgelauert oder demselben nachgejagt. Und nun hat er denselben erhascht. Er hat das einsame Haus eines wohlhabenden Mannes überfallen, und sich dessen Schätze, vielleicht mit Aufopferung einiger Menschenleben, zugeeignet. Er ist nun auf dem höchsten Gipfel seines Glücks und seines Ruhms. Aber die Scenen des Jammers, welche er vor sich sieht, unterbrechen und schwächen doch, wenn er noch Mensch ist, die Empfin-

dungen der Selbsterhebung und des Vergnügens. Die Talente, welche er bei dieser Unternehmung vielleicht bewiesen, die Tapferkeit und das Genie, welche er gezeigt hat, werden niemanden bekannt, als den Elenden, seinen Kameraden, welche er selbst verachtet, und werden von den Personen, welche die Opfer davon sind, verabscheut.

Auf diese äußerste Anstrengung folgt unmittelbar ein ganz entgegengesetzter Auftritt der Schwelgerei, der Ausschweifungen aller Art und des Müßiggangs. Hier ist er vielleicht ein ganz anderer Mann: er ist ein gerechter Austheiler der Beute an die ihm untergeordneten Räuber; er ist ein fröhlicher, vielleicht witziger Gesellschafter. Das wilde Thier ist für wenige Augenblicke Mensch geworden.

Oder, aller Gelegenheit beraubt, sogleich eine neue ähnliche Unternehmung anzufangen, ist er vielleicht nun auf eine lange Zeit zu einer ihn selbst quälenden Unthätigkeit gezwungen, aus welcher er zuerst durch die Nachstellungen der Obrigkeit und durch die Anstalten, welche sie gegen ihn macht, aufgeschreckt wird.

Hier fangen nun wieder ganz andere Arbeiten und Beschwerden an, auf ein ganz anderes Ziel gerichtet, die durch den vorigen Succeß wenig oder gar nicht unterstützt werden, und wenn nicht seiner ganzen bisherigen Thätigkeit ein Ende machen, doch seine Entwürfe auf lange Zeit unterbrechen. Aber zuweilen entgeht er durch alle List, durch angewandte Kunst und Gewalt, nicht der Weisheit und Wachsamkeit einer von der Macht des Staates unterstützten Obrigkeit.

Nun schmachtet er vielleicht im Gefängnisse und ist allen Erniedrigungen und allen Unannehmlichkeiten eines peinlichen Verhörs ausgesetzt, bis er endlich durch seine außerordentliche Leibesstärke, durch einige von ihm erworbene Kunstfertigkeiten, und durch seine Aufmerksamkeit, jeden unbewachten Ort und Moment in seiner Gefangenschaft auszuspähen, seine Fesseln löset und seinem Kerkermeister entwischt; — oder, wenn er noch glücklicher ist, seinem Richter selbst, durch die Kunst seiner Vertheidigung und durch die Scheingründe, welche er für seine Unschuld anzuführen weiß, entgehet.

Nun ist er wieder frei. Aber er ist auf die weite Erde gleichsam hingeworfen, und muß von vorn anfangen, seinen Unterhalt und, wenn es möglich ist, sein Glück zu suchen. — Wenn der gute Mann dem Landbauer ähnlich ist, welcher einen festen Wohnsitz hat, und sich von seinem eigenen Grund und Boden nährt; so ist der böse Mensch wie der Jäger, welcher in den Wüsten her-

umstreift, um dem Wilde nachzujagen, welches er erst finden, dann erlegen muß, ehe er sich von demselben sättigen kann.

Jener Unglückliche findet vielleicht nunmehr die vor dem mit ihm Verbündeten zerstreut. Die ehemaligen Entwürfe seiner Raubbegierde sind zerrissen, und er findet es jetzt unmöglich, sie auszuführen. Vielleicht ist er selbst eine Zeitlang dem äußersten Mangel und sogar dem Hunger ausgesetzt; bis sich ihm endlich eine neue Gelegenheit, seine ruhigen Mitbürger anzufallen und Beute von ihnen zu machen, zeigt, und er nun von neuem durch Mord und Brand zum Besitze von Geld und zum Wohlleben gelangt.

So geht sein Leben hin: — und wie endiget er es? — Gemeiniglich durch einen gewaltsamen Tod, oder durch die Bestrafung seiner Verbrechen.

Was wir nun hier, bei der Vergleichung eines der wohlthätigsten mit einem der schädlichsten Mitglieder der Gesellschaft, augenscheinlich entdecken, — „daß nämlich die Thätigkeit, welche auf das Gute geht, ununterbrochen seyn, und das ganze Leben auf eine angenehme Weise ausfüllen kann; die Böses stiftende, oder doch ungerechte Thätigkeit hingegen nothwendig oft unterbrochen und gehindert werden müsse, und nie angenehm seyn könne;" — dieß würden wir, bei genauer Untersuchung, als den allgemeinen Unterschied zwischen Tugend und Laster, zwischen gerechten und ungerechten Handlungen wiederfinden.

Eine sittlich gute Handlung knüpft sich ganz natürlich an eine zweite an. Von einer Arbeit, durch welche wir dem gemeinen Wesen genützt haben, gehen wir leicht und natürlich zu dem Dienste, welchen wir einem Freunde, — oder zu der Hülfe, welche wir einem Nothleidenden leisten. Auf Freundschafts- und Liebes-Dienste folgt eben so natürlich die Sorge, welche wir auf unsere Familie, auf die Verwaltung unserer Güter, und auf die Erziehung unserer Kinder wenden. Diese Beschäftigungen hängen wieder mit dem zusammen, was wir zu unserem eigenen Besten, zur Aufklärung unsers Verstandes, und zur Erweiterung unserer Einsichten unternehmen: und das Studium gemeinnütziger Kenntnisse schließt sich wieder an das Vergnügen eines lehrreichen Umganges an. Auf diese Weise allein kann das Leben ein harmonisches Ganzes ausmachen.

Eine böse und ungerechte Handlung hingegen läßt sich nicht so leicht an eine zweite knüpfen. Es müssen wenigstens Zwischenräume sie trennen. Der ungerechte Mann muß zuweilen gerecht, — der böse muß zuweilen gut seyn, oder er würde so wenig lange bestehen, als der Anführer einer Räuberhorde, wenn er seine Mit-

genossen ungerecht oder übel behandelte. Das Böse streitet nicht nur mit dem Guten: sondern es ist auch im Widerspruche mit sich selbst.

Wenn also die Natur, durch ihre ursprünglichen Anlagen, dem Menschen die Thätigkeit zur vornehmsten Quelle seiner Glückseligkeit gemacht hat; und wenn, — vermöge der von ihr herrührenden Einrichtung der Welt, nur die gerechte und menschenfreundliche Thätigkeit immerwährend, mit sich selbst übereinstimmend, und angenehm seyn kann: so hat sie auch den Menschen zu diesen Tugenden gebildet.

Aber, wird man gegen das jetzt entwickelte Princip einwenden, ist nicht nach demselben die Tugend ihres vornehmsten Adels, der sittlichen Freiheit, beraubt? Ist sie nicht eine Gabe der Natur, oder ein Geschenk des Glücks? — eine Gabe der Natur, insofern sie schon in den Anlagen des Menschen liegt; und ein Geschenk des Glücks, insofern sie eine Folge der vollkommenern Ausbildung ist: die Ausbildung und Erziehung keines Menschen aber von ihm selbst, sondern von den Umständen abhängt? Ich antworte zuerst, daß dieser Entwurf jedes System eben sowohl trifft, als das meinige. Er entsteht eigentlich aus den Schwierigkeiten, die mit dem Begriffe der Freiheit verbunden sind, und die auch Kant selbst, nach meinem Bedünken, nicht hinweggeräumt hat.

Nach jedem Systeme bringt der Mensch Anlagen auf die Welt; und dieß nicht bloß in Absicht seiner Talente und seines Verstandes, sondern auch in Absicht seines Characters. Der Mensch ist nicht ein Thon, welchen der Erzieher oder der Moralist nach seinem Gefallen modeln kann, sondern eine Pflanze, die ihre besondere Natur und Gestalt mitbringt, und von ihm nur als von einem Gärtner gepflegt, groß gezogen und zu ihrer möglich höchsten Vollkommenheit gebracht werden kann. Er wird nie machen, daß auf einem wilden Apfelbaume ein Pfirsig wachse; aber er wird es dahin bringen können, daß die Aepfel dieses Baumes süß werden.

Jedes Ding muß zuerst daseyn, ehe es handeln kann: und mit dem Daseyn ist eine gewisse Constitution des Wesens, — sind gewisse Beschaffenheiten verbunden, welche auf die Handlungen, wenn sie nun anfangen, Einfluß haben müssen.

Bei dem Menschen insbesondere ist es augenscheinlich, daß er als ein unthätiges und unfreies Kind geboren werde. Er wird erst thätig, er wird erst frei. — Und zu welcher Zeit auch diese Epoche eintrete, es sey mit dem ersten Schimmer, es sey mit der vollen Ausbildung des Verstandes; so hat er doch zu dieser Zeit

gewiß schon einige bestimmte, auf das Sittliche sich beziehende, Eigenschaften. Und nach diesen wird ihm die Ausübung der einen Pflicht leichter, der andern schwerer; und alle seine sittlichen Handlungen sind die vereinigten Resultate seiner jetzt angewandten freien Kraft, und seiner natürlichen oder erworbenen Beschaffenheit. Welches Princip man auch annehme, so ist in der Klugheit, welche doch Jedermann für eine Tugend erkennt, gewiß etwas talentartiges und angebornes. Der eine Mensch hat von Natur mehr Verstand und Beurtheilungskraft, als der andere: der eine ist mehr durch die Erziehung dazu gewöhnt, alle seine Einsichten practisch zu machen und sogleich auf das Leben anzuwenden.

---

47. Ueber das Gute was menschliche Handlungen stiften sollen.

„Was ist im Allgemeinen das Gute, welches die Handlungen des Menschen stiften sollen: und was ist das Böse, welches sie zu verhindern bestimmt sind?" Ich antworte mit dem Zoroaster:

1. Das Gute ist: das Erhalten und Vervollkommnen der Naturwesen, und die Hervorbringung, Erhaltung und Vervollkommnung derjenigen Dinge, welche den Naturwesen nützlich seyn können.
2. Das Böse, im Allgemeinen, ist das Zerstören und was als eine Art der Zerstörung oder als ein Weg dazu angesehen werden kann, — alles, was die Dauer der Naturwesen verkürzt, ihre Kräfte schwächt, ihre Vollkommenheit vermindert.
3. Das Gute, welches eine Handlung stiftet, ist desto größer und die Handlung selbst desto löblicher, zu einer je edleren und höheren Gattung das Naturwesen gehört, für dessen Erhaltung und Vervollkommnung sie sorgt, und je größeren Werth die Vollkommenheit selbst hat, welche sie demselben verschafft oder erhält.

Der, welcher ein Menschenleben rettet, thut ein verdienstlicheres Werk, als der, welcher eine absterbende Pflanze begießt und sie zum Wiederaufblühen zurückbringt. Der, welcher einen Menschen von schädlichen Irrthümern befreiet, und ihm wichtige Kenntnisse beibringt, hat ein größeres Verdienst um ihn, und also auch einen Anspruch auf größere Achtung von Allen, als der, welcher seine Speisen wohlschmeckend zurichtet; obgleich auch dieser, als Koch, seine Pflicht dadurch erfüllt, und also auf sittliche Billigung rechnen darf.

4. Das Zerstören kann nur in dem Falle erlaubt und selbst pflichtmäßig seyn, wenn es als Mittel zur Erhaltung oder Hervorbringung unentbehrlich ist: so wie man ein altes Haus niederreißen muß, um ein neues besseres an dessen Stelle zu bauen; wie man einen brandigen Arm ablösen muß, um das Leben des ganzen Menschen zu retten.

Diese Collisionsfälle können allerdings das Princip zuweilen schwankend machen, und den Menschen, welcher sich an dasselbe halten will, nöthigen, an das noch höhere Tribunal seines eigenen Gewissens, an den Rath der Weisen und die öffentliche Meinung zu appelliren; aber bei welchem Moralprincipe kommen nicht ähnliche Fälle vor, wo eine solche Appellation unentbehrlich ist?

Hiervon abgesehen, läugne ich es nicht, daß das in obigen vier Sätzen aufgestellte Princip mir eine sehr lichtvolle Idee und von tiefem Sinne zu seyn scheint, welche die Pflichten und Verbrechen fast alle umfaßt, und den Menschen, wenn auch nicht bei seinen Handlungen, doch gewiß bei seinen Urtheilen leiten kann.

Um dieses darzuthun, wollen wir es von beiden Seiten, a posteriori und a priori, prüfen. Wir wollen es mit den für richtig anerkannten Urtheilen der Menschen über das Sittliche in einzelnen Fällen, wir wollen es mit den allgemeinen Ideen über die Natur der Sittlichkeit vergleichen.

* * *

Bei der ersten Vergleichung finden wir, daß die Urtheile aller Menschen, oder doch der weisesten und besten, und daß die Aussprüche der Richter über menschliche Handlungen, deren Verdienst oder Schuld mit diesem Princip und dem Maßstabe, welchen es für den sittlichen Werth jener Handlungen angiebt, übereinstimmen.

Warum wird der Mord als das größte aller Verbrechen angesehen? — Weil er die Zerstörung eines Menschenleben ist, und wir, so weit unsere Erfahrung reicht, nichts höheres und besseres in der Natur kennen, als ein Menschenleben.

Warum ist Dschingis-Chan der Abscheu des menschlichen Geschlechts geblieben? und warum hat Alexander, obgleich auch ungerechter Eroberer und Zerstörer wie jener, bei allen seinen Schwachheiten und Verbrechen, doch den Namen des Großen und eine gewisse Bewunderung bis auf unsere Tage erhalten? — Die allen Menschen einleuchtende Antwort ist: jener hat nichts gethan, als auf einer großen Erdfläche gemordet und verwüstet; — dieser aber hat, nach dem Zerstören, auch wieder gebauet, und nach dem Morden für das Leben und selbst für das Wohlseyn

künftiger Menschengeschlechter gesorgt. Er hat neue Reiche gestiftet, an sehr wohl gewählten Orten neue Städte gebaut, und dadurch den Grund zu einem Handel und Gewerbfleiße, diesen Hauptmitteln der menschlichen Erhaltung, gelegt, dergleichen vor seiner Zeit nicht vorhanden waren. Er hat endlich griechische Sprache und griechische Cultur unter die asiatischen Völker gebracht, und dadurch, bei einem großen Theile des menschlichen Geschlechters, zu dessen höchster Vervollkommnung, zu seiner Aufklärung beigetragen.

Warum sind unsere Urtheile über die Römer und über die Osmanen, beide erobernde Völker, beide ungerechte Eroberer, beide während Jahrhunderte Verwüster der Erde, um sie zu beherrschen, so verschieden? Wir ehren und bewundern noch jetzt den römischen Namen, wir hassen den türkischen, und wünschen die Vertreibung dieser Nation aus Europa.

Aber diese letzteren haben nie wieder etwas von dem erbauet, was sie ehedem zerstört, sie haben nie wieder angepflanzt, wo sie einmal ausgerottet hatten. Die Länder, welche von ihnen ehedem als von Feinden verwüstet wurden, liegen noch jetzt in demselben öden Zustande, nachdem sie Landesherren derselben geworden sind. Prächtige Städte, welche sie bei der Eroberung den Flammen Preis gaben, sind noch jetzt Aschenhaufen oder sind von der Erde verschwunden. Paradiesische Gegenden, mit nützlichen Pflanzen und Thieren aller Art bedeckt, sind, nachdem sie einmal verwüstet waren, unter ihrer Regierung vollends zu Einöden geworden, wo Unkraut wuchert und wilde Thiere hausen. Sie verstanden, mit einem Worte, den Krieg, die Kunst der Zerstörung, welche ihnen zu der Herrschaft über diese Länder verhalf; aber sie verstanden nicht die Staatsverwaltung, die Kunst der friedlichen Beherrschung, durch welche diese Länder hätten wieder angebaut werden können. Ueb rdieß waren die Türken ein rohes Volk, das über Cultivirte herfiel. In den Ländern Vorderasiens und Griechenlands, die sie unterjochten, und deren Einwohner sie nach und nach sich ähnlich machten, verunedelten und erniedrigten sie also die menschliche Natur; sie brachten Unwissenheit und Trägheit an Orte, wo bisher Aufklärung und Kunstfleiß geherrscht hatten; sie vertrieben Wissenschaften und Künste, und zerstörten die Denkmäler von beiden. Mit einem Worte, sie verhinderten in den Ländern, wo sie herrschten, nicht nur die Fortschritte des menschlichen Geistes, sondern sie machten auch, daß er von dem Punrte der Vollkommenheit, den er schon erreicht hatte, wieder zurück fiel. Ganz anders verhält es sich mit den Römern. Sie begingen auch ungeheure Ungerechtigkeiten. Wen empört es nicht, wenn es in Rom zur Regel ge-

worden war, das Verdienst eines als Sieger zurückkehrenden Generals nach den Millionen Menschen zu schätzen, deren Leben er vernichtet hatte! Wer haßt nicht den weise genannten Cato, den Aeltern, mit seinem ewigen: delenda est Carthago! Und wer weint nicht beinahe über das Schicksal Corinths, welches der rohe Mummius, nach der Unterwerfung der ganzen Nation, gleichsam nur aus Muthwillen zerstörte.

Aber die Römer wußten doch auch zu regieren, nachdem sie erobert hatten. Sie bevölkerten die Länder wieder, welche sie ihrer Einwohner beraubt hatten. Sie führten Colonien dahin, welche größtentheils aus einer edlern und vollkommenern Menschenrace bestanden, als zu der die Eingebornen gehörten. Sie bauten selbst Carthago und Corinth wieder auf. Sie verschönerten die Städte, gaben ihnen Amphitheater und Säulengänge, und wollten sie und ihre Einwohner nach römischer Weise glücklich machen, nachdem sie ihnen zuvor die Glückseligkeit und den Wohlstand geraubt hatten, die sie nach ihrer alten Landesweise und nach ihrer Verfassung besessen hatten. Selbst Griechenland, man muß es gestehen, genoß unter dem römischen Scepter, nachdem die ihm von der Eroberung geschlagenen Wunden sich verblutet hatten und der alte Zustand der Dinge vergessen war, während eines beträchtlichern Zeitraumes, der Sicherheit, des Friedens und des Wohlstandes, welche die bürgerliche Gesellschaft gewähren soll, weit ununterbrochener, als es ehedem, bei den beständigen Kriegen seiner kleinen Republiken und dem immerwährenden Kampfe der, in jeder seiner Städte, gegen einander wüthenden Parteien geschehen war.

Ueberdieß waren die Römer ein edleres Volk, als die meisten der Völker, zu welchen sie ihre Waffen trugen. Worin diese Superiorität gegründet war, weiß ich nicht; aber sie war wirklich vorhanden, und sie war es von dem Ursprunge ihres Staates an.

Im Anfange, als sie noch klein waren, zerstörten sie nicht, sondern sie verleibten die umliegenden Völkerschaften, wenn sie sie überwunden hatten, ihrem Staate ein, und diese gewannen gewiß dadurch von allen Seiten an Ordnung in der Verfassung und an Sittlichkeit. Sie brachten durch ihre Herrschaft und durch ihre Colonien wieder einige Kraft in die ausgearteten Einwohner von Groß-Griechenland.

In der Folge, als sie groß geworden waren, sahen sie sich in der That für die Welt selbst an und hielten sich jede Zerstörung für erlaubt, wodurch sie, wie ihnen dünkte, ihre eigene Erhaltung sicherten. Ein solcher Patriotismus war allerdings unmenschlich und grausam; aber er wird doch dadurch gemildert, daß er nicht, wie der von den Tartarn und Türken, bloß auf Zerstörung abzielte,

sondern wenigstens das Blendwerk zum Grunde hatte, als ob sie ein auserwähltes Volk, edler und besser als die übrigen, und von der Natur und der Vorsehung dazu berufen wären, die andern zu beherrschen, d. h. für sie als für Unmündige zu sorgen.

Und in der That, wenn man den natürlichen Eindrücken der Geschichte sich überläßt, so wird man gestehen, daß, selbst in dem Kampfe zwischen Carthago und Rom, die Menschheit dabei interessirt war, daß Rom obsiegte, und wenn unglücklicher Weise die Zerstörung einer von beiden Städten unvermeidlich war, dieses Loos die Nebenbuhlerin desselben träfe.

Die Gallier, Britannier und Spanier sind ohne Zweifel durch die Römer veredelt, ihre Ländereien sind angebaut und ihre elenden Dörfer zu Städten geworden, wo Handel und Gewerbfleiß im Gange waren.

Durch die Römer wurde eine regelmäßig organisirte Staatsverfassung unter Nationen gebracht, welche gar keine, oder eine weit schlechtere hatten. Durch sie wurde eine Rechtspflege allgemein, — die erste, welche diesen Namen verdient, — obgleich den an schnelle Entscheidungen gewöhnten Barbaren die Formalitäten derselben verhaßt waren, und die Habsucht der römischen Obrigkeiten das Ihrige beitrug, sie noch verhaßter zu machen.

Die Römer waren endlich die Mittelspersonen, welche die Cultur und die Wissenschaften der Griechen zu den Einwohnern des westlichen und nördlichen Europas brachten. Noch auf unsere gegenwärtigen Verfassungen, Gesetze, Wissenschaften und Künste haben ihre Staatsverfassung, ihr bürgerliches Recht, ihre Sprache und ihre Literatur Einfluß.

So urtheilen wir also über den sittlichen Werth ganzer Nationen: wir verabscheuen die, welche auf die Verschönerung der Erde und die Veredlung ihrer Einwohner und Producte gar keinen merklichen Einfluß gehabt, wenigstens keine bleibende Wirkungen hinterlassen haben. Wir bewundern endlich diejenigen, deren Unternehmungen, obgleich anfangs zerstörend, sich doch zuletzt mit der Bevölkerung zuvor unbewohnter Länder, mit dem Anbaue solcher, die bis dahin wüste lagen, mit der Aufklärung unwissender und mit der Civilisirung ungesitteter Nationen endigten. — Ja wir sind vielleicht geneigt, unsere Hochachtung gegen diejenigen, Nationen sowohl als Fürsten, zu übertreiben, welche, wie alle Eroberer, zuerst große Zerstörungen anrichten, um dann im Großen bauen und verbessern zu können: weil wir aus jenen Zerstörungen die Kraft sehen, mit welcher sie zu Werke gegangen sind, — aus diesem Anbaue aber den Geist, von welchem sie belebt waren.

48. Muße.

Unter Muße verstehe ich diejenige Lage eines Menschen, in welcher es ihm frei steht, sein Gemüth mit jedem Gegenstande zu beschäftigen, welcher ihm vorzüglich gefällt.

Das Wesentlichste bei derselben ist also: die innere Freiheit des Geistes in der Wahl der Sachen, auf die er seine Aufmerksamkeit richten, und überhaupt derer, wozu er seine Kräfte brauchen will.

Der Muße stehen ganz verschiedene Zustände entgegen: das geschäftige, und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegebene und befohlne Arbeiten, in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth, zu bestimmten Zeiten, auf eine von seiner freien Wahl unabhängige Art, fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann, in aller seiner Herrlichkeit, hat so wenig Muße, als der Taglöhner oder Handwerksgeselle, der für sein Brod arbeitet. Beide stehen unter einem Herrn; beide sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag wie den andern, wandeln müssen.

Von der Muße ist der Müßiggang sehr weit unterschieden. Dieser ist Unthätigkeit; jener ist die äußere Möglichkeit einer freiwilligen, selbst gewählten, also der edelsten Thätigkeit.

Es kömmt auf die Stärke des freien Geistes an, ob eine gewisse Lage ihm Muße gewähren soll. Geschäfte, die den einen Menschen zu Boden drücken, die ihn nicht frei athmen lassen, sind dem andern ein Spiel und hindern ihn nicht, sein Nachdenken auf andere Gegenstände auszubreiten, gesetzt auch daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eignen Zeitraum zu widmen. Der eine wird durch den Rausch zu vieler gesellschaftlichen Ergötzungen trunken, und vergißt sich, seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken; der andre lebt in eben dem Geräusche, und bleibt nüchtern, seiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philosoph. — Jedem Menschen ist diejenige Lage schädlich, welche ihm seine Geistesfreiheit raubt und seine Vernunft verdunkelt. — Es ist daher das arbeitsame und das zerstreute Leben von sehr verschiedenem Einflusse auf verschiedene Menschen. Die schwachen werden durch das erste bloße Routiniers, durch das andre leichtsinnig, gedankenleer oder ausschweifend. Die starken hingegen können durch die Arbeit geübt, und durch die Zerstreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menschen diese überwiegende Selbstmacht haben, welche die Menge aufgedrungener Objekte, es

mögen ernsthafte oder ergötzende seyn, gleichsam zu überwältigen und so zu bearbeiten wüßte, daß ihre intellectuelle und moralische Vollkommenheit darunter nicht litte; so ist es allerdings etwas wünschenswürdiges für einen an sich thätigen und fähigen Geist, von diesem Dringen und Drängen äußerer Gegenstände frei zu seyn, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn diese äußere Losspannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edlen Gesinnungen zu Theil wird, einem Manne, der, durch eignen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unabläßig beschäftigt ist; dann ist sie wirklich, wie Sokrates sie nannte, etwas heiliges: ein ehrwürdiger Zustand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchste Wesen vorstellen.

Gelassene ruhige Thätigkeit ist an sich schon eine herrliche Eigenschaft. Thätigkeit aus eigener Wahl ist ein zweiter königlicher Vorzug. Wenn sie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet seyn kann, weil keine äußere Störung sie abruft, dann kann sie den Menschen hoch erheben und der Welt wichtige Dienste leisten.

Aber für den unvollkommnen Menschen, der noch auf der ersten Stufe seiner Ausbildung steht, ist Muße kein schicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bei allen Menschen äußere Gegenstände zuerst die Sinne in Bewegung setzen müssen, ehe ihr Verstand anfängt sich zu äußern, so müssen bei den meisten Menschen aufgegebene Geschäfte erst ihre geistigen Kräfte in eine regelmäßige Wirksamkeit bringen, ehe diese, sich selbst überlassen, zur Veredlung ihrer selbst, oder zum Besten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Mensch schläft ein, sobald er mit seinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halb gebildete Geist verlangt wenigstens einen, ihm von andern für sein Nachdenken vorgelegten Gegenstand; er hat eines Anstoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur durch die Pflichten eines gewissen Amtes, oder durch die Geschäfte eines bestimmten Berufs, gegeben werden können. Es sind nur die auserwählten Menschen, die, wie Cicero es vom Africanus sagt, dann am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wenn sie am meisten von aller Nothwendigkeit zu arbeiten frei sind.

Die gaukelnde Bewegung der Sonnenstäubchen ist das Bild unruhiger Geschäftigkeit; die Bewegung der himmlischen Körper ist das Bild der thätigen Muße. Die Eile, und das beständige Zurückprallen ist der Charakter der ersten; die Beständigkeit, und

das sichere, obgleich langsame Gelangen zum Ziele, unterscheidet die zweite

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaften zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande; mit keinem Gegenstande kann sie so völlig ausgefüllt werden, als mit dem Anbaue der Wissenschaften. Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerbsarbeiten, der Standort der Regierungsgeschäfte und der Zerstreuungen; das Land ist der Aufenthalt der Ruhe, der Sitz des Nachdenkens, der Freiheit, und der selbst gewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihre Abwechselungen bieten dem geschäftlosen Manne eine immer bereitliegende Quelle von Vergnügen und Unterhaltung, und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in seiner Gewalt steht. Aber wie reich ist diese Natur nicht erst an Geistesnahrung und Arbeitsstoff für den, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiß, oder der sich, durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welcher glückliche Zustand, wenn der Mensch einen, zwar nur sehr kleinen Theil des großen Weltalls, geschmückt mit allen Reizen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung desselben, über seine empfindenden und vernünftigen Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, und über die vermuthlichen Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt! — Nie wird mir das Alterthum und dessen Geschichte wichtiger, als wenn die gemeinschaftlichen Gegenstände, welche von allen Generationen gesehen worden sind, mir eben jetzt vor Augen stehen, und die gemeinschaftlichen Freuden, welche von allen genossen worden sind, eben jetzt meine Sinne und meinen Verstand beschäftigen. Auch sie, jene Helden und Weisen der Vorzeit, sahen diese Sonne und erwärmten sich an ihren Strahlen; auch sie freuten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen und Gerüchen, als ich, ergötzt und erquickt. Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist des Menschen, Gott und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet ist? Was führt mich mehr in sie hinein, — was unterstützt das Bestreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit emporzusteigen, durch mehr verwandte Empfindungen, als die in die Augen fallende harmonische Wirksamkeit von Himmel und Erde, zum Entstehen und Wachsen der künstlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere? Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geisteskräfte sinken

und der Faden der Untersuchung abreißt, gleich sind auf dem Lande sinnliche Gegenstände bei der Hand, welche auch unabhängig vom Nachdenken vergnügen können, — Gegenstände, welche den Geist, ohne ihn zu zerstreuen, abspannen, die Lebensgeister erfrischen, und den Menschen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, gestärkt wieder an seine Arbeit gehen lassen.

Das Landleben wird wenigen Menschen lange gefallen, wenn sie nicht entweder das Land selbst, welches sie bewohnen, oder an dessen Stelle das Feld der Wissenschaft und der Literatur anbauen. Auf der andern Seite wird Einsamkeit und Studieren selbst dem, welcher sich, unabhängig von andern Menschen, zu vergnügen und zu beschäftigen am besten versteht, weit eher lästig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeschlossen ist.

Natur und Wissenschaft sind für einander gemacht. Jene stellt dem Menschen die äußeren Gestalten und die sichtbaren Abwechselungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und geheime Triebfedern diese untersucht. In dem vereinigten Genusse von beiden kann er es, ohne anderer Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur Einen Freund bei sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat; ist es ihm in seiner Lage nur noch möglich, einigen Personen wohlzuthun, und andern Dienste zu leisten: o dann kann er, bei dieser ländlichen Muße, so thätig und so glücklich seyn, als die eingeschränkte Natur des Menschen es nur immer erlaubt.

---

49. Ueber die Vergänglichkeit der Natur.

Man darf nicht erstaunen, selbst in dem Großen der Werke Gottes, eine Vergänglichkeit zu verstatten. Alles, was endlich ist, was einen Anfang und Ursprung hat, hat das Merkmal seiner eingeschränkten Natur in sich: es muß vergehen, und ein Ende haben. Die Dauer eines Weltbaues hat, durch die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtung, eine Beständigkeit in sich, die unsern Begriffen nach einer unendlichen Dauer nahe kömmt. Vielleicht werden tausend, vielleicht Millionen Jahrhunderte sie nicht vernichten; allein weil die Eitelkeit, die an den endlichen Naturen haftet, beständig an ihrer Zerstörung arbeitet: so wird die Ewigkeit alle mögliche Perioden in sich halten, und durch einen allmählichen Verfall den Zeitpunct ihres Unterganges doch endlich herbei führen. Newton, dieser große Bewunderer der Eigenschaften Gottes aus der Vollkommenheit seiner Werke, der mit der

tiefsten Einsicht in die Trefflichkeit der Natur die größte Ehrfurcht gegen die Offenbarung der göttlichen Allmacht verband, sahe sich genöthiget, der Natur ihren Verfall durch den natürlichen Hang, den die Mechanik der Bewegung dazu hat, vorher zu verkündigen. Wenn eine systematische Verfassung durch die wesentliche Folge der Hinfälligkeit, in großen Zeitläuften auch den allerkleinsten Theil, den man sich nur gedenken mag, dem Zustande ihrer Verwirrung nähert; so muß in dem unendlichen Ablaufe der Ewigkeit doch ein Zeitpunkt seyn, da diese allmähliche Verminderung alle Bewegung erschöpfet hat.

Wir dürfen aber den Untergang eines Weltgebäudes nicht als einen Verlust der Natur bedauern. Sie beweiset ihren Reichthum in einer Art von Verschwendung, welche, indem einige Theile der Vergänglichkeit den Tribut bezahlen, sich durch unzählige neue Zeugungen in dem ganzen Umfange ihrer Vollkommenheit unbeschadet erhält. Welch eine unzählige Menge Blumen und Insecten zerstöret ein einziger kalter Tag; aber wie wenig vermisset man sie, ungeachtet es herrliche Kunstwerke der Natur und Beweisthümer der göttlichen Allmacht sind: an einem andern Orte wird dieser Abgang mit Ueberfluß wiederum ersetzt. Der Mensch, der das Meisterstück der Schöpfung zu seyn scheint, ist selbst von diesem Gesetze nicht ausgenommen. Die Natur beweiset, daß sie eben so reich, eben so unerschöpflich in Hervorbringung des trefflichsten unter den Kreaturen, als des geringschätzigsten ist, und daß selbst deren Untergang eine nothwendige Schattirung in der Mannigfaltigkeit ihrer Sonnen ist, weil die Erzeugung derselben ihr nichts kostet. Die schädlichen Wirkungen der angesteckten Luft, die Erdbeben, die Ueberschwemmungen vertilgen ganze Völker von dem Erdboden; allein es scheinet nicht, daß die Natur dadurch einigen Nachtheil erlitten habe. Auf gleiche Weise verlassen ganze Welten und Systeme den Schauplatz, nachdem sie ihre Rolle ausgespielt haben. Die Unendlichkeit der Schöpfung ist groß genug, um eine Welt, oder eine Milchstraße von Welten, gegen sie anzusehen, wie man eine Blume, oder ein Insect, in Vergleichung gegen die Erde, ansiehet. Indessen, daß die Natur mit veränderlichen Auftritten die Ewigkeit auszieret, bleibt Gott in einer unaufhörlichen Schöpfung geschäftig, den Zeug zur Bildung noch größerer Welten zu formen.

Es ist uns nicht einmal recht bekannt, was der Mensch anjetzo wirklich ist, ob uns gleich das Bewußtseyn und die Sinne hiervon belehren sollten; wie viel weniger werden wir errathen

können, was er dereinst werden soll. Dennoch schnappet die Wißbegierde der menschlichen Seele sehr begierig nach diesem von ihr so entfernten Gegenstande, und strebet, in solchem dunkeln Erkenntnisse einiges Licht zu bekommen.

Sollte die unsterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab selber nicht unterbricht, sondern nur verändert, an diesen Punct des Weltraumes, an unsere Erde jederzeit geheftet bleiben? Sollte sie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines näheren Anschauens theilhaftig werden? Wer weiß, ist es ihr nicht zugedacht, daß sie dereinst jene entfernten Kugeln des Weltgebäudes und die Trefflichkeit ihrer Anstalten, die schon von weitem ihre Neugierde so reizen, in der Nähe soll kennen lernen. Vielleicht bilden sich darum noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um nach vollendetem Ablaufe der Zeit, die unserem Aufenthalte allhier vorgeschrieben ist, uns in andern Himmeln neue Wohnplätze zu bereiten. Wer weiß, laufen nicht jene Trabanten um den Jupiter, um uns dereinst zu leuchten.

Es ist erlaubt, es ist anständig, sich mit dergleichen Vorstellungen zu belustigen; allein Niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf so unsichere Bilder der Einbildungskraft gründen. Nachdem die Eitelkeit ihren Antheil an der menschlichen Natur wird abgefordert haben, so wird der unsterbliche Geist, mit einem schnellen Schwunge, sich über alles was endlich ist emporschwingen, und in einem neuen Verhältnisse gegen die ganze Natur, welche aus einer näheren Verbindung mit dem höchsten Wesen entspringet, sein Daseyn fortsetzen. Forthin wird die erhöhete Natur, welche die Quelle der Glückseligkeit in sich selber hat, sich nicht mehr unter den äußern Gegenständen zerstreuen, um eine Beruhigung bei ihnen zu suchen. Der gesammte Inbegriff der Geschöpfe, welcher eine nothwendige Uebereinstimmung zum Wohlgefallen des höchsten Urwesens hat, muß auch sie zu dem seinigen haben, und wird sie nicht anders, als mit immerwährender Zufriedenheit rühren.

In der That, wenn man mit solchen Betrachtungen, und mit den vorhergehenden, sein Gemüth erfüllet hat; so giebt der Anblick eines bestirnten Himmels, bei einer heitern Nacht, eine Art des Vergnügens, welches nur edle Seelen empfinden. Bei der allgemeinen Stille der Natur und der Ruhe der Sinne redet das verborgene Erkenntnißvermögen des unsterblichen Geistes eine unnennbare Sprache, und giebt unausgewickelte Begriffe, die sich wohl empfinden, aber nicht beschreiben lassen. Wenn es unter den denkenden Geschöpfen dieses Planeten niederträchtige Wesen giebt,

die, ungeachtet aller Reizungen, womit ein so großer Gegenstand sie anlocken kann, dennoch im Stande sind, sich fest an die Dienstbarkeit der Eitelkeit zu heften: wie unglücklich ist diese Kugel, daß sie so elende Geschöpfe hat erziehen können? Wie glücklich aber ist sie anderer Seits, da ihr unter den aller annehmungswürdigsten Bedingungen ein Weg eröffnet ist, zu einer Glückseligkeit und Hoheit zu gelangen, welche unendlich weit über die Vorzüge erhaben ist, die die allervortheilhafteste Einrichtung der Natur in allen Weltkörpern erreichen kann?

---

50. Ueber Handlung und handelnde Personen in der Fabel.

Eine Handlung nenne ich, eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen.

Diese Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke.

Der Endzweck der Fabel, das, wofür die Fabel erfunden wird, ist der moralische Lehrsatz.

Folglich hat die Fabel eine Handlung, wenn das, was sie erzählt, eine Folge von Veränderungen ist, und jede dieser Veränderungen etwas dazu beiträgt, die einzelnen Begriffe, aus welchen der moralische Lehrsatz bestehet, anschauend erkennen zu lassen.

Was die Fabel erzählt, muß eine Folge von Veränderungen seyn. Eine Veränderung, oder auch mehre Veränderungen, die nur neben einander bestehen, und nicht auf einander folgen, wollen zur Fabel nicht zureichen, und ich kann es für eine untrügliche Probe ausgeben, daß eine Fabel schlecht ist, daß sie den Namen der Fabel gar nicht verdient, wenn ihre vermeinte Handlung sich ganz malen läßt. Sie enthält alsdann ein bloßes Bild, und der Maler hat keine Fabel, sondern ein Emblema gemalt.

Doch nicht genug, daß das, was die Fabel erzählt, eine Folge von Veränderungen ist: alle diese Veränderungen müssen zusammen nur einen einzigen anschauenden Begriff in mir erwecken. Erwecken sie deren mehre, liegt mehr als ein moralischer Lehrsatz in der vermeinten Fabel, so fehlt der Handlung ihre Einheit, so fehlt ihr das, was sie eigentlich zur Handlung macht, und sie kann, richtig zu sprechen, keine Handlung, sondern muß eine Begebenheit heißen.

Ein Histörchen trägt sich zu: eine Fabel wird erdichtet. Von der Fabel allo muß sich ein Grund angeben lassen, warum sie er-

dichtet worden, da ich den Grund, warum sich jenes zugetragen, weder zu wissen noch anzugeben gehalten bin.

Es giebt Kunstrichter, welche einen so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, daß sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, daß sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern. Sie finden in keinem Trauerspiele Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessinn ohnmächtig wird, die Helden sich balgen; und in keiner Fabel, als wo der Fuchs springt, der Wolf zerreißt, und der Frosch die Maus sich an das Bein bindet. Es hat ihnen nie beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung ist: vielleicht, weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als daß sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewußt wären. — Ernsthafter sie zu widerlegen, würde eine unnütze Mühe seyn.

Man hat die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epopee und des Drama viel zu sehr verwirrt. Die Handlung der beiden letztern muß, außer der Absicht, welche der Dichter damit verbindet, auch eine innere, ihr selbst zukommende Absicht haben. Die Handlung der erstern braucht diese innere Absicht nicht, und sie ist vollkommen genug, wenn nur der Dichter seine Absicht damit erreicht. Der heroische und dramatische Dichter machen die Erregung der Leidenschaften zu ihrem vornehmsten Endzwecke. Er kann sie aber nicht anders erregen, als durch nachgeahmte Leidenschaften; und nachahmen kann er die Leidenschaften nicht anders, als wenn er ihnen gewisse Ziele setzet, welchen sie sich zu nähern, oder von welchen sie sich zu entfernen streben. Er muß also in die Handlung selbst Absichten legen, und diese Absichten unter eine Hauptabsicht so zu bringen wissen, daß verschiedene Leidenschaften neben einander bestehen können. Der Fabulist hingegen hat mit unseren Leidenschaften nichts zu thun, sondern allein mit unserer Erkenntniß. Er will uns von irgend einer einzelnen moralischen Wahrheit lebendig überzeugen. Das ist seine Absicht, und diese sucht er, nach Maßgebung der Wahrheit, durch die sinnliche Vorstellung einer Handlung bald mit, bald ohne Absichten, zu erhalten. Sobald er sie erhalten hat, ist es ihm gleich viel, ob die von ihm erdichtete Handlung ihre innere Endschaft erreicht hat, oder nicht. Er läßt seine Personen oft mitten auf dem Wege stehen, und denket im geringsten nicht daran, unserer Neugierde ihrentwegen ein Genüge zu thun.

Der größte Theil der Fabeln hat Thiere, und wohl noch geringere Geschöpfe zu handelnden Personen. — Was ist hiervon zu halten? Ist es eine wesentliche Eigenschaft der Fabel, daß die Thiere

darin zu moralischen Wesen erhoben werden? Ist es ein Handgriff, der dem Dichter die Erreichung seiner Absicht verkürzt und erleichtert? Ist es ein Gebrauch, der eigentlich keinen ernstlichen Nutzen hat, den man aber zu Ehren des ersten Erfinders beibehält? Oder was ist es?

Die wahre Ursache, warum der Fabulist die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet als die Menschen, setze ich in die allgemein bekannte Bestandheit der Charaktere. — Gesetzt auch, es wäre noch so leicht, in der Geschichte ein Exempel zu finden, in welchem sich diese oder jene moralische Wahrheit anschauend erkennen ließe; wird sie sich deswegen von jedem ohne Ausnahme darin erkennen lassen? auch von dem, der mit den Charakteren der dabei interessirten Personen nicht vertraut ist? Unmöglich! Und wie viele Personen sind wohl in der Geschichte so allgemein bekannt, daß man sie nur nennen dürfte, um sogleich bei einem jeden den Begriff von der ihnen zukommenden Denkungsart und andern Eigenschaften zu erwecken? Die umständliche Charakterisirung daher zu vermeiden, bei welcher es doch noch immer zweifelhaft ist, ob sie bei allen die nämlichen Ideen hervorbringt, war man gezwungen, sich lieber in die kleine Sphäre derjenigen Wesen einzuschränken, von denen man es zuverlässig weiß, daß auch bei den Unwissendsten ihren Benennungen diese und keine andere Idee entspricht. Und weil von diesen Wesen die Wenigsten ihrer Natur nach geschickt waren, die Rollen freier Wesen über sich zu nehmen, so erweiterte man lieber die Schranken ihrer Natur, und machte sie unter gewissen wahrscheinlichen Voraussetzungen dazu geschickt.

Man hört: Britannikus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören, Was war dieser? wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber man hört: der Wolf und das Lamm: sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das Eine zu dem Andern verhält. Diese Wörter, welche stracks ihre gewissen Bilder in uns erwecken, befördern die anschauende Erkenntniß, die durch jene Namen, bei welchen auch die, denen sie nicht unbekannt sind, gewiß nicht alle vollkommen eben dasselbe denken, verhindert wird. Wenn daher der Fabulist keine vernünftige Individua auftreiben kann, die sich durch ihre bloße Benennunge in unserer Einbildungskraft schildern, so ist es ihm erlaubt, und er hat Fug und Recht, dergleichen unter den Thieren oder unter noch geringeren Geschöpfen zu suchen.

Je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltener kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor. Dieses ist denn auch die Ursache, warum sie der Fabulist so selten

in dem Pflanzenreiche, noch seltener in dem Steinreiche, und am allerseltensten vielleicht unter den Werken der Kunst finden läßt. Denn daß es deswegen geschehen sollte, weil es stufenweise immer unwahrscheinlicher werde, daß diese geringern Werke der Natur und Kunst empfinden, denken und sprechen könnten, will mir nicht ein.

Ich will es wagen, den Thieren und andern geringern Geschöpfen in der Fabel noch einen Nutzen zuzuschreiben, auf welchen ich vielleicht durch Schlüsse nie gekommen wäre, wenn mich nicht mein Gefühl darauf gebracht hätte. Die Fabel hat unsere klare und lebendige Erkenntniß eines moralischen Satzes zur Absicht. Nichts verdunkelt unsere Erkenntniß mehr als die Leidenschaften. Folglich muß der Fabulist die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden. Wie kann er aber anders z. E. die Erregung des Mitleids vermeiden, als wenn er die Gegenstände desselben unvollkommener macht, und anstatt der Menschen Thiere, oder noch geringere Geschöpfe annimmt?

---

51. Gott ist die reinste Liebe.

Gott ist die Liebe! aber wer von uns, welches von allen geschaffenen Wesen kann den Gedanken, den großen, herrlichen Gedanken, Gott ist die Liebe, ganz umfassen? Wessen Herz ist weit, ist rein und stark genug, um von dem erhabensten aller Gefühle, von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe ist, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demselben zu erliegen?

Wo soll ich anfangen — wo aufhören, um eine Wahrheit zu beweisen, die mehr Beweise hat, als Sterne am Himmel, und Sandkörner am Ufer des Meeres sind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückseligkeitsfähige Wesen im Himmel und auf Erden beweiset, und ewig beweisen wird? Gott ist die Liebe! er will allen seinen Geschöpfen wohl; will, daß sie alle glücklich seyen; freuet sich ihrer Glückseligkeit; befördert dieselbe unaufhörlich auf alle mögliche Art und Weise, und findet in der Beförderung derselben seine eigene höchste Glückseligkeit: das, o Mensch! das ruft dir die ganze Natur, und insbesondere deine eigene Natur, das ruft dir die ganze Religion zu.

Oeffne nur deine Augen, sieh' dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und sieh' ob du nicht allenthalben die deutlichsten Spu-

ren des Wohlwollens, der väterlichen Vorsorge und Liebe, die herrlichsten Veranstaltungen zur Glückseligkeit alles dessen, was ist und lebt, und insbesondere zu deiner Glückseligkeit findest. — Die Erde, die dich trägt; ihre schöne, reizende Gestalt, die dich erfreuet; die Luft, die du einathmest; die Speise, die dich nährt und stärket; das Getränk, das dich erquickt; das Kleid, das dich deckt; die Wohnung, die dich schützt; die Herrlichkeit der Wiesen, der Felder, der Berge, des Wassers, der Wälder, die sich zu jeder Jahreszeit in so verschiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Grases; der Wohlgeruch, und das künstliche Gewebe der Blume; der frohe Gesang des Vogels; die muntern, von Selbstgefühl und Freude zeugenden Bewegungen jedes Thieres, die mannigfaltigen, unerschöpflichen Kräfte, die in allen lebendigen und leblosen Geschöpfen liegen, und sich auf tausendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, stets wirksamer Hang, sich einander zu nähren, und mit einander zu vereinigen; ihre gegenseitige Abhängigkeit und Verbindung; die beständige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geschlechts; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter Menschen und Thieren; die unzähligen Arten der Lust und des Vergnügens, deren sie alle fähig sind, zu deren Befriedigung sie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die sie alle mehr oder weniger, so, oder anders genießen; das frohe Gewimmel so vieler, ihres Daseyns sich freuenden, empfindenden Wesen in der Luft und im Staube, auf den Hügeln und in den Thälern, am Blatte des niedrigsten Gesträuchs, und in dem Wipfel des erhabensten Baumes, die du an einem einzigen Frühlings- oder Sommertage, und in dem Umfange eines leicht zu übersehenden Gefildes erblicken, und hören und spüren kannst: was ruft dir dieses alles anders zu, als: Gott ist die Liebe; er schaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückseligkeit! — Und dann, o Mensch! die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, die deine Felder befruchtet und segnet; der Mond, der dich des Nachts mit seinem Scheine leitet; der Abend, der stets auf den Morgen, und der Morgen der stets auf den Abend folget; das zahllose Heer der Sterne, das deinen Geist mit sich emporhebt, fortreißt, bis zur Gottheit emporhebt, und ihn zuletzt in den entzückendsten Ahnungen, Hoffnungen, Aussichten, sich verlieren läßt: was sagt dir dieses alles anders, als: Gott ist die Liebe, und seine Liebe ist unerschöpflich reich; sie gehet so weit die Himmel reichen, sie umfasset alle Welten, und es giebt keine Art von

Freude, von Lust, von Glückseligkeit, die nicht in ihrem unermeßlichen Reiche genossen würde? —

Und wenn du nun deine Natur, die menschliche Natur insbesondere betrachtest: wie deutlich zeuget auch die davon, daß Gott die Liebe ist! — Dein Gesicht, dein Gehör, dein Geruch, dein Geschmack, dein Gefühl, welche künstliche Werkzeuge, welche wachsamen, stets geschäftigen Ausspäher und Mittheiler der mannigfaltigsten Lust, der angenehmsten Empfindungen sind die nicht! Kannst du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblicken? Kannst du dein Gehör gebrauchen, und nicht tausendsache Töne der Wahrheit, der Weisheit, der Menschlichkeit, der Freundschaft, der Freude, oder des Mitleids und des Trostes vernehmen? Kannst du je durch Speise und Trank für deine Erhaltung sorgen, ohne daß dein Geschmack und dein Geruch auf mancherlei Weise gereizt und befriedigt werde? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe, Arbeit und Erholung von der Arbeit, die Werke der Natur und der Kunst, Quellen des angenehmsten Gefühls? — Kannst du je eines deiner Glieder gebrauchen, ohne seine Biegsamkeit, seinen mannigfaltigen Nutzen, seine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannst, zu freuen? Und wer hat dich mit diesen sinnlichen Werkzeugen, mit diesen künstlichen Gliedmaßen begabt? Wer dieses Verhältniß zwischen ihnen und den äußeren Dingen festgesetzt? — Ist es nicht Gott? und muß der Gott, der deinen Leib so gebauet hat, nicht die Liebe seyn?

Und dein Geist, o Mensch! der dieses alles wahrnehmen, empfinden, genießen, sich darüber freuen; dein Geist, der denken, mit Bewußtseyn denken, seine Gedanken sammeln, mit einander vergleichen, verbinden, zu seinem künftigen Gebrauche aufbewahren, und in's Unendliche vermehren kann; dein Geist, der untersuchen, erforschen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare, von den Wirkungen auf die Ursache schließen, sich von den Geschöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfassen kann, dein Geist, der des Vergnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derselben fähig ist, der sich zur Hoffnung der Unsterblichkeit zu erheben, sich selbst in der stillsten Einsamkeit, in der tiefsten Nacht die reinsten, erhabensten Freuden zu schaffen weiß; der es fühlet, daß er zu noch höhern Freuden bestimmt ist: wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe ist, daß er dich zur Glückseligkeit geschaffen, und derselben in einem hohen Grade fähig gemacht hat?

Ja, Gott ist die Liebe! das bestätigt auch unsere moralische Natur. Wir dürfen nicht bloß dem Antriebe mechanischer Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderstehlichen Trieben handeln. Wir können uns selbst Absichten vorsetzen, sie verfolgen, erreichen, — können zwischen dem Guten und Bösen, dem Bessern und Schlechtern wählen, — nach deutlich erkannten Gründen und Einsichten handeln, — nach höherer Vollkommenheit streben, und derselben immer näher kommen. — Wir sind eines gesetzmäßigen Verhaltens, sind edler Gesinnungen, uneigennütziger, großmüthiger Thaten, und geistiger Vergnügungen fähig; wir können unsern Wirkungskreis immer erweitern, unsern Zustand verbessern, unsere Kräfte durch Uebung stärken und vermehren, unsere ganze Natur veredeln, und immer weiser, immer besser, Gott immer ähnlicher werden; wir können das Vergnügen des reinsten Wohlthuns mit ihm theilen. Könnte uns unser Verstand und unser Herz deutlicher sagen: Gott ist die Liebe?

Ja gewiß, er ist die Liebe; denn auch uns, seinen Geschöpfen und Kindern, hat er Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Gesinnung und Aeußerung der Liebe Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verletzung derselben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den stärksten Hang zur Geselligkeit, zum Umgange, zur innigsten Verbindung mit einander, den stärksten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, zum gegenseitigen Geben und Nehmen unserer Vergnügungen und Freuden in's Herz gelegt; hat jedem wahren Menschenfreunde alle seine Brüder ehrwürdig gemacht, und ihm gleichsam das Sigel der Gottheit aufgedrückt. Und so oft wir diesem Hange, diesen Neigungen, von Eigennutz und Leidenschaft verblendet, zuwiderhandeln; so versetzen wir uns dadurch in einen unnatürlichen, gewaltsamen, höchst unangenehmen Zustand; wir hören auf, zufrieden und glücklich zu seyn, und fühlen es, mehr oder weniger, daß wir dadurch den schönsten Zug des göttlichen Ebenbildes in uns verdunkeln, und unsern höhern Ursprung verleugnen. — So deutlich zeuget die ganze Natur, und insbesondere die Natur des Menschen davon, daß Gott die Liebe ist!

Und eben dies rufet uns auch die Religion zu! Gott ist die Liebe! das lehrt uns die Absicht, das lehrt uns der ganze Inhalt der Religion. — Oder, was hat sie wohl zur Absicht, die Religion? Soll sie uns Lasten auflegen, uns traurig, muthlos machen, und das Vergnügen verbieten, oder dasselbe verbittern, uns Furcht und Schrecken vor Gott einflößen, uns zu finstern, mürrischen, ungeselligen Menschen, oder zu Selbstpeinigern machen? Nein! gerade das Gegentheil von diesem allen. Sie soll

uns die unvermeidlichen Lasten des Lebens erleichtern; uns die Pfade besselben erhellen und ebenen, seine Bitterkeit versüßen; jedes unschuldige Vergnügen veredeln und vervielfältigen; uns vor Thorheit und Sünde, und dadurch vor den meisten und größten Uebeln bewahren; uns zur Weisheit und Tugend, und vermittelst derselben zum Genusse der reinsten Freuden führen; uns Hoffnung und Zuversicht zu Gott geben; uns Mäßigung und Zufriedenheit lehren; uns zu aufrichtigen und thätigen Menschenfreunden bilden, und uns selbst die Leiden dieses Lebens zur Wohlthat, und den Gedanken des Todes erfreulich machen! Das ist die Bestimmung der Religion! Das ist die liebevolle Absicht des Gottes, der sie uns gab.

Und wohin zielen alle ihre Lehren, alle ihre Vorschriften, alle ihre Verheißungen? Sollen sie nicht alle Leben und Freude und Glückseligkeit in uns und außer uns verbreiten? Kündigen sie nicht alle ihren Urheber als die Liebe selbst an? Oder ist der Gott nicht die Liebe, der sich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Menschen, bekannt macht; der uns versichert, daß er über alles wache, für alles sorge, alles regiere; daß er alle unsere Bedürfnisse, alle unsere Begierden, und Wünsche kenne; daß er nie fern von uns sey, unser nie vergesse, daß er mit seiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, und daß uns ohne seinen Willen nichts begegnen könne? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt, uns befielt, mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm zu nahen, unser ganzes Herz vor ihm auszuschütten, und von seiner väterlichen Vorsorge stets das Beste zu erwarten; der selbst seine verirrten Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurückrufet, ihnen ihre Fehler vergeben, und sie zur Glückseligkeit führen will, wenn sie nur ihren Sinn und ihr Leben ändern wollen? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns nichts verbietet, als was uns und unsern Brüdern schädlich ist; was sie und uns erniedrigen, schwächen, beunruhigen, höherer Vergnügungen, dauerhafterer Freuden berauben, und Schmerz und Elend über uns bringen würde? der uns nichts gebietet, als was an und für sich selbst gut ist, was uns und Andern Gesundheit und Leben, Stärke und Heiterkeit des Geistes, Ruhe des Herzens, Zufriedenheit und Freude gewährt, was unsere besondere und die allgemeine, unsere gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit befördern und befestigen kann? — Ist der Gott nicht die Liebe, der uns Beistand zur Erfüllung unserer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Trost im Leiden, Errettung im Tode, ewiges Leben, und immerwährende, stets zunehmende Glückseligkeit verspricht? — Und ist dies nicht

der Inhalt, die Absicht der ganzen Religion? Zeuget also nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe ist? — —

---

52. Rückblick auf die gefallenen Vaterlandsvertheidiger bei der Friedensfeier 1814.

An dem Ende eines furchtbaren Krieges, und bei der Feier des Friedens, der oft umsonst versucht, endlich durch die Eintracht der Fürsten, durch die Tapferkeit ihrer Heere und eine Reihe glücklicher Ereignisse, die wir dankbar der göttlichen Güte zurechnen, dem gequälten Europa geschenkt worden, geziemt es uns, in der Fülle unserer Freude, das Andenken der Tapfern zu feiern, die, indem sie den Tod in diesem heiligen Kriege fanden, die Bedingungen des Friedens mit ihrem Blute geschrieben haben. Mit der Erinnerung an diese trefflichen Mitbürger, die uns, den Nachgebliebenen, durch das Opfer ihres blühenden Lebens, des Lebens höchstes Gut, die Freiheit, erkauften, wollen wir die Freude dieser schönen Tage heiligen, und, indem wir die Gräber der Gefallenen mit den Kränzen unserer Dankbarkeit schmücken, den Forderungen eines gerührten Gemüthes Genüge leisten. Denn das sey ferne von uns, mit schlaffen Klagen die Verlornen zu betrauren, oder durch selbstsüchtige Wünsche die Feier dieser großen Zeit zu entweihen; und wenn schon die Natur ihrer Rechte nicht beraubt werden kann, so möge doch keine Mutter seyn, die nicht ihren gerechten Schmerz um den Geliebten, der nicht aus dem Kampfe an ihre Brust zurückkehrte, durch Thränen des Dankes für die Rettung des gemeinsamen Vaterlandes und der Freiheit mildere. Dann werden schöne Thaten würdig gefeiert, wenn jeder den hohen Sinn ihrer Urheber als ein ihm zukommendes Erbtheil mit ganzer Seele ergreift, und diesen, so viel an ihm liegt, durch ähnliche Thaten, oder, wenn es hierzu an Gelegenheit gebricht, durch Bewunderung und Lob auf die Nachwelt überträgt. Dieß ist auch unsere erste Pflicht und ein frommer Beruf. Denn wenn in der langen Ruhe des gemeinen Lebens der Mensch klein und gemein zu werden scheint, wenn er, in Bequemlichkeit und Wollust, Selbstsucht und Eigennutz versunken, selbst an seiner höhern Abkunft verzweifelt, so sendet Gott eine große und thatenreiche Zeit, die den göttlichen Funken erwecke in dem Herzen des Menschen, und ihn zu einer Flamme anfache, die dann als eine Feuersäule

der Tugend künftigen Geschlechtern leuchtet, ihnen den Weg durch die Wüsten des Lebens zeigt, den Zweifel zerstreut, und den Glauben an Gottes lebendigen Odem in des Menschen Brust tröstlich nährt. Ein solches Licht ist auch uns aus der Düsterheit unserer Zeit hervorgebrochen, und schwebt, wie der Verkünder eines neuen Menschenalters, wie ein Zeichen des Bundes zwischen Gott und den Menschen über dem Grauen der Sündfluth, um die Gräber der Edeln, welche mit unerschrockenem Muthe den Frevel des Uebermuths niederkämpften. Darum soll auch aus unserm Herzen ihr Andenken während dieser festlichen Tage nicht weichen, die sie nicht mit uns feiern, aber in froher Ahnung, als den Preis ihres Muthes, dämmern sahen. Auch ihr Loos war schön und beneidenswerth. In dem Getümmel der Schlacht sahen sie nicht das Gespenst des langsamen Todes, der das Krankenbett quälend umschleicht; sie überwanden seine Schrecken durch Kühnheit und edle Hoffnungen, indem sie auf den Ruhm und die Freiheit blickten, die ihnen aus goldenen Wolken nie verwelkende Kränze zu reichen schienen. So schritten sie auf dem Wege eines großen Berufs, als Retter und Rächer des Vaterlandes, durch die Pforten des Todes zu einem unvergänglichen Leben, dessen reinen Aether keine irdische Stürme trüben; und lehrten uns durch ihr Beispiel, Schande und Knechtschaft mehr als den Tod zu fürchten, kein Gut der Freiheit vorzuziehen, und dieses, durch den kostbaren Preis ihres Blutes erkaufte Gut durch Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Treue für ewige Zeiten zu sichern.

Indem wir uns also, dieser Lehren eingedenk, des geretteten Vaterlandes und der Gaben eines glorreichen und edlen Friedens erfreuen, und mit gerührtem Herzen um die vaterländische Eiche sammeln, die, mit dem Blute unserer Freunde und Mitbürger begossen, ihre Arme kräftiger als je zum Himmel erhebt, feiern wir das Andenken der Todten auf eine würdige Weise, und wie es deutschen Männern geziemt.

---

35. Joh. Müller an Gleim.

Göttingen, den 25. August 1771.

Edelster und vortrefflichster Freund! Seit Jahren habe ich Ihre Lieder gelesen, und den Sänger geliebt. Aber die Empfindungen, mit welchen ich nun sie lese, und an Gleim denke, seitdem ich ihn umarmt habe, sind weit von den vorigen unterschieden,

sind nicht dieselbigen, die ich fühle, wenn ich meinen Horaz, meinen Anakreon lese und liebe. Verehrungswürdiger Dichter der Zärtlichkeit und der Freundschaft, Ihre Freundschaftsversicherungen — haben Ihnen diesen Brief zugezogen, haben gemacht, daß ich, gegen alle angenommenen Regeln, Sie sogar meinen Freund zu nennen wage. Ich habe mich gegen jede Bedenklichkeit, die ich mir hätte machen können, abgehärtet, und mir vorgenommen, nicht zu ruhn, bis Gleim und Jacobi die Dankbarkeit eines Jünglings vernehmen, in dem durch Sie so viele Gefühle sanfter Tugend und menschenfreundlicher Gesinnungen geweckt worden sind, und der so mit denselben familiarisirt worden ist, daß er mit Zuversicht hoffen darf, ihnen nicht nachzustehen. Nicht wahr, meine Dreistigkeit läßt sich entschuldigen? bei Ihnen wenigstens, theurer Freund! Ihr Herz spricht für mich, und ich appellire, vom Richterstuhle der Mode und affectirter Höflichkeit, an Ihr Herz.

Womit kann ich in meinem Leben Ihnen dienen?

In einem Briefe, der verloren seyn muß, beschwor ich einst Jacobi bei allen Grazien, mir dies zu sagen. Erfahre ich's nicht, so kann ich Ihre Freundschaft unmöglich verdienen, und es wäre mir unausstehlich, mit einem der edelsten Charaktere nicht Freundschaft zu halten.

Einen guten ehrlichen Mann nach altem Schrot und Korne — den schätze ich, nenne ihn auch wohl Freund; aber zum vertrauten Freund macht das allein nicht. Soll er es werden, so muß er Einsicht und Größe des Geistes besitzen, durch die er sich vom vornehmen und geringen Pöbel scheidet. Wie elend ist das Leben, ohne einen Theilnehmer der Geheimnisse des Herzens. Mir ist Freundschaft das Gewürz der Freuden, die einzige Medicin meines Schmerzes bei verdrüßlichen Tagen.

Sollte Gleim mich lieben, — das würde mich beruhigen; dann sublimi feriam sidera vertice! Dann dächte ich an Sie, wenn mich ein Ketzermacher schreckt, und lachte!

Ich schreibe die Geschichte Helvetiens zur englischen Welthistorie. In wenigen Wochen kömmt ein kleines lateinisches Buch heraus von einem Verfasser, der ganz Ihr eigener ist.

Lieben Sie mich, wie ich Sie liebe.

---

54. Gleim an Johannes Müller.

Halberstadt, den 13. September 1771.

Allen meinen Freunden, mein lieber Müller, sah' ich's gleich beim Erstenmale an den Augen an, daß sie meine Freunde wer-

den würden; keinem so im ersten Augenblicke, wie meinem Müller. Ja, mein Lieber, Sie sind mein! Obgleich mein Herz von einer traurigen Erfahrung in der Geschichte meiner Freundschaft noch ganz frisch, und bis zur entschlossensten Misantropie verwundet ist, so kann ich dennoch sagen: Sie sind mein! und dies beweiset, daß ich mit dem Blick in Ihr Herz, den ich that, als ich Sie sah, darin den warmen, unveränderlichen Freund von Weisheit und Tugend, mehr als in den Herzen aller meiner Freunde sah; denn jene liebt' ich vor der traurigen Erfahrung, die meinem Herzen die Empfänglichkeit der Menschenliebe guten Theils entriß; vernichtete würde ich sagen, wenn ich's beim Lesen Ihrer Briefe, mein Lieber, nicht im Herzen warm empfunden hätte, daß ich noch lieben kann. — Und Sie, mein Freund, sind mit dem Anerbieten Ihrer Freundschaft meinem verwundeten Herzen höchst willkommen. Wenn's durch Sie geheilet würde, dann mein Freund, wie glücklich wäre ich! Auf Ihre so zärtliche Frage: Womit kann ich in meinem Leben Ihnen dienen? würde ich am liebsten antworten: mit diesem Dienst!

Sie, mein jüngster, und schon so sehr geliebter Freund! Sie, der in zweien Umarmungen, und in Einem Briefe so viel Sympathie meinem Herzen verrieth, wollen nns verlassen? Warum veränderten Sie den Vorsatz, eine Reise nach Berlin vorher noch vorzunehmen?

Sulzer und verschiedene Helvetier, welche die unschätzbare Freiheit zu denken nach Berlin in einen monarchischen Staat verpflanzt hat, wenn sie meinen Müller kennen lernten, könnten ihn nicht von sich lassen. Dann schon könnten Sie es nicht, wenn Sie nichts von ihm als seinen Brief an mich gelesen hätten. Welch einen edlen männlichen Charakter, wenn sie's verstehen aus den Klauen den Löwen zu erkennen, würden sie darin gemalt finden.

Das kleine lateinische Buch, das in etlichen Wochen herauskommen soll, von wem es ist? dem Kennzeichen nach, das Sie mir geben, von Ihnen, oder von Bürger; denn auch diesem sah' ich ins Herz, und mußte ihn lieben.

Mehr für dießmal nicht. Ich möchte die heutige Post um alles nicht versäumen. Meinem lieben Müller muß ich auch auf seine Frage: „Sollte Gleim mich lieben?" so bald es möglich ist sagen: daß ich ihn liebe.

Noch zwei Worte:

Wenn Sie's wagen wollten, auf Geradewohl die Reise nach Berlin vorzunehmen, so dächte ich, Sie müßten Ihre Versorgung finden, oder die zu Berlin und Potsdam befindlichen Schweizer müßten seit etwa einem halben Jahre sämmtlich Atheisten ge-

worden seyn. Denn ungefähr vor einem halben Jahre war ich zu Berlin, und damals lasen sie das Système de la nature, das, wie ich höre, jeden Leser zum Atheisten machen soll.

Mit allen meinen guten Wünschen begleite ich Sie, bis in Ihr Vaterland, mit noch bessern Wünschen in das meinige.

---

55. Heinse an Gleim.

Im Thüringer Walde, den 7. Aug. 1772.

In Koburg schrieb ich Ihnen während meiner Reise nach meiner Heimath: hier wollte ich Ihnen alles in Ruhe schreiben; aber leider bin ich hier in einer größeren Verwirrung, als ich auf meiser Reise war.

Eine Viertelstunde Wegs von Langenwiesen, meinem Geburtsorte, erfuhr ich erst, daß das, was der vorjährige Brand davon übrig gelassen hatte, von einem neuen vor einigen Tagen vollends verzehrt worden sey. Das Haus meines Vaters mit allem, was darinnen war, sammt den schönen Bäumen in seinem Garten, das Haus meiner Schwester, eines gutherzigen Mädchens, und noch einige meiner Verwandten, sind gänzlich von der Flamme verzehret worden. Das Feuer brach um Mitternacht los, wo Jedermann im ersten Schlafe begraben lag, und es brannte schon überall, ehe man es gewahr wurde. Nichts hat mein Vater gerettet als sein Klavier und einige von seinen liebsten Büchern. Alles ist über diesen Verlust untröstlich, außer mein Vater bedarf keines Trostes, einer von den besten Menschen, die ich kenne; immer ruft er den abgebrannten Erdenkindern zu: Kummer im Herzen ist schlimmer, als abgebrannte Häuser der Welt! und melius est pati, quicquid corrigere est nefas; und nur noch der Verlust von seinen Bäumen ist ihm empfindlich, die er alle mit eigener Hand gepflanzt hatte.

Die Paar Wohnungen, welche noch übrig geblieben, sind so voll von bekümmerten Leuten, daß ich auf dem obersten Boden schlafen muß, weil ich einsam, ohne Seufzer zu hören, schlafen will: so, daß Herr Diogenes in seinem Fasse ein Vice-Sultan gegen mich vorstellen könnte; und wenn ich was schreiben will, so geh' ich in den Wald. Eben sitz' ich hier unter einer großen Eiche auf dem Moose und schreibe Ihnen dieses.

An Allem ist in dieser Gegend Mangel, und ich habe die zwei Pistolen, welche ich mir von Ihrem Opfer erspart hatte, von meinem erschütterten Herzen beinahe gänzlich herauslocken lassen.

Alle meine Landsleute essen mit den Hirschen und Rehen, ihren Vettern, Basen und Blutsverwandten, das Kraut auf dem Felde; und vielen davon ist das angeboren Recht der Selbsterhaltung so sehr verwehrt, daß sie sich es stehlen müssen.

Wie mein lieber Vater Ihre vortrefflichen Gedichte für das Volk las, so rief er mit Thränen in den Augen: „Glückliches Land, das einen solchen König hat!“— und bei dem Liede des Gärtners: „Mit welcher Freude wollte ich das singen, wenn Friedrich unser Vater wäre! nun aber kann ich leider meine Bäume nicht mehr mit Lust grünen, wachsen, blühen und Früchte tragen sehen, und die Grasmücken darauf zwitschern hören!“ Die Thränen quollen mir in die Augen, als er das sagte. —

Unmöglich kann ich lange in dieser Gegend bleiben: der Schmerz über das Elend meiner Nebenmenschen, wird mir täglich unausstehlicher, da ich ihnen mit nichts als Trost und Rath helfen kann. Alles ist in Verzweiflung!

Wenn ich Neigung hätte ein kleiner Theseus zu werden, so dürfte ich mich nur an die Spitze einer Colonie von tausend Jünglingen und Männern stellen und sie nach Ungarn führen, wo wir willkommen seyn, und von Joseph Land und Wohnung bekommen würden. Die mehrsten darunter verstehen die Musik, und können auf ein Haar mit ihrem Schießgewehr treffen. Beinahe glaube ich auch, daß ich ihnen eine bessere Religion und ein feineres Gefühl ins Herz lehren wollte. Sie folgten mir bis ans schwarze Meer, wenn ich ihr Anführer zu werden mich entschlöße.

Sie fangen an, bei den entsetzlichsten Drangsalen, das Recht der Menschheit zu fühlen. Ich brauchte kein Orpheus zu seyn, um den ganzen Thüringer Wald nach mir zu ziehen.

Ich gehe ihnen mit Rath und That an die Hand, so sehr ich kann. Jetzt fällen sie Holz, um sich einige Hütten auf den Winter, und Ställe für ihr Vieh zu bauen; am Feuerabende setze ich mich dann zu ihnen, und erzähle allerlei Geschichtchen aus der alten und neuen Welt, und dann müssen sie ihre Geigen und Flöten holen, uad sich die Grillen und den — Hunger verspielen. Die geschicktesten unter ihnen werden uns aber nächstens verlassen, und sich auf den Weg in audere glücklichere Welttheile machen. — Die Regierung vom Thüringer Walde beschäftigt sich nur damit, dessen Wildpret zu erlegen, und alte und neue Abgaben von den armen brodlosen Einwohnern zu erpressen. Die armen Teufel merken jetzt erst den Nutzen, daß ihre Urväter sich in Gesellschaft begeben haben.

Meine alte Eiche ruft mir die Freiheit meiner Vorfahren der alten wilden Teutonen in die Seele, und mein Gleim Tyrtäus die Freiheit der alten Griechen.

Beinahe möcht ich nach dem Socrates und Cicero eine gewisse Ahnung oder eine vim divinatricem der Seele glauben, denn ich habe mich immer, ohne hinlängliche Ursachen, in Erlangen dawider gesetzt, wenn ich nach meiner Heimath gehen sollte, und wider Willen habe ich es gethan, ob ich gleich kein Wörtchen von dem Elende wußte, das ich nun mit vielen Schmerzen betrachten muß. Es ist ein lehrreicher Anblick für einen Weisen; aber er thut Geist und Herz wehe, und macht das rosenfarbigste Blut etwas schwärzlich.

Wenn ich nicht die Hoffnung hätte, auch einst im Glücke herum zu wandeln und Ihnen erfreulicher zu schreiben, so würd' ich jetzt nichts, — wenigstens von Thüringen nichts geschrieben haben.

---

56. Gleim an Heinse.

Halberstadt, den 20. August 1772.

Da bekomme ich in diesem Augenblick Ihren klagevollen Brief, nehme den zärtlichsten Antheil an Ihrer und Ihres Vaters Bekümmerniß, und wünschte Kaiser Joseph zu seyn, oder Schach Baham, bloß um Ihnen Glück, und Ihrem Vater Haus und Garten, wieder geben zu können. Bei Ihrer Beschreibung des dortigen Elends müßte dem blutgierigsten Tyrannen das Herz weich werden.

Mein lieber Heinse, lassen Sie mich doch geschwind einen kleinen Beweis geben, daß Ihrem Gleim beim Lesen derselben eine Thräne ins Auge getreten ist, — und zwar bei der Stelle des Briefes, in welcher Sie den Verlust erzählen, den Ihr Vater an seinen selbstgepflanzten Bäumen durch den Brand erlitten hat. Ich sende Ihnen eine Kleinigkeit zum Ankauf junger Bäume, diesen Herbst sogleich wieder zu pflanzen, Ihrem guten Vater! Ausdrücklich unter dieser Bedingung, daß Sie's keinem Menschen, folglich auch Ihrem Vater nicht sagen, von welcher Hand sie gekommen sind, send' ich sie. Dann, mein lieber Herr Heinse, denn ich muß mich aufs kürzeste fassen, dann, wenn Sie die Sache wegen Ankauf junger Bäume besorgt haben, dann dächt' ich, sie machten sich sogleich auf den Weg nach Halberstadt. In Blankenburg bleiben Sie und geben mir Nachricht von Ihrem Dortseyn. Die Ursach? — Ein hiesiger Edelmann, der einen einzigen Sohn von sechs bis sieben Jahren, und den guten Vorsatz hat, ihm die beste Erzie-

hung zu geben, ein sehr vernünftiger, edeldenkender Mann, der den Hofmeister seines Kindes auf den Fuß eines Freundes bei sich haben will, solch ein Mann hat mich ersucht, einen Lehrer seines einzigen Sohnes ihm vorzuschlagen: ich habe ihm von meinem Wilhelm Heinse die besten Begriffe beigebracht, ohne jedoch ihm seinen Namen zu nennen, und unsere Meinung wurde, nach einem darüber gehaltenen langen Gespräch, daß wir Sie sehen müßten.

Die Verschweigung Ihres Namens hat seinen guten Grund: würden wir nicht eins, so soll er nicht wissen, was für ein würdiger junger Mann seinen Betfall nicht gehabt hat. Wollten Sie auch unter fremdem Namen lieber gerade hierher kommen, so hätte ich auch nichts dawider.

---

57. Johann Georg Jacobi an Gleim.

Könnern, den 17. Jan. 1768.

Ganz gewiß, liebster Freund, hat der alte grämliche Mann*), den ich in einem Briefchen Ihnen so possierlich abmalte, sich an mir rächen wollen. Heute sah ich, daß man im Zimmer ohne Gefahr mit ihm scherzen kann; aber daß nicht überall die dichterische Laune wider ihn schützt. Auf öden Feldern, wo kein Bäumchen, kein Gräschen zu sehen ist, da vergißt man allen kleinen Spott, und besäng ihn gern in stolzen Hexametern, wenn er sich nur versöhnen ließe. Hätt' er bloß seinen unförmlichen Bart geschüttelt, und meinen Wagen vollgeschneit, dann wär' er immer von mir ausgelacht worden; allein den dicken melancholischen Nebel, worein er uns hüllte, konnt' ich nicht ertragen. Mit alle dem hörte ich nicht völlig auf, Dichter zu seyn. Horaz wollte in Gegenden, die ein ewiger Winter drückt, seine sanft-lächelnde Lalage noch lieben; und mir folgte durch die traurigsten Winterscenen das Bild meines Freundes. O wie reizend, wie liebenswürdig! Tausend schöne Erinnerungen umgaben es. Tausend Proben der zärtlichsten Liebe, die er seinem Jacobi gab, waren mit ihm mir gegenwärtig. Warum kann ich der ganzen Welt nicht erzählen, was mein Gleim für mich that? Ohne Zweifel würden die Unempfindlichen zu den Altären der Freundschaft zurückgeführt. In den stillen Hainen dieser Göttinn würden sie, wie ich, Gold und Ehre vergessen lernen. Zehntausendmal umarm' ich Sie, bester Freund, für jeden Tag, den Sie mir in Halberstadt verschönerten. Meinen

---

*) Der Winter.

Dank Ihnen sagen kann ich nicht, denn was sind Worte für ein Herz voll Empfindung?

Auf eine andere Art noch war ich Dichter. Zwischen Aschersleben und Schackstädt verlor mein Kutscher den Weg; ich merkt' es, und schlief ein, um mir keine vergebliche Sorge zu machen. Aus der Welt kann er mich nicht fahren, dacht' ich, und endlich werden wir doch wieder zu Menschen kommen, wenn es gleich nicht die Schackstädter sind.

Als wir über die gefrorne Saale fuhren, glaubte ich am Eingange der Höhle des Winters zu seyn. Auf beiden Seiten waren, zur Bezeichnung des Weges, große Eisstücke wie Grenzsteine aufgerichtet, und der Anblick war ganz poetisch. Ohne den fatalen Nebel, hätt' ich gewiß kleine Liebesgötter mit großen Muffen auf Schlittschuhen laufen, oder sonst etwas artiges gesehen; allein auf dem ganzen Wege war es gar nicht möglich auf ein Liedchen für meinen Gleim zu denken. Jetzt ist es schon sehr spät. Ich war so kalt und so müde, daß ich nicht gleich nach dem Abendessen schreiben konnte, und doch darf der Kutscher ohne Briefchen nicht fortreisen.

Leben Sie wohl, mein allerbester Freund! Sagen Sie allen Freunden viel Schönes in meinem Namen. Bin ich erst in Halle, dann schreib ich Ihnen ein besseres Briefchen. Dieses ist einem Reisenden immer zu verzeihen. Ewig bin ich ꝛc.

---

58. Gleim an Joh. Georg Jacobi.

Halberstadt, den 22. Jan. 1768.

Gestern Abend, liebster Freund, hatten wir in meinem kleinen grünen Zimmer einen rührenden Auftritt. Herr Rittmeister von Stille, Sohn des Generals, der in meinem Bilderkabinet sich eine Stelle durch sein Herz erwarb, war eben bei mir. Ein Student, der von Leipzig kam, ließ sich melden. Ich dacht', es wäre wieder einer wie der, welcher so viel schöne Sachen von mir, mir selbst erzählte, nicht wissend, daß ich es selber sey; seine bescheidene sanfte Miene verrieth uns aber gleich den artigsten jungen Menschen von zwanzig Jahren! Mit Klagen über sein schweres Gehör und abnehmendes Gesicht, fing er zu reden an. Alle Bäder und Brunnen hatt' er schon gebraucht. Die Liebe zu den Musen trieb ihn nach Leipzig, unsern Gellert wollt' er hören; aber weder er mit seiner hellen, noch unser Clodius mit seiner tönenden Stimme gaben ihm Weisheit zu hören. Unersättigt reist'

er mit Betrübniß wieder ab, und war nun auf dem Wege nach Lemgo, wohin er zu Hause gehöret. Jedes Wort aus seinem Munde begleiteten Seufzer über sein Unglück. Gellert, sagt' er, hat mich auf die Ewigkeit vertröstet, Aug' und Ohren werden dort nicht Fleisch und Knochen seyn! Mit einer Stimme sagt' er es, mein liebster Freund, die sanfter und rührender war, als ihre Leier einst ertönet, wenn sie ihren Gleim beweinen wird! Ich führt' ihn in meinen kleinen Tempel der Tugend und des Genies! Ganz entzücket sah er alle aufgestellte Bilder. Am längsten verweilte sein bewaffnetes Auge bei Klopstock! Alle kleine Anekdoten wußt' er von ihm, seine Reisen, seine Freundschaft, alles wußt' er von ihm! Rothschilds Gräber waren nicht so traurig als seine Klagen über Klopstocks Zaudern mit der Messiade! Fünf Gesänge hat er lange schon versprochen. Werden wir sie denn nicht bald bekommen? Daß er so lange warten läßt, was ist es wohl? Unvermögen, sagt' ich, ist es nicht! Er müßte nur erfahren, welche Menge seiner Freunde sich, die Himmelfahrt zu sehn, um ihn versammelt hat, dann würd' er seine Könige verlassen, und den Freunden singen! Die Großen des dänischen Hofes nehmen ohne Zweifel seiner Muse viel Zeit und viel Begeisterung! Auf ein anderes Bildniß sah er nun.

Unsern Homer kennen sie vortrefflich, sagt' ich zu dem armen Musensohn, aber unsern Gresset kennen sie gewiß noch nicht! Haben wir einen? Einen Chapelle haben wir, Gerstenberg ist es; von einem Gresset weiß ich nichts! Das ist er, sagt' ich, und wies ihm meinen Jacobi. Seine Fragen wurden munterer und verriethen große Wißbegierde. Nächstens, sagt' ich, send' ich Ihnen was von ihm. Mit der liebenswürdigsten Bescheidenheit verbat er diese große Ehre! Sagen Sie, mein liebster Freund, verdient er nicht die große Ehre? Nun empfal er sich! Nach einer halben Stunde war er wieder da: nehmen Sie es doch nicht übel, daß ich wieder komme, Sie nur einmal noch zu sehen, denn in meinem ganzen Leben möcht' ich nicht so glücklich wieder seyn; ich entferne mich zu weit, und mein Gesicht wird immer dunkeler.

Im Innersten gerühret, liebster Freund,
Enthielt ich mich der Thränen nicht;
Ihr Götter sehet, wie er weint,
Eröffnet sein Gehör, und stärket sein Gesicht!

Wollen Sie wissen, wie er heißet, dieser edle Jüngling, der Sohn einer ihn zärtlich liebenden Mutter, den ich, wegen seines guten Herzens, das in jeder Silbe sich verrieth, so gern bei mir behalten hätte? Benzler heißt er, und ich bin ꝛc.

59. Wieland an Gleim.

Biberach, den 4. Hornung 1768.

Der Gedanke, daß die besten Geister unserer Nation, daß ein Gleim, ein Uz, ein Lessing, ein Moses Mendelssohn mich lieben, meine Freunde seyn würden, wenn ich das Glück hätte, Ihnen genauer und persönlich bekannt zu seyn, dieser vielleicht allzuschmeichelhafte Gedanke ist seit vielen Jahren eine Art von Bezauberungsmittel gegen den Unmuth gewesen, dessen ich mich in dieser gänzlichen Verbannung von den Musen und der Freundschaft, worin ich zu leben verurtheilt bin, nicht allezeit erwehren kann. Tausendmal wünsche ich, die traurige Entbehrung des persönlichen Umgangs durch einen Briefwechsel ersetzen zu können, dem ich meinen Umständen nach zwar nur Augenblicke, aber doch die kostbarsten und angenehmsten meines Lebens, hätte widmen können; allein eine gewisse vielleicht unartige Schüchternheit, die Besorgniß beschwerlich zu seyn, und oft, ich gestehe es, auch die muthlose Indolenz, die sich wider Willen meiner zu bemächtigen pflegt, hielten mich allemal zurück, so oft ich die Feder ansetzen wollte. Ich würde also vermuthlich einer von denen gewesen seyn, von welchen Sie, mein theuerster Herr, auf's lebhafteste bewundert und aufs zärtlichste geliebt werden, ohne daß Sie jemals etwas davon erfahren hätten, wenn mich nicht ein neuer Freund, den mir die Musen unverhofft zugeführt haben, der liebenswürdige Verfasser der Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, aufgemuntert hätte, Ihnen zu sagen, was ich seit dem ersten Frühling meines Lebens für Sie empfunden habe: Empfindungen, welche seither immer in dem Maße zugenommen haben, wie ich fähiger worden bin, den Werth der Menschen und der Produkte ihres Geistes und Herzens besser zu schätzen, und welche seit einiger Zeit auf den höchsten Grad gestiegen sind, seitdem ich Sie, mein Herr, und einige Wenige, welche mit Ihnen die Zierde und das Vergnügen unserer Nation sind, als die übrig gebliebenen Zeitgenossen meines so sehr geliebten Hagedorns, als die Einzigen, welche man lesen kann und zu lesen wünscht, und als die Einzigen, für welche ein ehrlicher Mann von gesundem Hirn zu schreiben Muth haben kann, ansehe. — Was für eine Periode des Geschmacks und der Literatur haben wir erlebt! Und was werden wir erleben! Was für ein Dämon hat unsre jungen deutschen Witzlinge angehaucht? — Certe furunt. — Ich gestehe Ihnen, daß mich ein Grauen überfällt, wenn ich mir vorstelle, was daraus werden mag, wenn dieser Geist der sinnlosesten Schwärmerei

noch lange dauern sollte, der das Ansehn hat, unsere jungen Kunstrichter und Dichter in lauter Zauberer, Bacchanten, Barden, und Skalden zu verwandeln. — Doch, ich habe Unrecht, es ist Hoffnung, daß wir viel dabei zu lachen bekommen; und so gewinnen wir doch immer was. Herr Riedel macht mir Hoffnung, daß Sie, mein Herr, meine Zuschrift gütig aufnehmen werden, und erbietet sich zum Unterhändler und Besteller unserer Briefe, falls Sie mich mit etlichen Zeilen beehren, und mir erlauben sollten, ihm zuweilen ein kleines Briefchen an Sie einzuschließen. Leben Sie wohl und glücklich, liebenswürdiger Liebling der Musen und Grazien! und möchten Ihnen die lebhaften Gesinnungen der zärtlichsten Hochachtung nicht ganz gleichgültig seyn, womit ich vom Herzen bin. ꝛc.

---

60. Wieland an Gleim.

Weimar, den 31. März 1775.

Liebster Gleim, es waltet zwischen den Königen und den Weisen, die zu Fuß gehen und alles Ihrige bei sich tragen, oder auch den Weisen, die sich in einem alten Rumpelkasten von vier mageren Kleppern ziehen lassen, und nur eine Frau, ein Kind, einen Freund und einen gentilhomme servant bei sich führen, ein kleiner Unterschied vor, den Ew. Liebden nicht in Erwägung zogen, als Sie mich durch das Beispiel des großen Königs piquiren wollten, den Tag meiner Abreise zu Ihnen festzusetzen. Die Könige hangen von Niemand ab, und können alles, was sie wollen. Wir aber nicht also.

Indessen weil Sie, mein Bester, so sehr darauf bestehen, daß ich dießmal, quoad hoc possum, König seyn soll, so sey denn hiermit, in aller guter Geister Namen, der vierte Mai zum Tage meiner Abreise von Weimar festgesetzt, mit der Erklärung, daß mich nichts als Krankheit oder Tod, — oder eine unverhoffte plötzliche Abführung auf die Wartburg, — daran verhindern soll. — Hingegen liebster Gleim, können wir, i. e. ich, meine Frau und Bertuch, der mit uns geht, uns unmöglich entschließen, Ihrem Rath zufolge, bei Ihren resp. Freunden Gottschalk in Sondershausen und Friederici in Blankenburg zu logieren; und wir bitten Sie recht inständig, was wir bitten können, hiervon abzustehen, und nicht ungehalten auf uns zu werden, daß wir ohne äußerste Repugnanz Leibes und der Seelen nicht daran denken können, vor Häuser hinzufahren, wo wir keine Seele kennen.

Lassen Sie uns also immer incognito reisen, wir wollen uns unterwegens behelfen so gut wir können, und die Hauptsache ist, so bald als möglich bei Ihnen zu seyn.

Das Beste wäre, wenn ich den Merkur auch meinem theuersten Gleim, und durch meinen Gleim den Merkur dem Publikum interessant machen könnte: — das Wort dießmal im Doppelsinne genommen! Aber wenn ich nicht Wege finde, mehr Absatz zu bekommen, so kommen wirklich kaum die Unkosten bei'm Merkur heraus. Die Deutschen sind entsetzlich kalte Seelen. In einer Stadt, wie Berlin, — wo der Merkur in jedem guten Hause seyn sollte, — nicht zwanzig Abonnenten.

Wir umarmen unsern Vater und Seelenbruder Gleim, und unsere liebe Tante Gleminde mit einer Liebe, die nur Sie und wir verdienen, und wir und Sie lieben können. Wie sind wir schon im Voraus glücklich! Der ganze April wird was ganz anders dadurch, als er sonst gewesen wäre. Und hiermit, liebster Freund, Gott befohlen von Eurem W.

---

61. Wieland an Herder.

Osmannstädt, den 19. October 1797.

Eine Empfehlung ist der andern werth. Sie haben mir neulich mit einem Briefchen von Ihrer eignen Hand, das mir herzliche Freude machte, einen wackern Dänen zugesandt: jetzt schicke ich Ihnen dafür einen jungen, treuherzigen, offenen, lehr- und wißbegierigen jungen Schwaben zu, der seine Empfehlung im Gesichte trägt, und (wenn mich nicht alles trügt) von Sokrates selbst würde wohl aufgenommen worden seyn. Ich hoffe daher, er werde sich Ihnen selbst besser empfehlen, als ich oder der ehrliche Apotheker Zorn in Kempten, dessen Brief an mich ich beilege, damit Sie von dem jungen Manne vorläufig einige Kenntniß daraus erhalten.

Das große Anliegen, wozu mein ehrlicher Schwabe Ihrer Unterstützung bedarf, ist, ein Platz am Freitisch in Jena. D. Paulus schickte ihn bloß deßwegen mir zu, damit ich ihm zu diesem Ende Ihre Verwendung erbitten sollte. Sie sehen, bester Herder, die Leute glauben, ich vermöge mehr bei Ihnen, als meine angeborne Bescheidenheit mir erlauben will zu glauben. Es bedarf aber auch, denke ich, zum Vortheil des jungen Lochers nichts, als daß ihm der Weg zu Ihnen geöffnet werde, und bloß dazu soll ihm dieses Blatt dienen. Leben Sie wohl, Theurer, Bester —

Einziger, dessen persönliche Gegenwart ich in meiner glücklichen Abgeschiedenheit von der W. großen und kleinen Welt täglich vermisse.

---

62. Chr. Car. Lucius an Professor Gellert.

Hochgeehrtester Herr Professor!

Ich soll nur ohne Kummer meinen Briefwechsel mit Ihnen fortsetzen? Und Sie wollen wirklich so gütig seyn, und es mir erlauben, ob ich gleich nicht die Ehre habe, Ihnen persönlich bekannt zu seyn? — „Das habe ich nicht gedacht," muß ich, wie der König von Preußen sprechen. Allein wenn ichs schon nicht gedacht habe, so weiß ich mich doch gleich darein zu schicken, und mache mir diese Erlaubniß mit aller Zuversicht zu Nutze. Sie haben sie mir einmal gegeben: daran will ich mich halten, bis Sie sie wieder zurücknehmen, und das werden Sie doch wohl nicht thun? — Nein, das thun Sie nicht; Sie sind viel zu gutherzig, viel zu menschenfreundlich dazu. Mein langer Brief, und daß ich gern an Sie schreibe, ist Ihnen angenehm, wie Sie sagen? Auch dieß hätte ich kaum geglaubt, und doch muß es so seyn; denn rechtschaffene Leute überhaupt haben ja niemals Ursache anders zu reden, als sie denken, wie viel weniger Sie! Da ich schrieb, schmeichelte ich mir gar nicht mit der Hoffnung, eine Antwort zu erhalten; noch weniger unterstand ich mich, nur einen Augenblick die Absicht zu hegen, Sie dadurch in einen Briefwechsel mit mir zu ziehen. Ich gedachte, so zu sagen, bloß von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber hernach sah ichs wohl ein, daß ich selbst nicht recht gewußt, was ich wollte; denn ich war immer so unruhig, weil ich nichts davon erfuhr, wie mein Brief von Ihnen war aufgenommen worden, und ich warf eine solche Feindschaft darauf, daß ichs gar nicht mehr leiden wollte, wenn meine Schwester davon redte, und im Herzen, glaube ich, war ich gar böse, daß meine Eltern mir erlaubt hatten, ihn fortzuschicken. War das nicht wunderlich von mir? — Sehen Sie, mein lieber Herr Professor, ich erzähle Ihnen das alles, damit Sie von der Freude urtheilen können, die mir Ihr schöner Brief gemacht, und die Sie mir durch alle diejenigen verursachen werden, die Ihnen dann und wann an mich zu schreiben belieben wird. Drei Zeilen von Ihnen können mich auf eine lange Zeit vergnügt machen, und ich habe nunmehr so viel Vertrauen zu Ihnen, daß ich, wenn Sie auch nicht an mich schreiben, dennoch

nicht einen Augenblick an Ihrer Gütigkeit zweifeln will. Da will ich mich unterdessen mit den Gedanken von Ihnen beschäftigen und dasjenige lesen, was Sie sonst schreiben. So hab' ichs auch bisher gemacht. Ich habe des Herrn Rabeners Brief an Sie und Ihre Antwort darauf gelesen und abgeschrieben. Ihre Antwort hat mir viel Vergnügen, aber auch viel Sorge und Furcht gemacht. Wie krank müssen Sie gewesen seyn, daß Sie nicht einmal dem Herrn Cammerrath Lindemann zu seiner vortrefflichen Babet Glück wünschen können! Ich kann nicht ohne Betrübniß an die Stelle gedenken, wo Sie von Ihrem Tode reden. Ich weiß wohl, daß man darum nicht stirbt, wenn man an den Tod denkt, oder davon spricht; aber es macht mir doch tausend traurige Eindrücke. Mit Ihnen würde ein großer Theil meines Vergnügens sterben. Ihre Schriften bleiben zwar in der Welt, und es werden sich auch immer Leute finden, die Sie kennen, und, wie ich, lieben und verehren, mit denen ich viel Gutes von Ihnen würde sprechen können; aber ich könnte doch dann nicht mehr an Sie schreiben, und das Angenehme Ihres Andenkens würde allemal mit viel Traurigkeit vermischt seyn. Gott verlängere Ihr Leben, und schenke Ihnen Gesundheit und Kräfte, Ihnen dasselbe angenehm zu machen! Ich bete täglich darum. Ich habe Sie recht lieb, daß Sie mich des Lesens wegen nicht tadeln. Es würde mir sehr schwer fallen, den Büchern zu entsagen. Sie sind fast meine einzige Belustigung. Nur wünsche ich, daß ich auch Nutzen daraus ziehen möge. Wenigstens will ich sorgen, daß weder die Sachen, die ich lese, noch die Art mit der ich sie lese, schädlich seyn sollen. Es ist mir unschätzbar, daß Sie gut von mir denken, und sich sogar die Mühe nehmen, es mir zu sagen. Lassen Sie sichs nicht gereuen, mein lieber Herr Professor, daß Sie mirs gesagt haben; ich will gewiß einen guten Gebrauch davon machen. So oft es mir einfällt, — und das geschieht oft, — daß Sie gut von mir denken, eben so oft will ich meine Bemühung, es zu verdienen, verdoppeln, und mich in dem Entschlusse befestigen, recht sehr gut zu seyn. Sie, hochgeehrtester Herr Professor, schämen sich nicht, fromm zu seyn, und also darf ich's Ihnen wohl sagen, ohne zu befürchten, daß Sie mich deswegen für ungesittet, oder gar für enthusiastisch halten werden, daß ich zwar noch weit höhere Aufmunterungen kenne, dasjenige auszuüben, was gut ist; allein ich weiß auch, daß es erlaubt ist, über den Beifall tugendhafter und würdiger Personen sich zu freuen, und daß man darnach streben und ihn als eine Aufforderung zu mehr Tugend anwenden soll. Meine Schwester und mein Bruder, welcher mir Ihren Brief selbst überbracht hat,

küssen Ihnen mit aller Ehrerbietung die Hände; und meine Eltern (mein Vater liebt Sie vornämlich wegen Ihrer Fabeln, und meine Mutter, wegen Ihrer Lieder; eigentlich aber, lieben wir Sie um Alles, was wir von Ihnen wissen), meine Aeltern, sage ich, nehmen sich die Freiheit, Sie hier durch mich von ihrer vollkommensten Hochachtung zu versichern, und Ihnen für die Gütigkeiten zu danken, womit Sie ihre Tochter beehren. Ich habe die Ehre zu seyn

Hochgeehrtester Herr Professor

Dresden, den 25. März 1761.

Ihre ergebenste Dienerinn
C. C. Lucius.

---

61. Professor Gellert an Chr. Car. Lucius.

Mademoiselle!

Jeder Brief von Ihnen überzeugt mich immer mehr, was für ein gutes Frauenzimmer Sie sind: wie viel Freude Sie Ihren Eltern jetzt, und wie viel Glück Sie künftig einem Manne seyn werden; und ich fange an, den Briefwechsel mit Ihnen als eine Pflicht zu betrachten, da ich sehe, daß Sie so viel Vertrauen in mich setzen, und durch meinen Beifall auf Ihrem trefflichen Wege ermuntert werden. Vor gelehrten Frauenzimmern erschrecke ich, weil ich fürchte, daß sie etwas anders sind, als sie seyn sollen; aber Frauenzimmer von Ihrem Charakter, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernen, sich durch das Lesen guter Bücher den Verstand aufheitern und das Herz edler bilden, diese achte ich sehr hoch, und wenn ich solche Frauenzimmer denke, so bin ich oft geneigt, mit dem großen und frommen Engländer Doddridge zu glauben, daß das andere Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts sey. Fahren Sie fort, diesen Satz durch Ihr Beispiel zu bestärken, und Andere durch Ihr rühmliches Beispiel zu eben so guten Eigenschaften zu ermuntern; mir aber geben Sie Gelegenheit, Ihnen nützlicher zu werden.

Daß ein Brief von Herrn Rabenern, nebst einer Antwort von mir, in Dresden in Abschrift herumgeht, hat mich sehr befremdet, und ich kann nicht einsehen, wie Rabener, der sonst so vorsichtig ist, diese Briefe hat können bekannt werden lassen. Seyn Sie so gütig, Mademoiselle, und schreiben Sie den meinigen ab, und schicken Sie mir ihn; denn ich weiß seinen Inhalt nicht so genau mehr. Ihren wertheſten Eltern empfele ich mich

gehorsamst, grüße Ihre Jungfer Schwester und den Herrn Bruder, und verharre mit wahrer Hochachtung

Leipzig, den 4. Apr. 1761.

Ihr ergebenster Diener
Gellert.

---

64. Chr. Car. Lucius an Professor Gellert.

Hochzuehrender Herr Professor!

Sie machen mich recht unruhig durch das viele Gute, das Sie von mir denken, und zu meinem Lobe sagen. Ich fürchte immer, Sie werden mehr von mir halten, als ich verdiene, und daß vielleicht Ihre eigenen Worte hernach an mir eintreffen möchten, wenn ich Ihnen scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin. Was mich aber wieder beruhigt, ist dieß, daß ich mirs bewußt bin, daß ich alles das wirklich denke, was ich Ihnen schreibe, und geschrieben habe; und daß nichts Verstelltes darunter ist, oder das erkünstelt wäre, um Sie zu meinem Vortheile einzunehmen. Denn freilich ist Ihre Gewogenheit und Ihr Beifall etwas so sehr Schmeichelhaftes, daß man dadurch einigermaßen entschuldigt seyn würde, wenn nur Lügen und Verstellung nicht zwei häßliche Laster wären, die am meisten Verachtung verdienen, und des Beifalls tugendhafter und rechtschaffener Leute am unwürdigsten machen. Von dieser Wahrheit bin ich so stark überzeugt, daß ich fortfahren will, Ihnen Alles, wie ichs denke, ohne Zurückhaltung, mit aller nur möglichen Aufrichtigkeit zu schreiben. Dadurch werden Sie mich mit der Zeit völlig kennen lernen, und wenn Sie da Fehler in meiner Gemüthsart oder in meinem Verstande entdecken, so weiß ich doch, daß Sie mir deßwegen Ihre Gütigkeit nicht entziehen werden; sondern daß Sie mir vielmehr gewogen genug sind, um mir meine Fehler zu entdecken, und mir die Mittel anzuzeigen, wodurch ich mich davon bessern kann. Ob ich einem Manne ein Glück seyn würde, weiß ich nicht. Es möchte sehr eitel seyn, wenn ichs dächte. Ich werde auch schwerlich in diesem Stücke etwas Gewisses von mir erfahren. Ich bin nicht reich genug, um verheirathet zu werden. Ihr Doddridge, mein lieber Herr Professor, erweist uns Frauenzimmern sehr viel Ehre; aber, glauben Sie mirs, ich bin mit seinem Urtheile nicht wohl zufrieden. Aus Liebe zur Unparteilichkeit wollte ich, daß man von beiden Hälften des menschlichen Geschlechts gleich gute Meinungen hegte, und gewiß, es giebt unter beiden Hälften Leute, die man

nicht besser wünschen kann. Sie und die Frau von Beaumont sind ein guter Beweis davon, und Beide, vornämlich aber Sie, sind mir dadurch, daß Sie mich unterrichten, vergnügen, und zum Guten aufmuntern, so nützlich, daß ich Ihr gütiges Verlangen, mir noch nützlicher zu werden, fast für ganz unmöglich halten muß.

Seit acht Tagen habe ich erfahren, daß des Herrn Rabener's Brief an Sie nebst Ihrer Antwort, (von welcher ich, Ihrem Befehle zufolge, eine Abschrift beischließe), ingleichen ein Brief, den Rabener kurz nach der Belagerung an den Secretär Ferber in Warschau geschrieben, und der ebenfalls lange zuvor, wie die Ihrigen, in aller Leute Händen war, in Berlin gedruckt und nun in hiesigen Buchläden zu verkaufen sind. Ich kenne den Herrn Rabener nicht; ich glaube aber, daß nicht sowohl er selbst, als vielmehr seine Freunde schuld sind, daß diese Briefe so sehr gemein und nun gar publicirt geworden. Außer diesen Briefen ist hier noch ein Auszug eines andern Briefes aus Leipzig bekannt, der einen Theil der Unterredung zwischen Ihnen und dem Könige enthält. Dieser war nicht sehr gemein und ich habe ihn mit vieler Mühe bekommen und sehr geheim gehalten, weil ich fürchtete, er möchte auch etwa gedruckt werden. Heute habe ich gehört, daß er ebenfalls in Berlin gedruckt ist.

Jetzt lese und schreibe ich gar nichts, ausgenommen an Sie. Ich bin jetzt eine Krankenwärterinn, und zwar, was das Betrübteste ist, bei meiner Mutter. Sie liegt an Schmerzen in der Hüfte und im Rücken so krank, daß sie sich nicht einmal allein im Bette aufrichten kann. Neulich sagte sie: Es geht mir, wie dem armen Gellert: ich muß Geduld haben, wie Er. Sie empfielt sich Ihnen, nebst meinem Vater gehorsamst. Mein Bruder und meine Schwester versichern Sie von ihrer Liebe und Ehrerbietung. Wir reden jetzt, da wir beisammen sind, recht oft von Ihnen, und wünschen Ihnen tausenderlei Gutes, und ich, mein lieber Herr Professor, wünsche auch mir, daß ich Ihre Gütigkeiten verdienen und niemals den Vorzug verlieren möge, mich nennen zu dürfen

Hochzuehrender Herr Professor

Dresden, den 7. April 1761.

Ihre gehorsamste Dienerinn
C. C. Luzius.

65. Chr. Car. Lucius an Professor Gellert.

Hochzuehrender Herr Professor!

Versprechen Sie mirs, daß Sie nicht unwillig über mich werden wollen, weil ich schon wieder schreibe. Oder sind Sie es etwa schon geworden, ehe Sie den Brief aufgemacht haben: ach! so lassen Sie sichs wieder abbitten, und haben Sie nur noch dießmal Geduld mit mir. Sehen Sie nur, wenn ich einmal Lust bekomme an Sie zu schreiben, so ist das eine recht tirannische Leidenschaft bei mir, (ich stelle mir die Begeisterung eines Poeten ungefähr auch so vor), und wenn ich mich ihr widersetze, so bin ich so unruhig, so traurig, — ich kann es gar nicht sagen, wie ich bin. Es ist heute ein so sehr schöner Abend, und ich müßte ihn höchst betrübt und mißvergnügt zubringen, wenn ich nicht an Sie schreiben dürfte. Recht ist es freilich nicht, ich weiß es wohl, daß man mißvergnügt wird, wenn man seinen Willen nicht haben kann; ich bin nun einmal eine solche wunderliche Creatur. Sie kennen noch nicht die Hälfte meiner Fehler, und es ist mein großes Glück, daß Sie nichts weiter von mir erfahren können, als was ich Ihnen selbst sage. Doch damit Sie sich nicht etwa einen noch schlimmern Begriff von mir machen, als ich wirklich verdiene, oder, welches noch ärger wäre, gar anfangen sich meiner zu schämen; so muß ich mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und Ihnen sagen, daß ich meistens nur in dem gleichen Falle so unartig bin: denn in andern Sachen kann ich ganz wohl alle meine Zufriedenheit und Freundlichkeit behalten, ob ich gleich nicht thun darf, was ich gern will. Allein hier muß man mir gewiß verzeihen: denn nicht zu rechnen, daß ich sehr gern schreibe, so ist es auch so etwas Schmeichelhaftes und so viel Ehre für mich, an Sie schreiben zu dürfen, daß ich mir kein größeres Vergnügen machen kann, als wenn ich mich und die Leute, die es wissen, daran erinnern kann. Heute aber, mein lieber Herr Professor, sage ich's niemanden. Der Papa und meine Schwester sind ausgegangen. Die Mama ist in einer andern Stube, und wenn sie ja zu mir kömmt, so will ich sie bitten, nicht herzusehen: denn ich weiß gewiß, sie würde es mir nicht zulassen, und Sie, das prophezeihe ich mir, werden mich tadeln, daß ich es heimlich thue. Schon seit vorgestern sinne ich auf einen Vorwand an Sie zu schreiben. Ich hoffte immer, die polnische Post würde kommen und Briefe an Sie mitbringen. Dieses hätte mir die beste und natürlichste Gelegenheit von der Welt gegeben. Die Post kam. Ja; aber leider! kein Brief an Sie in meines Vaters Paket. Nun, dachte ich, ist alles verloren; — aber geschwind fiel mirs ein, daß ich am 17. Mai Nachmittags ein an-

genehmes liebes Zettelchen von Ihnen erhalten, in welchem Sie mir versprechen, — wissen Sie wohl noch was? — mein guter Freund zu seyn, wenn ich meinem Vater den eingeschlossenen Brief an den Grafen Moritz zur Bestellung geben würde. Nun das habe ich gethan, und Ihr Brief ist den 18. fortgeschickt worden, folglich ist es wohl eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß ich Ihnen Nachricht davon geben und Ihnen für Ihr gütiges Versprechen danken muß. Meine Schuldigkeit wäre gewesen, es sogleich zu thun; aber soll ich Ihnen sagen, was mich hinderte? — Eine einfältige Furcht wegen meines letzten Briefs. Als wenn ich gleich nicht wüßte, wie gütig Sie wären! Jetzt fürchte ich mich nicht mehr: ich schäme mich nur noch, daß ich's gethan habe, da ich Ihnen doch versprach, so viel Vertrauen in Sie zu setzen, und da ich weiß, daß Sie es gern sehen, wenn ich's thue.

Ja, mein hochzuverehrender Herr Professor Gelle — Ach wie bin ich erschrocken! — Bald hätte ich Sie bei Ihrem Namen genannt, und das soll, hat man mir, wie ich noch klein war, gesagt, und ich habe es auch selber irgendwo gelesen, die größte Unhöflichkeit von der Welt seyn. Verzeihen Sie mirs ja, wenn Sie denken, daß es so sehr unhöflich ist; denn ich verstehe wirklich nichts davon. Sie denken es aber auch nicht, das weiß ich aus Ihren Briefen. Da haben Sie immer gesagt: mein lieber Hr. R.., Herr von H..g, und Sie sprechen auch: liebster Rabener. Wenn es gebräuchlich wäre, so wollte ich Sie auch recht gern bei Ihrem Namen nennen: denn ich bin Ihrem Namen so gut, weil er Sie von andern Gelehrten, und vornämlich Professoren, unterscheidet; denn da sind wirklich welche, an die ich eben nicht schreiben möchte, wenn ich es gleich dürfte.

Was ich sagen wollte, wie ich anfing: „Ja, mein lieber Herr Professor Gell—" das habe ich in der Angst gar vergessen, und es ist auch eben so gut. Nun will ich mich hersetzen und froh seyn, daß ich an Sie geschrieben habe. Vielleicht lese ich noch in einem Buche, welches ich nicht leiden kann, (es heißt Ecole du monde), damit ich wieder ernsthaft werde; denn wenn ich recht aufgeräumt, wie jetzo, bin, kann ich mich gar nicht verstellen, und da würde der Papa gleich errathen, was ich gemacht habe. Leben Sie recht wohl, mein lieber Herr Professor, und erlauben Sie, daß ich nicht eher, als bis ich gestorben seyn werde, aufhören darf, Ihnen zu sagen, daß Sie niemand von denen Leuten, die Sie nicht persönlich kennen, so sehr liebt und verehrt als

Dresden, den 26. Mai 1761.

Ihre gehorsamste Dienerinn
C. C. Lucius.

66. Professor Gellert an Chr. Car. Lucius.

Liebste Mademoiselle!

Erstlich danke ich Ihnen tausendmal für den Brief vom Grafen Moritz, alsdann für den Ihrigen, und endlich bitte ich Sie um eine neue Gefälligkeit, die Sie mir gewiß von Ihrem Herrn Vater auswirken werden, weil Sie viel auf mich halten, und er viel auf Sie hält. Der eingeschlossene Brief wird schon an meiner Statt reden.

Ich habe den Brunnen zum Zweitenmale wieder anfangeu müssen. Trauriges Schicksal! Doch es ist unsere Pflicht und unser Glück, daß wir geduldig seyn, und das Beste von Gott hoffen sollen.

Leipzig, den 8. August 1761.

Gellert.

---

67. Chr. Car. Lucius an Professor Gellert.

Hochzuehrender Herr Professor!

Der Graf Moritz ist doch recht sehr hübsch, daß er so oft an Sie schreibt, und mir dadurch einen guten Vorwand giebt, meiner Begierde, an Sie zu schreiben, den Willen zu lassen, und ich wäre ihm schon darum gut, wenn ich auch nicht wüßte, daß er Sie liebt und von Ihnen geliebt wird. Vor ein Paar Stunden kam der hier eingeschlossene Brief von ihm an, den ich morgen früh mit der ersten Post an Sie abschicken werde. Wie und wo wird er Sie antreffen? Immer noch krank? immer noch auf dem Garten? — Sie haben den Brunnen wieder anfangen müssen, und ein trauriges Schicksal nennen Sie das? O mein lieber Herr Professor, ich werde manchmal recht sehr betrübt, wenn ich an Sie denke; aber oftmals führt mich auch diese Betrübniß auf einen so frohen, so gewissen, so großen Gedanken, der mich ganz entzückt, und durch seine allmächtige Kraft, — so kann ich sie mit Recht nennen, — alles Bekümmernde und Traurige in Hoffnung und Zufriedenheit verwandelt.

Mein Vater, der sich Ihnen gehorsamst empfielt, hat den Brief an den Grafen Moritz am 10. fortgeschickt, und er und ich danken Ihnen dafür, daß Sie so gütig gewesen sind, es uns aufzutragen.

Nun hätte ich eigentlich weiter nichts zu thun, als diesen Brief zu schließen, wenn ich nur nicht so sehr große Lust hätte,

eine Bitte an Sie zu wagen, die Ihrer ganzen Gütigkeit und Ihrer ganzen Verzeihung nöthig hat, und von der ich gar nicht weiß, wie ich sie vorbringen soll. Weil Sie aber so fromm sind, und so gern verzeihen, so will ich sie immer ohne weitern Umschweif sagen, ehe ich den Muth wieder verliere, den ich mir dazu gefaßt habe; denn ich bin wirklich mehr als halb furchtsam. Hören Sie also nur, mein lieber Herr Professor, in dem beiliegenden Papiere ist etwas von meiner Arbeit, das ich, wenn meine Mutter mir nichts zu thun gab, gemacht habe. Meine Eltern, denen es gefiel, vielleicht weil es von mir war, wollten, ich sollte einen von unsern Verwandten zu seinem Namenstage damit beschenken; allein der Namenstag ist noch lange nicht, und ich kann unter der Zeit wohl noch so viel nähen, daß man einen ganzen Menschen darein packen könnte. Nun ward ich gestern schon fertig, und heute, wie die Gelegenheit kam an Sie zu schreiben, ließ ich mirs plötzlich einfallen, Sie ganz gehorsamst zu bitten, diese Manchetten manchmal, etwa im Regenwetter oder im Winter, wenn Sie die Hände verstecken, zu tragen. Ich würde Sie für Freuden und aus Dankbarkeit für diese Gütigkeit recht sehr lieb haben. Freilich ist es kein Geschenk für einen Gelehrten; aber ich bin ein Frauenzimmer und es ist meine Arbeit. Ich weiß auch sehr wohl, daß kein Werth darinnen ist; allein, wo ich mich recht besinne, so schreibt der alte Graf Tessin einmal an den Erbprinzen von Schweden, daß kleine Geschenke die Freundschaft befestigen. Darf ich diesen Satz auf Sie und mich ziehen? — Das weiß ich, daß Sie sich meinen Freund und mich Ihre Freundinn genannt haben, und Sie vermuthen wohl nicht, daß ich das vergessen werde.

Ueberhaupt habe ich immer geglaubt, es sey nichts von allen unschuldigen Dingen in der Welt, das man nicht thun könnte, wenn es nur mit einer guten Art geschähe; aber freilich die gute Art, das ist eben die Kunst. — Nun habe ich einmal in einem Buche, ich weiß nicht mehr in welchem, folgenden Gedanken gefunden, den ich für wahr halte, weil er mir gefiel und ich gleich davon gerührt ward: La simplicité, heißt es, est le charme sécret de tout ce qui nous touche: un coeur simple, des moeurs simples, un genre de vie simple, un stile simple, un goût simple, la simplicité est le vrai je ne sais quoi, und dieser Gedanke hat mich in den meisten Fällen, wo ich ungewiß gewesen bin, beruhigt. Denn, hochgeehrtester Herr Professor, ich will es Ihnen nur aufrichtig gestehen, ich weiß fast niemals wie ich eine Sache thue; nur aus dem Erfolg urtheile ich, ob ich's gut oder schlimm gemacht habe. Ich bin zeitlebens so mir selbst gelassen gewesen, und habe die Sachen gethan, wie ich sie gedacht habe, und wie sie mir einge-

fallen sind, ohne mich dabei viel zu bekümmern, und da ist es mein Glück, wenn ich gute Leute antreffe, die es mir sagen, wenn ich fehle, und es mir verzeihen. Sie sehen also wohl, mein lieber Herr Professor, daß ich's jetzt noch gar nicht recht weiß, ob ich einen Fehler gegen die Regeln des Wohlstandes und der guten Aufführung begehe oder nicht. Morgen will ich diesen Brief überlesen und es noch einmal recht überlegen. Werde ich unterdessen überzeugt, daß ich etwas Unanständiges thue, so schreibe ich anders; bleibe ich aber so ungewiß wie heute, so wage ich's, schicke ihn fort, und verlasse mich ganz allein auf Ihre Gütigkeit, nach welcher Sie überzeugt sind, daß, wenn ich auch einen Fehler begehe, solches gewiß niemals aus Mangel der Ehrerbietung geschehen wird, mit welcher es mir Ehre und Pflicht bleiben soll, lebenslang zu seyn

Hochzuehrender Herr Professor

Dresden, den 15. Aug. 1761.

Ihre gehorsamste Dienerinn
C. C. Lucius.

---

68. Professor Gellert an Chr. Car. Lucius.

Liebste Freundinn!

Freuen Sie sich mit mir, o freuen Sie sich! Ich bin, (und das sey Gott im Himmel gedanket!) nach sieben langen Wochen glücklich aus dem Carlsbade an dem Orte, den ich mit Kummer verließ, ruhiger, obgleich nicht gesünder, angelanget. Genug, ich habe eine Pflicht erfüllt, die ich nach dem Ausspruche der Aerzte meiner Gesundheit und also meinem Gewissen schuldig war; und das ist Glück genug. Gefällt es Gott, den Gebrauch dieser Cur oder anderer Mittel zu meiner Erleichterung zu segnen, so ist es unendliche Wohlthat! Gefällt es ihm nicht, mich von meinem Uebel ganz oder zum Theile zu befreien, so wird er mir Kraft geben, es gelassen zu tragen und zu meinem Besten es anzuwenden, und auch dieses ist unendliche Wohlthat! wenn gleich nicht das Erfreulichste für das menschliche Herz, das lieber frei vom Elende wäre. Aber unser Herz versteht es nicht, oder ist zu begehrlich. — — Eins der ersten Vergnügen, das bei meiner Ankunft auf mich wartete, war Ihr lieber und langer Brief, für den ich Ihnen, meine Freundinn, herzlichst danke. Ja, ich weiß es sicher, daß Ihre Wünsche und Gebete für meine Wohlfahrt mich überall begleitet haben, und ich habe darum eine Pflicht mehr

Sie zu lieben, mich über Ihr Glück, das Sie vor andern genießen, zu erfreuen und Ihnen Beweise meiner Freundschaft und Dankbarkeit zeitlebens zu geben. Aber, werden Sie sagen, könnten Sie mir nicht gleich einen neuen Beweis Ihrer Gewogenheit und Dankbarkeit, oder wie Sie's nennen wollen, dadurch geben, daß Sie mir eine umständliche Erzählung von Ihren Schicksalen im Carlsbade machten? — Eine umständliche Erzählung? Das wird schwer halten. Und was würden Sie Merkwürdiges wissen, wenn ich Ihnen sagte, daß ich täglich früh um fünf Uhr an die Quelle gegangen wäre, acht, zehn auch fünfzehn Becher warmes Wasser im Freien getrunken, bald mit diesem, bald mit jenem, am meisten aber mit mir selbst geredet hätte, nach dem Verlaufe von anderthalben Stunden mit meinem Reitknechte spazieren geritten wäre, ein Morgenlied gesungen und fleißig nach der Uhr gesehen hätte, ob die Plage des Reitens bald überstanden wäre; daß mich da der General Laudon mit seinem Schimmel, den er in der Schlacht bei Hochkirchen geritten, zuweilen begleitet hätte; daß ich nachher zu Hause eine Viertelstunde in einem von meinen zwei Büchern gelesen, alsdann Chocolade getrunken, mich kraftlos angekleidet, darauf der öffentlichen Promenade genähert und denen mich Preis gegeben hätte, die aus Langerweile, oder aus Sympathie der Krankheit, oder aus Neubegierde, oder auch aus Liebe und großer Bewunderung mich anfielen. Was würden Sie also wissen, meine liebe Correspondentinn, wenn ich Ihnen alles dieses erzählte? Und gleichwohl würden Sie nicht viel Merkwürdigeres in meinem Journale des Carlsbades lesen; denn der Nachmittag, (das Trinken des Brunnens ausgenommen), war immer, wie der Vormittag, beschwerlicher Müßiggang, Unterredung von guten und bösen Wirkungen des Bades, Compliment und Gegencompliment, Lobsprüche, die ich nicht verdiente, Fragen, die ich nicht beantworten mochte, Einladungen zur Tafel, die ich abschlagen mußte, Reiten, wobei ich bald erfrieren, bald wieder vor Hitze schmachten mußte. Die Nacht, welche Wohlthat! war noch der beste Theil meines Tages und Lebens in dem mir traurigen Carlsbade, in welchem ich schon vor zehn Jahren viel tausend Thränen auf den höchsten Bergen, von allen Menschen ungesehen, verweinet habe.

Aber Ihre neuen Bekanntschaften könnten Sie mir doch wohl erzählen? Erzählen wohl, gute Mademoiselle, aber nicht beschreiben. Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften war der Mann, den ich schon genannt habe, der General Laudon, ein Mann von einem besondern Charakter: ernsthaft, bescheiden, halb traurig, fast wie ich, der wenig redte, fast wie ich, aber richtig und wahr redte, nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach, der

aufmerksam zuhörte, und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art sich zu kleiden eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohl gewachsen; hager, aber weniger als ich; hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene lichtgraue Augen, oder auch wohl bläuliche, fast wie ich, und etwas röthliche Augenbraunen, nicht wie ich. Die Aehnlichkeit unsers traurigen Wesens und vielleicht auch die Unähnlichkeit unsers Ruhms machte uns bald zu Freunden. Anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm. O, sagte er einmal zu mir, als er mich allein in der Allee fand, ich käme oft gern zu Ihnen; aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen. Ein andermal fing er an: Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viel Bücher haben schreiben können, und so viel Muntres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe. — Das will ich Ihnen wohl sagen, antwortete ich; aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bei . . . . ., die Schlacht bei Cunersdorf haben gewinnen und Schweidnitz in einer Nacht haben einnehmen können. Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.— Damals habe ich ihn das erstemal herzlich lachen sehen, — sonst lachte er nur halb. Er hatte sich genau nach meinem Geschmacke erkundigt. Er bat mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich vom Herzen heraus reden, und redte selbst so, ließ mich bald nach der Tafel gehn: kurz, er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Erlaubtes und Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Wollte Gott, er gehörte noch zu unserer Kirche! Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsetzen; denn das war seine Klage, daß er nicht studiert hätte. Aber in der That ersetzte sein natürlich scharfer Verstand und seine große Aufmerksamkeit auf alles bei ihm den Mangel an Wissenschaften. Ueber dieses liest er auch gern. Was gebe ich Ihnen denn, fing er einmal an, das Ihnen lieb ist; ich möchte es wohl gern wissen. — Herr General, und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig. Sein Neveu, der unter dem Laudon'schen Regiment Lieutenant ist, bat mich, ich möchte seinen Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studieren ließe; er möchte gern noch etwas lernen. Gern, sagte der General, wofern Sie sich ihn wollen lassen empfohlen seyn. Wenn er im Vertrauen mit mir reden wollte, so führte er mich von der Gesellschaft in eine entfernte Allee und niemand störte uns alsdann. — Unser

Abschied war sehr kurz.— Was ich Ihnen jetzt gesagt habe, sprach er, das behalten Sie auf Ihrem Gewissen —— Leben Sie wohl — ich werde an Sie schreiben.— — Leben Sie auch wohl, liebster Herr General. Gott beschütze Sie und segne Sie, Ihr Leben!

Wen ich noch mehr habe kennen lernen? den Grafen Uhlefeld, Obersthofmeister der Kaiserinn und ersten Minister, einen einsichtsvollen, erfahrnen Mann, der mir viel Ehre erwiesen nnd mich durch nichts beleidigt hat, als daß er schwer hörte und ich sehr schreien mußte, wenn er mit mir sprach. Ich habe nur einmal, aber am besten im Carlsbade, bei ihm gegessen. An meinem Teller lag ein geschriebener Zettel, den ich für eine Zeitung hielt. Als ich Wein forderte, wurde ich auf diesen Zettel verwiesen, und, o wie erschrack ich, als ich etliche zwanzig Nummern Wein fand. Der erste, rief ich, der beste; denn bei dem Brunnen soll man nicht viel lesen. Als der Graf aus dem Bade ging, schickte er mir vier Bouteillen Tockayer und sechs Bouteillen Burgunder: ein Geschenk, das mir ziemlich gleichgültig gewesen seyn würde, wenn mein eigener mitgenommener Landwein nicht halb abgestanden gewesen wäre. Um Ihnen einen Beweis meiner guten Wirthschaft zu geben, muß ich Ihnen im Vorbeigehen sagen, daß ich von dem Tockayer drei Bouteillen und von dem Burgunder zwei mit nach Leipzig gebracht habe, und von sechs Bouteillen ungarischen, die ich aus den guten Händen der Gräfinn Vitzthum erhalten, auch zwei oder drei. Gleichwohl habe ich noch in Wiesenthal und in Annaberg meine gütigen Wirthe mit Wein beschenket, und einen halbkranken Hauptmann in dem letzten Wirthshause damit curiret. Doch meine Sparsamkeit ist lange nicht so merkwürdig als meine Kunst, diese Weine, (ich muß es ehrlich sagen, ich hatte auch zwei Bouteillen Rheinwein, die mir der Geheimderath Kessel zur Reise geschicket, bei mir), unverletzt über die schrecklichsten Berge zu bringen, eine Bouteille ausgenommen, die zerbrach.

Der Graf Thun, des vorigen Schwiegersohn, ein junger gutherziger, und ganz für mich eingenommener Mann. Er eröffnete sich die Bekanntschaft bei mir durch ein Compliment, daß er mir von einem gewissen Herrn von Sonnenfels aus Wien brachte. Den andern Tag fragte ich ihn, wie der Herr von Sonnenfels hätte wissen können, daß ich ins Bad kommen würde. Ach, sagte er, es war eine Fabel. Ich wollte geschwind mit Ihnen bekannt werden, und da lief ich auf Sie zu und machte eine Lüge; denn wie wir Laudon in Wien nachgelaufen sind, so laufen wir Ihnen hier nach.— Niemand hat mich so oft besucht, als dieser Graf Thun, Niemand mir so viel kleine tägliche Dienste gethan und andere so sehr für

mich eingenommen, als er. Ich werde das alles, fing er an, meiner Kaiserinn sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben. Er bat mich, daß ich ihm meine Schriften aus Leipzig schicken sollte. Aber wozu, Herr Graf? Sie haben sie ja alle, oder können sie, wie Sie selbst gesagt haben, alle in Wien bekommen. Das ist wahr, Herr Professor; aber ich will sie von Ihnen haben, damit ich sie von Ihnen habe und damit ich Ihnen danken und an Sie schreiben kann. Als er von mir Abschied genommen, fing es heftig zu regnen an. Nun, sprach er, das ist mir sehr lieb, daß es regnet: so kann ich doch mit Ehren noch einige Augenblicke warten, ohne daß es unhöflich läßt. Er war munter, naiv, wahr, und von einem sehr guten Herzen. „Wenn ich nur in Leipzig studiert hätte!" Das war sein Wunsch. Er hatte gehört, daß ich Chocolade und keinen Caffee trinken sollte, und sogleich kam er in mein Haus gelaufen und brachte mir zwei Pfund von seiner Wiener Chocolade. Seine Frau war eine angenehme Frau; aber die Mutter war es noch mehr. Beide gingen fleißig in die Messe.

Der General Ziethen, ein ehrlicher alter frommer Soldat, mit dem ich gern sprach, ob er gleich seinen Hut wegen Schwäche und Wunden des Kopfs auch bei der Tafel nicht abnahm. Ich rieth ihm, seine Stelle niederzulegen und bloß für seinen Tod zu leben. Es gefiel mir außerordentlich, daß er seine Tochter, ein Fräulein von etlichen zwanzig Jahren, so sehr liebte, daß sie fast ganz seine Gesellschaft war. Ging er, so ging sie mit ihm; fuhr er, so saß sie bei ihm.

Der Herr von Zetlitz, aus Schlesien, der kränkste und doch gelassenste Mann im ganzen Bade. Sein ganzer Leib war Gicht, und sein Gesicht, sobald ihn die Schmerzen einige Augenblicke verließen, war fromme Zufriedenheit. Er kam, vierzig Meilen und darüber in der Sänfte von seinen Unterthanen getragen, mit geschwollenen Füßen an, trank den Brunnen und schwoll bis in den Unterleib. Er aß seit vielen Monaten kein Fleisch, zuletzt keinen Bissen Brot mehr, und Suppe und Wasser und Hofmannischer Balsam war seine Nahrung. Ich besuchte ihn oft und zuletzt wohl des Tages zwei und dreimal, schenkte ihm ein bequemes Buch zu seiner Andacht, dafür er mich sehr segnete, und war einer von denen, die ihm nach zwölf oder vierzehn Tagen den Rückweg riethen. Wäre es nach dem Rathe des Bademedici gegangen, so hätte er bleiben, und forttrinken müssen, ob er gleich keine Nacht schlief, große Schmerzen insonderheit in der Brust litt, und ohne drei und mehr Bedienten nicht aufrecht erhalten werden konnte. Er war bis in die letzten Jahre des Krieges gesund gewesen, und

das Schrecken der Croaten mochte ihm wohl in seinem dreiundsechzigsten Jahre zur Gicht geworden seyn. Was geben Sie mir denn für ein Trostwort mit auf den Weg? sagte er bei seinem Abschiede zu mir. Denken Sie oft, kranker und theuerster Mann, sprach ich, an die Worte: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir! Weiche nicht, ich bin dein Gott! Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit. Er faltete seine zitterden Hände, und sah gen Himmel und weinte bitterlich. Bis Zittau hat ihn seine Sänfte glücklich gebracht, weiter geht meine Nachricht von ihm nicht.

Und weiter sollen auch meine Nachrichten in diesem Briefe nicht gehen, als bis auf diesen Kranken. Ich könnte Ihnen freilich noch viele andere Männer nennen, die ich habe kennen lernen, z. E. den Geheimdenrath von Kaiserling, einen Bruder des Gesandten und würdigen Mann; den Geheimdenrath von Kessel aus Dresden, einen trefflichen Mann; den Geheimdenrath von Wechmar aus Anspach, auch einen sehr verdienstvollen Mann. Diese alle haben viel unverdiente Liebe für mich gehabt, und der letzte sagte mir bei dem Abschiede, daß es ihm lieber wäre, mich haben kennen zu lernen, als den größten Monarchen. Alle Menschen, (Gütiger Gott, wie verdiene ich Unwürdiger das!), haben mir, wo sie mich sahen, Gutes über Gutes gewünscht, und die meisten mir für meine Schriften, insonderheit für meine Lieder, oft und viel gedankt. So leicht ist es, die Liebe der Menschen zu erlangen, wenn man kein unnützer Autor zu seyn sich bemüht hat, und in dieser Absicht nicht unglücklich gewesen ist.

Leben Sie wohl, liebste Freundinn, und grüßen Sie Ihre theuersten Eltern, Ihre gute Schwester, Ihren Bruder und Herr Zeisen, dem ich bald schreiben will, auf das verbindlichste und beste.

Leipzig, den 25. August 1763.

G.

Den 26. August.

Da ich diesen Brief wieder durchlese, fällt mir die traurige Geschichte von dem Husarenbriefe ein, und Ihnen wird es wohl auch einfallen, was ich meine. Aber, wenn Sie zur Fräulein Schönfeld kommen, so können Sie ihr den Brief lesen; denn für diese und ihre würdige Mutter gehört er. Vielleicht setze ich meine Erzählung in dem künftigen Briefe fort. Leben Sie wohl. — Den Augenblick fällt mir eine kleine Begebenheit ein, die ich bald vergessen hätte, und die mich doch außerordentlich gerührt hat. Als ich aus dem Carlsbade wollte, ging ich zum Postmeister, sprach mit ihm wegen der Fuhre, und fand auf seinem Tische ei-

nige meiner Schriften. „Lesen Sie mich auch, Herr Postmeister? Das ist mir viel Ehre.“ — Kaum hatte ich dieses gesagt, so trat eine alte, alte Magd in schreklichem Schmutze in die Stube und auf mich zu. — „Ist er der Herr mit dem großen Ruhme, der die schöne Bücher gemacht hat?“ Und sogleich fuhr sie nach meiner Hand, als ob sie mir sie abreißen wollte, und küßte sie ohne Aufhören. „Ach, gnädiger Herr, ich danke Ihm, ich danke Euer Gnaden.“ — — Ich erstaunte, fragte, ob sie etwas von mir gelesen hätte. — — „Ja hier bei dem Herrn Postmeister. Also ist Er der Herr mit dem großen Ruhme? Nun, Gott schenke Ihm Gesundheit und alles Wohlergehen.“ — „„Wünscht mir nicht allein Gesundheit, auch Geduld von Gott, die Krankheit zu tragen; denn wir können nicht immer ohne Uebel seyn. Es dient auch zu unserem Besten““ u. s. w. „Ach, rief sie, das ist Trost, das ist Trost!“ küßte mir wieder die Hand, und ich klopfte sie auf die Achsel, dankte ihr herzlich und versicherte ihr, daß ich ihre Bekanntschaft nicht vergessen würde. Ich will ihr meine Lieder und Lehrgedichte schicken und meinen Namen hineinschreiben.

---

69. Garve an Weisse.

Bresl au, den 24. Februar 1773.

Mein liebster Freund, sehen Sie, wie gut ich es gemacht habe, daß ich so dreist vertraulich gegen Sie gewesen bin. Dafür habe ich auch einen so freundschaftlichen und für mich so interessanten Brief bekommen, daß es Ihnen nun nicht mehr erlaubt ist, zu fürchten, daß ich mehr Nahrung und Unterhaltung von meinen Freunden und Correspondenten forderte, als Sie mir verschaffen könnten. — Aber warum haben Sie mir das nicht eher gesagt, daß Sie mich gleichgültiger und kälter gegen sich hätten werden sehen? Warum haben Sie mir Ihren kleinen Argwohn nicht zu eben der Zeit mitgetheilt, da ich den ersten Anlaß dazu gegeben hatte. Glauben Sie, bester Weisse, nichts nährt die Freundschaft mehr, als die Zuverlässigkeit, mit welcher man auf des Andern Freundschaft rechnet, und die Freimüthigkeit, mit welcher man alle Zweifel dagegen dem andern entdeckt. Dieß giebt zu gegenseitigen Erklärungen Gelegenheit; der welcher Unrecht that, bessert sich, oder der, welcher Unrecht zu leiden glaubte, legt seinen Argwohn ab, und beide vereinigen sich um desto genauer, wenn sie sich solche Proben von Zutrauen gegeben haben. — Ich gestehe es, ich habe viel mehr Schuld, als Sie; ich bin auch zurückhaltender, nicht so dreist, nicht so frei mit Ihnen umgangen, als mit einigen andern Freun-

den; und vielleicht kann eben dieß, weil es meiner natürlichen Art zu handeln entgegen ist, mich, ohne es selbst zu wissen, gegen die Freunde, die ich im Grunde nicht herzlicher liebte, mehr hingezogen haben. Sehen Sie, wenn Engel oder Dumas alle Tage um die Zeit zu mir gekommen wären, so hätte ich zu ihnen gesagt: „Hört, meine lieben Freunde, setzt euch nieder, oder erlaubt mir, daß ich später zu euch komme. Um vier Uhr komme ich erst aus dem Collegio. Eine Stunde muß ich ausruhen, ohne etwas thun zu können. Um fünf Uhr bin ich erst wieder im Stande, etwas zu arbeiten, und dann habe ich auch Lust dazu. Um sieben und acht bin ich nicht mehr aufgelegt: dann will ich Gesellschaft, und jetzt kann ich sie nicht brauchen. Laßt mir diese Stunde frei, um mit mir selbst und mit meinen Büchern umzugehen. Dann werde ich, mit mir selbst zufriedener, nach einem vollbrachten Tagewerke zu euch zu kommen, und auch mit euch mehr zufrieden seyn, weil ich ohne Hinderniß euch genießen kann.“ — Und warum konnte ich Ihnen dieß nicht auch sagen? In der That, weil eine gewisse zu große Delikatesse, mit welcher Sie mit mir umgingen, mich hinwiederum zu bedenklich machte.

Schon vor drei Wochen war ich so weit. Meine Briefe haben seit der Zeit gestockt, wie meine Gesundheit. — Aber ich will lieber auch krank wieder unter meine Freunde kommen, als mich ganz von ihnen trennen; lieber mich durch's Briefschreiben ein wenig abmatten, als jammern und trauern, daß ich nicht schreiben kann. Denn matter mich am Ende nicht dieser Unmuth auch ab? Unterdessen schreibe ich heute doch nichts mehr.

— Ich muß zeitig anfangen, wenn ich viel schreiben will. Die Bibl. d. sch. Wiss. (14. B. 1. Stk.) habe ich bekommen. Meine Abhandlung mißfällt mir nicht ganz, und das ist mir genug; Engels Recension gefällt mir. Lippert macht ein schönes Portrait. Machen Sie mich dem Manne eingedenk. Ich liebe und ehre ihn. Leben Sie wohl.

---

70. Garve an Weisse.

Breslau, den 17. März 1773.

Ich bleibe den Briefen meiner Freunde, besonders solchen höchst freundschaftlich gütigen, als die Ihrigen sind, nicht gern die Antwort schuldig. Ich schreibe beinahe noch lieber Briefe an solche Freunde, als ich Briefe von ihnen empfange. Ihr Bild wird mir durch die letztern vielleicht lebhafter; aber durch die erstern werden meine eigenen Gesinnungen wärmer, lebendiger. Ideen, welche lange in einem Winkel meines Kopfes verborgen gesteckt

haben, kommen wieder zum Vorschein; ich denke, ich empfinde mehr, ich lebe selbst wieder mehr auf, indem ich mich bestrebe, mich ihnen mitzutheilen.

Und worauf sollte ich wohl eher und lieber antworten, als auf die Art, mit welcher Sie meine Freimüthigkeit aufgenommen haben. Nur ein gutes, edles und zugleich freundschaftliches Herz konnte sie so aufnehmen. Glauben Sie es, liebster Freund, ein Fehler, den uns unsere Freunde zeigen, oder den wir selbst ausfindig machen, und den wir uns oder ihnen frei gestehen, ist ein großer Schritt zur Vollkommenheit; es ist schon Vollkommenheit selbst. Denn was kann denn der Mensch; was vermag er über sich selbst? Kann er zu sich selbst sagen: „so will ich seyn" und wird er es auch sogleich? Nein; so wenig, als er schöner oder gelehrter wird, weil er es sich befielt, schöner und gelehrter zu seyn. Was kann er denn? Er kann sich selbst aufmerksam betrachten; bemerken, was böses und was gutes in ihm sey und vorgehe; ohne große Scham und Stolz zu sich sagen, das ist schlecht, das ist gut; und also, so zu sagen, einen ruhigen Zuschauer von sich selbst abgeben. Dazu können nun redliche und verständige Freunde helfen. Aber, eben weil diese redlich und verständig sind, so werden sie jeden Fehler oder jeden Mangel an ihrem Freunde so bemerken, wie sie es von ihm selbst haben wollen. Sie werden ihn bloß als ein schätzbares Kunstwerk der Natur ansehen, das sie zergliedern, kennen lernen: nicht gleich geändert wissen wollen. Erst nur das Factum: so ist die Sache, so ist der Mensch; diese Untersuchung ist weitläufig und lang, und sie muß lange fortgesetzt werden, ehe man bessern will. Hochachtung und Liebe werden bei einer solchen genauen Erforschung nicht leiden; denn beides wird mehr auf Wahrheit gegründet werden: sie werden nicht halb aus Schmeichelei und Politesse und aus wirklicher Empfindung bestehen, sondern werden mit der genauen Kenntniß des Guten, worauf sie sich gründen, eine solide Basis haben. — So also, gestehe ich es, meine Aufführung gegen Sie war nicht die rechte. Aber eben deßwegen, weil ich mir mißfiel, weil ich meinem Charakter, meiner Denkungsart nicht gemäß handelte, ging ich nicht mit demjenigen Vergnügen mit Ihnen um, das sonst ein Mann, wie Sie, und der einen so liebt, wie Sie mich lieben, machen muß und soll. Noch eins also, um meine Rechtfertigung und meine Dreistigkeit voll zu machen. — Sie haben wirklich einen mit Ideen sehr bereicherten Kopf. Ihre Verse sind voll Gedanken: moralischer, metaphysischer, von aller Art. Ihre Gespräche sind, wie es mir scheint, nicht so voll davon. Wie kömmt das? Mich dünkt, eben aus einer gewissen Zurückhaltung, die Sie hindert, sich recht in die

Materie einzulassen, alle Ihre Gedanken frei zu entwickeln, frei herauszusagen. Es giebt viele einsichtsvolle Personen, die nur immer, so zu sagen, die Endchen ihrer Ideen vorbringen: die von ihrem Thema sogleich abspringen, und das meiste von dem, was sie sagen wollten, in petto behalten. Bei einigen ist es eine Art von innerer Trägheit, daß sie sich nicht die Mühe geben wollen, ihre Begriffe völlig zu entwickeln, bei andern ist es eine frühzeitig angewöhnte Schüchternheit, die anfangs sie da zurückhielt, wo sie Widerspruch besorgten, oder befürchteten, sich bloß zu geben, und die alsdann auch noch den freien Lauf ihrer Gedanken hemmt, wo sie eigentlich nichts mehr fürchten. Es kömmt auch auf die Freunde und den Umgang an, den wir in der Zeit unserer Bildung haben. Sind es Leute, die so etwas von der Sokratischen Hebammenkunst haben, die unsern halbgebornen Ideen heraushelfen, sie mit uns besichtigen, zergliedern, und auf alle Seiten drehen; so gewöhnen wir uns selbst auch dazu. — Eine andere Anmerkung, die ich gemacht habe, und von der Sie mir sagen mögen, wie richtig sie sey: Sie reden mehr von Büchern und Verfassern, als von den Sachen selbst. — Sie lesen, wie Sie selbst sagen, sehr flüchtig; sie vergessen bald wieder das Umständliche, Genaue und Eigenthümliche der Ausführung und behalten bloß eine allgemeine Idee, und eine oder andere frappante Stelle. Von dieser Beschuldigung, die Sie gegen sich selbst machen, ist etwas wahr, und etwas falsch. — Es ist Ihnen, dünkt mich, so wie mir gegangen. Sie und ich, wir haben in das Bücherlesen und Bücherkennen einen point d'honneur gesetzt. Wir wollten doch jeden Autor kennen, von dem die Welt schreibt und spricht. Wir wollten bei Gelegenheit, wo von einem Buche geredet wurde, sagen können: das kenne ich, das habe ich auch gelesen. — Diese Art von Eitelkeit hat die ganze literarische Gelehrsamkeit in Ansehen gebracht. Für gewisse Leute ist diese auch; aber für Sie und für mich nicht. Für mich noch weniger. Ich kann nur wenig lesen, und vergesse Zeit, Ort und Namen sehr bald; aber Reflexionen bleiben mir, wenn ich sie vorher erst selbst wieder durchdacht habe. — Also daraus mag bei Ihnen in Ihrer Jugend etwas von dem gierigen und flüchtigen Lesen hergekommen seyn, dessen ich auch schuldig gewesen bin, und dem ich zum Theil meine Hypochondrie, und daß ich nun nichts Lesen kann, zu danken habe. Uebrigens haben Sie so viel und mehr Gedächtniß, als ich; und wenn Sie sich vornähmen, sich selbst in Discussionen des Autors einzulassen, so könnten sie es. — Nun also, da ich, wie Sie wissen, ein Raisonneur und Schwätzer bin, und gern sehe, daß man mit mir über die Sachen selbst raisonnirt, mit mir sich herumficht, oder mit mir nachsucht und be-

leuchtet: so thaten Sie mir darin nicht allemal genug, und ich selbst kam mir alsdann langweilig, trocken, leer vor. — Nun also, da ich mein Herz so ganz ausgeschüttet habe, so weiß ich, Sie werden, auf dem Grunde desselben, innere, wahre Liebe gegen einen würdigen Freund und selbst Dankbarkeit gegen einen Wohlthäter finden. Denn haben Sie mir nicht wohl gethan? haben Sie sich nicht beeifert, mich bekannt zu machen? haben Sie nicht alle Ihre Freunde aufgeboten, mir zu dienen? Vielleicht wäre ich ohne Ihre Bibliothek, die mir zuletzt zuweilen schwer fiel, noch gar kein Schriftsteller, noch kein so denkender Mensch, nicht so geliebt und geachtet, als ich es bin. Also sind Sie wirklich ein Werkzeug der Vorsehung zu meinem Besten. — Sie sind für sich ein so braver und liebenswürdiger Mann; Sie lieben mich. Was müßte ich für ein Mensch seyn, wenn ich kalt gegen Sie seyn könnte? Aber so wie ich selbst gern besser, vollkommner seyn wollte, so wollte ich auch Sie noch vollkommner machen, wenn ich könnte; — Ihre Denkungsart, oder vielmehr die Art von Entwicklung Ihrer Ideen in eine noch größere Aehnlichkeit mit der meinigen bringen. — Antworten Sie mir bald auf diesen Brief. Ich habe ihn mit einer ungewöhnlichen Heiterkeit meines Kopfes geschrieben, und ich danke Gott für diese glückselige Stunde. Ich will sie nicht durch Klagen' entweihen. — Ich bin nicht gesund, aber ich kann doch zuweilen zufrieden seyn. Warum murre ich also doch zu andrer Zeit? O mein Freund, ich studiere über mich recht viel; ich lese auch dann und wann ein Maulvoll, käue lange daran, und nähre mich vielleicht besser, als wenn ich mehr verschluckte. Schreiben Sie mir doch von Gelehrten und Büchern etwas, denn wichtig ist mir doch auch, nicht ganz zurück zu bleiben, wenn die Welt vorwärts geht. Ich bin ꝛc.

---

71. Garve an Weisse.

Breslau, den 31. Decebr. 1773.

Ich danke Ihnen, mein liebster Freund, für den guten Rath, den Sie meiner Mutter gegeben. Gestern erst habe ich Ihren Brief zu lesen bekommen, und der war ein neues Weihnachts-Geschenk. Machen Sie mir ein ähnliches zu meinem Geburtstage: der trifft den 7 Jenner; und damit Sie es desto leichter thun können, so will ich eine Menge Fragen an Sie thun, die Sie mir am besten beantworten können. Sobald ich wieder ein klein wenig mich besser fühle, werde ich erschrecklich neugierig; — wiß-

begierig würde ich sagen, wenn ich der Sache einen schönern Namen geben wollte. — Der Tod des Guten T. R., dessen Wittwe Sie, wenn Sie so gut seyn wollen, auch unsrer Theilnehmung versichern können, hat mich wieder an die Maler = und Künstler=Welt erinnert, aus der ich völlig heraus bin. Erstlich möchte ich also wohl wissen, was aus den Sammlungen, Bildern, Büchern und Gärten des Verstorbenen werden, was seine Wittwe mit allen ihren Schätzen anfangen wird; dann aber auch was Oeser macht, malt oder zeichnet; was Bause sticht; wer sich sonst hervorthut; wie die lieben Leute unter einander, und mit Ihnen leben; was Kreuchauf und die Komödie macht, kurz was der status publicus der Stadt und Akademie Leipzig sey. In einem Jahre stehen freilich in keinem Lande große Männer auf: aber einige erheben sich doch, andere sinken. Auch kriegt jeder Mensch so auf gewisse Weise einen veränderten Standort; hat sich gewissen Personen mehr genähert, die ihm vorher fremd waren; und lernt also manches kennen, was zwar schon vorher da war, aber ohne ihm bekannt zu seyn, oder ohne ihn zu rühren.

Breslau, den 1. Jenner 1774.

Der erste, dessen Glückwünsche ich heute empfange, sind Sie. Meine Cousine hatte gestern Ihren Brief aufgefangen, und schickt ihn mir heute früh mit einem andern Briefchen von ihrer eigenen Hand ins Bette. Das ist ein gutes Omen für dieses Jahr; denn es war etwas unerwartet angenehmes; und wirklich, wenn in diesem Jahre viel Angenehmes mir bevorstehen soll, so muß es unerwartet seyn, denn meine Empfindungen und meine Erinnerungen aus dem vergangenen Jahre lassen mich sogar viel Gutes nicht voraussehen. Ich nehme mir hundertmal vor, ich will nicht klagen: aber dazu bin ich zu schwach. Es ist ein Trost, Zeugen seines Leidens zu haben; und nichts zeigt die gesellige Natur des Menschen mehr, als daß er seine Mitgeschöpfe braucht, nicht bloß ihm zu helfen, sondern auch ihn zu bedauern.

Ich komme wieder auf Ihren Brief. Wenn Sie Director der Akademie in der Solitude werden, so machen Sie mich zum Kreiseinnehmer. Zum Professor werde ich so nichts mehr taugen; und sonst weiß ich mir auch mein Brot ehrlicher Weise nicht zu verdienen. Nun ist zwar wahr, rechnen kann ich auch nicht gut; unterdessen, da ich durch meine Krankheit etwas weniger flüchtig, und zu mechanischen Arbeiten weniger ungeduldig geworden bin, so würde es mit der Zeit vielleicht schon gehen. — Aber nein, liebster Weisse, das geht doch um einer andern Ursache willen nicht an. Wenn ich wieder nach Leipzig soll; so müssen meine Freunde alle

da seyn. Die sind meine Leipzig. Gingen diese weg oder stürben aus; so hätte ich gar keine Begierde mehr dort zu seyn; denn Gebäude, Gegenden, Gesellschaften, Zeitvertreibe sind allenthalben in dem gesitteten Europa ziemlich einerlei. Ein Bischen mehr oder weniger Firniß, das ist alles. Denn wirklicher Verstand und großer Verstand ist eine Pflanze, die allenthalben wächst, und allenthalben selten ist. — Ihnen aber, liebster Freund, hätte ich doch zu einer frühern Zeit wünschen mögen, daß ein eben so einträgliches und eben so ruhiges Amt, als Sie jetzt haben, Sie ganz und gar mit den Wissenschaften verknüpft hätte. Sie sind so fleißig, so arbeitsam, und haben so viel Kräfte, daß Sie viel in der Welt thun und ausrichten konnten, wenn Sie durch nichts gestört wurden.

Für ihre gütigen Nachrichten und Nachforschungen danke ich Ihnen gehorsamst. Ich werde sie am gehörigen Ort weiter befördern. — Sie sehen also in diesem Jahre einem neuen Sohne entgegen. Gott erhalte und stärke die Mutter, und schenke Ihnen das Kind. — In diesem Augenblicke, (es ist 12 Uhr den 2. Jenner), sitzen Sie vielleicht mit Ihrer lieben Frau und Ihren lieben Kindern bei Tische. Ich bilde mir ein, Sie reden jetzt von mir. Sie wünschen mir Gutes, das weiß ich, und würden mich gern an Ihrem Tische bei sich sehen. Nach dem Essen ein kleiner Mittagsschlaf, dann der Kaffe; Ihre Frau sitzt auf dem Kanapee und schenkt ein; Sie lehnen sich an die Komode und rauchen, und spielen oder schwatzen mit Ernstchen. Dann sich an das Pult gesetzt, und eine Oper oder eine Recension gemacht, oder Briefe geschrieben, oder gelesen. — Es kommen Besuche, langweilige und angenehme; — ich nicht mit darunter. Um 5 Uhr gehen Sie zu Ihrer lieben Frau Schwiegermama, die Gesellschaft ist beisammen. Platner kömmt auch hin, und der fragt doch wohl einmal: „Haben Sie Briefe von Garven? ich bin ihm lange Antwort schuldig, setzt er vielleicht hinzu; aber, ich habe auch zu thun, und er ist ein Müßiggänger.“ — Dann an den Trisettisch, dann bei der Mahlzeit, dann begleite ich Sie nach Hause, und sage Ihnen Lebewohl. — Schreiben Sie mir doch, um wie viel ich mich geirrt habe. Ich kenne Ihren Zirkel. Wo er aber sich erweitert oder verrückt hat, da machen Sie mir ein rechtes Vergnügen, wenn Sie mir es berichten. Gellerts Briefe soll Reich haben. Leben Sie wohl.

72. Garve an Weisse.

Breslau, den 18. Sept. 1774.

Schon wieder einen Brief von mir, liebster Freund, vornämlich um Ihnen zwei junge Leute aus meiner Vaterstadt zu empfehlen, die auf ein halbes Jahr nach Leipzig kommen. Sie heißen von Pachali: der älteste hat bisher in Halle und Göttingen studiert, und kömmt nach Leipzig sich zu erholen, und sich noch mehr zu bilden. Der jüngste kömmt von hier, soll kein Gelehrter von Profession werden, soll aber doch einmal andere Menschen und Sitten, als die in seiner Vaterstadt, sehen und lernen, soviel er lernen kann. Der Vater hat große Hochachtung für Sie, und weiß, daß Sie mein Freund sind. Er hat mich also gebeten, seinen Söhnen Ihre Bekanntschaft zu verschaffen. Doch Sie kennen den ältesten schon. Er war, auf seiner ersten Reise nach Halle, auch in Leipzig, und ich brachte ihn zu Ihnen. Aber er wird ohne Zweifel sich seit der Zeit mehr gebildet haben, und Ihren Umgang besser nützen können.

Die andere Hauptabsicht meines Briefes ist, Sie um verschiedene Personen zu fragen, die mir durch Gellerts Briefe merkwürdig geworden sind. Ich hätte schon gewünscht, daß Sie diese Briefe ganz mit mir lesen, und mir commentiren könnten. Zuerst, wie heißt denn die Mamsell in Dresden, mit der Gellert eine so lange Correspondenz geführt hat? Ihre ersten Briefe sind, so wie ein junger Student, der in sich mehr Witz und Fähigkei fühlt, als andere, welche er kennt, an einen berühmten Mann schreibt, dem er gefallen will, voll ausgesuchter Lobsprüche, voll artiger, aber etwas gesuchter Wendungen: nett polirt, aber leer. Ihre folgenden Briefe behalten zwar den schmeichelnden Ton noch immer etwas, aber sie fängt doch wirklich an, ihre Gedanken und Empfindungen zu entwickeln. Diese sind nun zwar manchmal so fein, so alambiquirt, wie die gelehrten Frauenzimmer sie haben, — aber doch sind darunter auch viele wahre, tugendhafte und edle. Am besten gefallen mir die Briefe, wo sie am meisten von sich, ihren häuslichen Umständen, ihren Freunden so gerade wegschreibt. Sie drückt sich wohl aus, und hat wirklich durch diese Correspondenz gewonnen. Also, wer ist sie denn? Ich habe sie aus den Briefen lieb genug, um gern zu wissen, wie sie heiße, was sie mache, wer ihr Mann sey oder werden solle. u. s. w.

Diese zweite Hauptperson aus den Briefen ist Moritz. Ist er todt, oder ist er der Gesandte in England? Gellerts Liebe gegen ihn war wirklich groß, und wie immer die väterliche Liebe

die größte ist, so ist auch in Gellerts Briefen noch mehr Herz, als in des Grafen. Doch sind auch diese nicht schlecht.

Den Herrn von R., der ihm die Pension gegeben hat, ein preußischer Unterthan, wie es scheint, möchte ich auch kennen. Man sieht in Gellerts Briefen Dankbarkeit, Achtung, aber keine herzliche Zuneigung.

Dem böhmischen redlichen Geistlichen hätte ich eine noch freundschaftlichere, noch rührendere Antwort gewünscht. Aber Gellert konnte nicht immer was er wollte. Der gute und der unglückliche Mann! Ich bin ihm seit zwei Jahren in meinem Leiden sehr ähnlich gewesen. Möchte ich ihm doch auch in seinem Eifer, Gutes zu thun, gleich werden!

Wissen Sie etwas mehr von der Geschichte des jungen liederlichen Menschen, der in Gellerts Armen gestorben ist? Warum kömmt denn nichts von dem Menschen aus der Insel S. Eustachius vor? Warum kömmt ein Brief von mir vor, eben so leer und so geputzt, wie es mir damals zukam, aber nicht wie ich als Leser es heute wünsche? Viel Fragen auf einmal. Aber viel wünschte ich noch zu wissen, was ich nicht frage. Lieber Weisse, so wird man geplagt, wenn man viel weiß, und so gutherzig ist, wie Sie.

Und nun, was machen denn Sie, Ihre liebe gute Frau, Ihre Kinder, Ihre Freunde? Woran arbeiten Sie, was lesen Sie? Sie schreiben viel Briefe. — Aber keinen an mich. Nun wenn Sie mich nur in der Stille lieb behalten, so mögen Sie immer Andern schreiben, und die weniger lieb haben. — Aber dann komme auch ein langer langer Brief.

Ich friere heute, wie mitten im Winter, und zittere und schreibe fort.

Lieber Freund, wünschen Sie mir etwas mehr Lebensgeister, mehr Wärme; Geld und das übrige brauche ich viel weniger. Ich mit den Meinigen bin u. s. w.

---

73. Garve an Weisse.

Breslau, den 14. May 1775.

Mein liebster Freund!

Eine angenehmere Gelegenheit Ihnen zu schreiben konnte ich nicht haben, als die, einen sehr würdigen und geschickten Landsmann Ihnen zu empfehlen, der durch Leipzig reist, und Ihre Be-

kanntschaft wünscht. Herr Langhans, der Ueberbringer dieses Briefes, ist der beste und größte Kenner der Kunst, und der geschickteste Architekt, den wir in Breslau haben. Er ist schon, auf Veranlassung des Fürsten Hatzfeld, dessen im Kriege abgebranntes Palais er wieder erbauen sollte, in Italien gewesen; hat, nach seiner Zurückkunft, dieses Palais, und verschiedene andere öffentliche Gebäude, zum allgemeinen Vergnügen des Publikums und der Eigenthümer aufgeführt; und hat in die Verzierungen der Häuser und Gärten unserer Großen zuerst wahren Geschmack gebracht. Er reist jetzt zum zweitenmal nach Frankreich und England. Er wünscht, auf seinem Wege die Gelehrten und Künstler kennen zu lernen. Er hat die gute Meinung von mir, daß meine Empfehlung in Leipzig etwas gelten würde; und ich bin gewiß, daß Sie, liebster Freund, diese für mich so ehrenvolle Voraussetzung nicht widerlegen werden. Wenn Sie ihm in Leipzig durch Ihre Anweisung, oder auf seiner ferneren Reise durch Ihre Empfehlungen nützlich seyn können, so thun Sie es, aus der Ihnen so eignen Menschenliebe, und aus Liebe zu mir. Ich bin von ganzem Herzen.

---

74. Garve an Weisse.

Breslau, den 1. Juli 1775.

Liebster Freund!

Sie hat der Tumult der Messe, und mich hat die Einsamkeit des Landes vom Schreiben abgehalten. Ich empfing Ihren Brief auf dem Gute eines andern braven und gelehrten schlesischen Edelmanns, der auch Ihren Freund so wie Paczensky liebt. Ich bin bei ihm ein Botanicus und ein Astronom geworden, so weit man es in vier Wochen werden kann. Wenigstens habe ich von der ersteren Wissenschaft einen allgemeinen Begriff, und an ihr so viel Geschmack mit nach Hause gebracht, daß meine Spaziergänge, wenn ich ihrer nur viele und weite machen könnte, mich nun weit mehr unterhalten würden. Zur Astronomie, die mir nicht ganz fremd ist, bin ich von Zeit zu Zeit aus eigener Neigung zurückgekehrt, die jetzt noch mehr durch den Umgang dieses Freundes befestigt wird, der mehr davon weiß, als ich, und der Bücher und Instrumente hat, die mir fehlen. Der Graf von M., so heißt dieser Mann, hat eine große Neigung zu allen Wissenschaften und Künsten, und ob er sich gleich auf sehr viele eingelassen, ob er gleich dabei die Zerstreuungen der großen Welt genossen hat; so ist er

doch in einigen Sachen bis zum Erstaunen weit gekommen. Er ist auch krank und schwach geworden, wie es die meisten Menschen werden, die ihre Geisteskräfte sehr brauchen, und ihren Körper wenig. Aber da er eine viel stärkere Leibesbeschaffenheit hat, als ich und Paczensky, so ist er glücklich wieder der Hypochondrie entwischt, und ist mit dem Verluste seiner Stimme, die ganz heiser geworden ist, durchgekommen. An diesem an sich angenehm gelegnen Orte, und bei einem so lieben und gelehrten Wirthe, fehlt mir nichts, als mehr Gesundheit, ein Freund, der an meiner eignen Wissenschaft mehr Geschmack fände, und Nachricht von meinen abwesenden Freunden. Die letztre habe ich von Ihnen und von ein Paar andern bekommen, und diese so angenehm, wie möglich. Paczensky und die B. von W. auf der einen Seite, Sie, Zollikofer und Dumas auf der andern, haben mich gegenseitig versichert, daß ich an meinen Freunden eine gute Wahl getroffen, und daß ich von würdigen Leuten geliebt werde. Das verschafft mir die angenehme Empfindung der Werthschätzung meiner selbst, die weit vom Stolze verschieden ist, und die mich zu allem Guten aufmuntert. Wie glücklich wäre ich, wenn ich den Umgang aller zugleich an einem angenehmen Orte genießen könnte!

In der Zeit, da ich auf dem Lande war, sind fast alle die Meinigen krank gewesen. Sie sind alle noch kränklich: — die große Hitze dieses Sommers, oder die ungesunde Luft dieser Stadt hat eine epidemische Flußkrankheit hier hervorgebracht, von der einige Personen recht heftig angegriffen worden. Ich bin diesem Uebel auf dem Lande entgangen, aber nicht meinem eigenen, das ich allenthalben mitschleppe. Indessen ist doch manche Stunde angenehm gewesen. Ich habe auch nicht bloß botanisirt, sondern auch übersetzt. Bald kömmt es mir vor, daß ich mein Buch besser mache; bald bin ich zufrieden, daß ich kein besseres habe; und bald denke ich gut genug vom Original, um wegen meiner Abweichung besorgt zu seyn. Ich habe den Sinn allenthalben mir deutlich vorzustellen, und deutlich auszudrücken gesucht. Es gehört Standhaftigkeit und Geduld dazu, ein Uebersetzer zu seyn. Ohne die Methode, die ich jetzt gewählt habe, würde ich es nimmermehr aushalten. Aber so beschäftige ich doch meinen Kopf mit den Sachen selbst, da ich sonst nur Worte denken würde. — Blankenburg hat mir seinen Roman geschickt. Der Styl ist, wie auch in seinen Briefen sehr affectirt, die Manier nachgeahmt und zuweilen unausstehlich; aber des Mannes gute Talente stechen doch hervor. Nur untersucht er den Menschen mit zu vielem Bewußtseyn der Regeln, und hat noch nicht den simpeln Geschmack. Die Schriftsteller machen es doch immer noch, wie Alexanders Hofleute,

die seinen krummen Hals nachmachten, weil er ein König und ein großer Mann war. Adieu bester Mann. Bald wieder Briefe! Und so leben Sie wohl!

---

75. v. Bonstetten an Joh. Müller

Rom, den 9. Januar 1782.

Ich habe mich seither in das Studium der Kunst so vertieft, daß ich gar nicht heraus kann; doch werden die Künstler am Ende wenig mit mir zufrieden seyn. Gewiß ist es, daß Rom der Hauptort in der Welt ist, wo man die Wahrheit am klärsten vorfindet. Was gäbe ich nicht darum, wenn ich Sie nur ein halb Dutzend Tage einige meiner Lieblingsgänge führen könnte! Glücklich ich, daß ich ausgedauert habe, bis ich so weit kam.

Der Winter hier ist nach dem milden Regenwetter des Novembers ein wahrhaftiger Frühling: ich habe noch an keine warme Stube gedacht, und das frische Grün der Pflanzen und Lorbeer- und Pomeranzen-Bäume und Eichen, in den Villen voll lebendiger Brunnen, läßt auch Weichlinge, bei der heißstrahlenden Sonne durch die blauen süßen Lüfte, nicht daran denken.

Die römischen Opern und Schauspiele sind mir bis jetzt sehr zuwider; sie sollen aber besser werden. Die Musik ist mehrentheils Schlendrian oder mittelmäßig; doch bald ein Päckchen anderer Arien, worunter einige vielleicht des heitern Morgenzimmers über dem Murmeln der hellen Düssel nicht unwürdig seyn mögen!

Wir Deutschen müssen uns hier sehr in Acht nehmen, daß wir keine Messer in den Leib bekommen; die ganze Klerisei ist gegen den Kaiser aufgebracht. Alle Mönchsorden haben die Feiertage seinetwegen nach Sanct. Peter Processionen anstellen müssen, und die Züge wollen gar kein Ende nehmen. Man ist selbst um das patrimonium Petri bange, und befürchtet nach zweihundert Jahren den Anmarsch von einem neuen Kriegsheer.

Wir haben jetzt eine ganze Karawane Maltheser-Ritter bei uns, die der durchlauchtige Karl Theodor von dem Baierlande mit einem Gesandten und geistlichen geheimen Rath aussendet, die Türkenköpfe wegzusäbeln. Sie lassen sich's hier mit ihren Läufern, Kammerdienern und Reitknechten brav wohl seyn, und verzehren in einem Tage mehr, als wir armen Kunstteufel in einem halben Jahre. Sie bereisen, ehe sie nach Malta kommen, ganz Sicilien, um sich in den Ruinen von Tempeln, die Hannibal mit seinen Elephanten umriß, Heldenmuth einzusammeln.

Der Himmel erhalte mir Ihre Liebe, die den Klang jeder Schönheit in mir verdoppelt. Mein Lebenskahn schwimmt jetzt zwischen paradiesischen Inseln; wenn ihn eine Charybdis verschlänge, so wäre ich der Glückliche Solons. „Nehmt mich auf, ihr Gestirne, wollt ich dann rufen, ich bin aufgelöst von allen Banden. Und ihr, o meine Heiligen, Xenophon und Plato, Phidias und Praxiteles, wo seyd ihr, und alle ihr Töchter der Huld, deren Daseyn schon hienieden lauter Licht und süße Harmonie war?"

---

76. Heinse an Friedrich Jacobi.

Lugano, den 25. November 1773.

Ich bin in Italien, mein Lieber, den Mai am Himmel und auf der Erde um mich her, den Schnee über den Wolken hinter mir'; eine sanfte Luft, die Freude und Wohlbehagen einflößt, umweh't mich; alles ist für mich verändert, Himmel, Erde, Menschen, und in der That, ich befinde mich wohl dabei; ich vermisse von diesen beeisten Felsen und fürchterlichem Klima, das ich verlassen habe, nichts als Sie, und — ich wag' es nicht zu sagen — Sie wissen wen, — nam tacitum vivit sub pectore vulnus. Ich weiß nicht, welche Empfindung mich in diesem Klima durchdringt, aber ich fühle, daß sie mächtig auf meine Seele, und, ich glaube auf meine Nerven wirkt; ich freue mich, zu seyn, herumzugehen, auf einem Balkon zu sitzen, nichts zu denken; alles zerstreut und beschäftigt mich, alles ist neu für mich, alles ist Harmonie für meine Seele, alles ladet sie zu süßen Träumereien ein.

Ich habe eine herrliche Reise gehabt, keinen Augenblick Langeweile oder Ermüdung; es ist mir jetzt, als wenn ich von einer Wolke herab unter meinen Füßen einen Theil der Erde sich herumdrehen und Nationen und Klima's vor meinem Blick vorüberführen gesehen hätte.

Schade, daß Sie nicht bei mir auf den Ebenen von Sempach waren! Sie hätten Ihren Freund diese Gegenden des Blutbads durchlaufen, und zwischen den feindlichen Schatten herumirren sehen, auf einem großen Pferde, und das Pferd war des Scharfrichters von Luzern. Das Schlachtfeld ist eine Viertelstunde über der Stadt und dem See, auf dem Abhang eines Hügels: die Schweizer hatten den Meyerwald hinter sich, der Ort, wo die Völker auf einander stießen, ist ziemlich eben; zur Rechten und zur Linken aber senkt sich das Land, und scheint daher wie bogenförmig. Ein einsames Haus in der Mitte eines Meyerhofs; neben dem Hause eine kleine gut angeweiste Kirche, und unter der Kirche eine Bedeckung, worunter man einige Gebeine findet: das ist al-

les, was das Auge in diesen berühmten Gegenden entdeckt. In der Kirche sehen Sie die Schlacht in Fresco vom rauhen Pinsel der Sieger gemalt, in der Entfernnug zeigt sich die Stadt und der See, vorn Winkelried, der die Piken des östreichischen Phalanx anfbewahrt; von allen Seiten Inschriften; die Fahnen der Feinde, mit den abgemalten Wappen der östreichischen Edelleute; das Portrait des Erzherzogs ist in der Sakristei: der Erzherzog darauf ist ganz blond, mit der Miene eines guten Junkers oder Mönchs.

Ich bin in Gesellschaft der Herren — — — von Unterwalden; sie haben noch die Seele unserer Vorfahren. Man redete von dem Ehrgeiz des Kaisers; da sprach alles auf einmal, und mit dem größten Feuer, und drückte einen unerschütterlichen Entschluß aus, die Freiheit zu erhalten oder zu sterben. Am Sonntag habe ich über den Luzerner See gesetzt, mit Thomson, Virgil und drei Seiltänzern, die bei Gersau mit landen mußten, ungeachtet aller Bitten, die sie an mich thaten, sie an einem so unbedeutenden Ort nicht aufzuhalten. Gefolgt von meinem Bedienten geh' ich sogleich auf das Forum, einem kleinen Platz neben dem Rathhaus; ich rede mit den Bürgern, die ich da antreffe, ich unterrichte mich von ihren Gesetzen und von ihren Gebräuchen; nach und nach versammelt sich die Stadt um mich her; man ruft den Kanzler, der ganz außer Odem gelaufen kömmt, mit einer Hand sein Schnupftuch zusammenlegt, und mit der andern seine Weste zuknöpft; er zeigt mir ihre Gesetze in einem Foliobuch, worin nicht mehr als etwa hundert Seiten Schrift waren. Der Herr Kanzler las mit lauter Stimme und in einem Odem vor, was ich aus dem Foliobuch haben wollte; ich machte meine Auszüge und einen kurzen Entwurf der Geschichte dieser kleinen Republik. — — Doch ich merke, daß ich fast ein Buch schreibe. Ich halte meine Feder mit Gewalt zurück. In den kleinen Cantons war ich mit Jedermann Freund und Bruder; es sind die besten und ehrlichsten Leute von der Welt. Ich weiß nicht warum die Reisenden über sie klagen: wahrscheinlicher Weise, weil sie mit diesen freien Leuten nicht wie mit ihres Gleichen umgehen.

Der Gotthard, mein Freund, der Gotthard — ließ Silius und Thomson und Pope weit unter sich; kaum hat Milton einige Züge des Erhabnen erreicht, wodurch der Gotthard mit jedem Schritte zum Erstaunen zwingt. Man reist, um die Ruinen von Rom zu sehen: der Gotthard zeigt in dieser Jahrszeit ein Schauspiel von Ruinen der Welt. In diesen ungeheuern Einöden hört man nichts als das Brausen der Winde, der Wasser, der Ströme von Schnee, welche die jähen Abgründe mit Krachen des Donners hinabrollen; man sieht Wasserfälle von Eis über diesen Abgründen hangen, Wassermassen die auf den Felsen schäumen, und sich

in den Tiefen der Reuß verlieren, die Erde unter den Füßen geöffnet, und durch Brücken vereinigt, die eine verwegene Hand über diese dunkeln Schlünde warf; endlich bei Unseren eine einsame Ebene; die Reuß die sich mit Gewalt durch den Schnee in ihren Krümmungen drängt; ein Paar einzelne Häuser und eine Kirche, die kaum aus dem Schnee, der sie bedeckt, herausblicken: alles malt der Seele das Bild der Einsamkeit, der Verlassenheit und des Todes vor. Hier sagt Ihnen Ihr Führer: „Bei diesem „schwarzen Kreuz ist ein Mann mit seiner Frau umgekommen; „dort bei jenem Felsen hab' ich Vater und Sohn gefunden, ihre „Körper waren in Eis verwandelt, man las noch in ihren Mienen „die Züge eines unruhigen und tiefen Schlafes." — Dieses Thal war vordem ein Wald, und der Aufenthalt von wilden Thieren, die ihr Heulen mit dem Getös der Winde und dem Lärm der Wasserfälle vermischten. Endlich auf dem Gipfel des Berges finden Sie zwei Kapuziner an einem guten Ofen sitzen, und die Philosophie des Père Jaquier zwischen zwei Bouteillen auf dem Tisch. Sie sagen da ein Pater noster und ein Credo, trinken guten Wein von Lescio, und danken Gott und den Kapuzinern für die Güte des Himmels und des Gotthards.

Lugano ist eine artige Stadt, und hat einige Häuser von einer guten Architektur. Ich ließ mich zu einem Buchhändler führen. Der Mann saß hinter seinem Tisch. „Was haben Sie für Bücher?" Mein Herr, ich habe keine Bücher, als für die Jesuiten. „Ich bekümmere mich nicht um die Jesuiten, wenn ich Bücher kaufe." Hol' alle der Teufel, fuhr der Buchhändler mit Ungestüm auf, ich habe keine Bücher, als für die Jesuiten, und der Teufel und der Pabst ruiniren mich.

N. S. Warum, mein Lieber, hat Haller in seinen Alpen nicht die schaudernden Scenen des Gotthards oder Grimsels besungen? Seine Manier ist nicht die von Salvator Rosa, der die erhabene Unordnung der Natur so schön malte.

---

77. Das große Loos.

„Frau, sagte Meister Till: ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt: so schlimm stehn unsre Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand und Fuß,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Pfui, laß uns nicht so schläfrig seyn!
Laß uns noch heut ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieses Thürchen schleicht gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Gold und Silberhaufen." —

Frau Till, ein Weiblein guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kömmt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unser Pärchen borgt und spart,
Um nach und nach den Einsatz zu erschwingen.
Doch das papierne Pförtchen stand
Ein halbes Jahr Fortunen offen,
Und immer noch ließ sie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug hoffen.

Jetzt krähte schon der muntre Hahn
Den Morgen der Entscheidung an,
Und Till sprang jubelnd aus dem Bette;
„Heh, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekömmt kein Menschenkind, als wir.
Ein goldner Traum hat mir's versprochen,
Und Träume halten gern mir Wort.
Bemüh' dich nicht, für mich Kaffee zu kochen;
Ich will gleich fort, ins Lotteriehaus fort.
Zum Letztenmal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflasterweg; denn steht das Glück uns bei,
Alsdann ade, Fußgängerei:
Ich lasse straks mir eine Sänfte holen,
Und mache mich vor Stolz so schwer wie Blei.
Die Sänfte, Kind, sey dir so gut als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickst du sie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüsseln, Töpf' und Tiegel,
Und Schrank und Tisch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man sagt, das ganze Haus
Zum Fenster Schlag auf Schlag hinaus!
Was wollen wir den alten Plunder schonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen." —

Er rannte fort, und seine Gattinn sprach:
„Karl, lauf dem Vater schnell an's Lotteriehaus nach,
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft;
Dann aber komm im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!" —

Das Knäbchen hatte schier drei Stunden lange Weile,
Und hörte noch von dem, was er begierig dort
Erwartete, kein stummes Wort;
Doch plötzlich sprang in höchster Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben rief's: „Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geschwind, um Gottes Willen!" —
Karl fragte schnell: „Für wen, mein lieber Mann?"
Der Renner flog vorbei, und fuhr ihn unsanft an:
„Für wen denn sonst, als Meister Tillen?"

Der Bube stob hinweg, als ritt er gleich Kurier
Auf Doktor Fausts berühmtem Mantel.
Die Mutter harrt' auf ihn mit flammender Begier,
Und schwärmte, da er stammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftstich der Tarantel.
Sie sprang bacchantisch wild mit aufgelöst'em Haar,
Und schleuderte durchs Fenster, was im Zimmer
Wand=, nied= und nagelfest nicht war.
Mit Brummen überstieg das Sänftenträger=Paar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus,
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Trotz einem jungen Böcklein, springen:
Doch welch ein Schreck! — Er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als sollte man für ihn die Todtenmesse singen.
Man sprizt ihm Wasser in's Gesicht,
Man heult und schreit ihm in die Ohren:
Vergebens! er ermannt sich nicht,
Und scheint für diese Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch steigendes Getümmel,
Die Augen mählig wieder auf,
Und seine Gattinn rief: „O tausend Dank dem Himmel!
Ha! Männchen, fuhr sie fort, war dir vor Freude schwül?
Ja, ja, das große Loos ist traun kein Pappenstiel!
Doch hätt' ich dich darüber in der Blüte
Des Lebens eingebüßt (davor mich Gott behüte!),
So wär' die Lotterie dennoch ein böses Spiel." —

„Das ist sie! sprach er matt: Ich fiel
In Ohnmacht über unsre Niete." —

Das Dreißigtausendthaler-Loos
Warf einem reichen Mann' Fortuna in den Schooß.
Man munkle, wie man will, von dieser Menschenklasse,
Daß sie sich mit Gefühl und Mitleid nicht befasse:
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen singen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragikomische Geschichte,
Da rief er seufzend aus: „Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verschulden,
Daß er vor Gram vergeht. — Geschwind, geschwind, Johann,
Lauft hin und bringt ihm — diesen Gulden!" —

---

78. Der Vatermörder

Graf Eulenfels war reich an Gold;
Doch arm an Lebensfreuden.
So wie der Uhu einsam grollt,
Sah man ihn Menschen meiden.
Ihn nagt ein Wurm, der nimmer wich,
Und da sogar ihn quälte,
Als seine Tochter Anna sich
Mit Junker Horst vermählte.

Sein düstrer Blick verscheuchte ganz
Die Fröhlichkeit vom Feste,
Und seiner hundert Kerzen Glanz
Bestrahlte stumme Gäste.
Ein fremder Ritter, Karl von Sturm,
Befand sich unter diesen,
Ihm ward ein Zimmer in dem Thurm
Des Schlosses angewiesen.

Um Mitternacht entschlief er kaum
Im weichen Schwanenbette,
Da weckt ihn aus dem ersten Traum
Das Klirren einer Kette.
Erschrocken rafft er sich empor,
Denkt, seine Sinne trügen;
Doch klirrt es stärker, als zuvor,
Und kömmt herauf die Stiegen.

Es tappt im Vorsaal her und hin,
Schleicht jetzt herein, und rasselt
Am Bett vorüber, zum Kamin,
Wo noch die Flamme prasselt.
Hier bleibt's und stöhnet schauerlich,
Wie Ruf aus einem Grabe:
„Huhu! wie lange seit ich mich
Nicht mehr gewärmet habe!"

Karl zog sich grausend an die Wand;
Dann schob er die Gardine
Des Betts zurück, mit leiser Hand,
Und blickte zum Kamine.
Hier saß des Todes Bild, ein Greis,
Mit Lumpen nur behangen,
Sein langer Bart floß silberweiß
Von leichenfahlen Wangen.

Bald sah er irr und wirr umher,
Bald starr hin nach den Dielen.
Es schien, als wogt in ihm ein Meer
Von marternden Gefühlen;
Denn, wie zerrüttet im Gehirn,
Rang er die Knochenhände,
Und stieß verzweifelnd seine Stirn
Ans Mauerwerk der Wände.

„Halt ein! rief Karl, wer du auch bist!
Halt ein! Was ist dein Jammer?
Lebst du noch wirklich, oder ist
Das Beinhaus deine Kammer?"
Der Greis schrack auf, und schwankte hin
Ans Bette: „Fremdling, bebe
Nicht vor mir armen Mann! Ich bin
Kein böser Geist, ich lebe." —

„Nun dann, Nachtwandler, beichte frei!
Was drücken dich für Leiden?
Ich helfe dir, bei Rittertreu!
Wenn du's verdienst, mit Freuden!" —
„Ja, Rittersmann, ich will mein Leid
Euch offenherzig klagen;
Doch sagt mir erst, was rollen heut
Durchs Schloß so viele Wagen?

Ich konnt' in meinem Felsennest
Vor dem Getös' nicht schlafen.
Was gab's?" — „Je nun, das Hochzeitfest
Der Tochter von dem Grafen." —
„Des Grafen? — Meine Enkelinn?
O Gott, sey ihr Berather!
Ihr glaubt, ich rase. — Nein ich bin,
Ich bin des Grafen Vater.

Ja Herr, ich sag es noch einmal:
Mein Sohn ist der Verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual
Des Abgrunds oft verfluchte.
Er hat, der seltne Bösewicht,
Mit Ketten mich beladen;
Denn seiner Habsucht fraßen nicht
Mich früh genug die Maden.

Der Unmensch, ach! er zeigte klar,
Da noch die Kinderstube
Der Schauplatz seiner Thaten war,
Sich schon als böser Bube.
Mit seinem Wuchs stieg Tritt für Tritt
Die Bosheit; — jener machte
Zum Gipfel kaum den letzten Schritt,
Als sie ihn auch vollbrachte.

Und diese schwarze That begann
In seiner Brust zu kochen,
Als er einst einen Edelmann,
Des Vater seit vier Wochen
Begraben war, umgeben fand
Von Reichthum und Vasallen:
Da fiel er von der Menschheit Rand
Dem Teufel in die Krallen.

Er kam zurück, ging wie ein Bär
Herum, und pries mit Brummen
Des Edelmanns Vasallenheer
Und die ererbten Summen.
Dann warf er scheele Blick' auf mich,
Worin ich hell geschrieben
Den großen Wunsch las: Wenn wir dich
Doch heute schon begrüben.

So trieb er's einen Monat lang,
Daß Jedermann ihn scheute.
Nun ward sein Plan zur That. Es drang
Ein Trupp vermummter Leute
Bei Nacht frech in mein Zimmer ein,
Riß nackt mich aus dem Bette,
Und legte, taub bei meinem Schrei'n,
Im Thurm mich an die Kette.

Drei Tage saß ich schwermuthsvoll;
Dann hört ich Glocken läuten
Und Todtensang. Das mochte wohl
Auf mein Begräbniß deuten.
Vollführt war nun die Scheidewand,
Die von der Welt mich trennte;
O daß ich euch, was ich empfand,
Recht klar beschreiben könnte!

Ich flehte hundertmal: Laßt doch,
Eh' meine Augen brechen,
Mich noch zwei Augenblicke noch
Mein Kind, den Grafen, sprechen!
Doch ganz umsonst. Allmorgens bringt
Ein Stallknecht des Tirannen
Mir Brot und Wasser, pfeift und singt,
Und gehet kalt von dannen.

Schon zwanzig Jahre hab' ich hier
Im Burgverließ durchjammert.
Mein Wärter hatte heut die Thür
Nicht fest genug verklammert:
Drum hab' ich euch in Angst gebracht.
Der Hahn fängt an zu krähen.
Schlaft ruhig, Ritter! Ich will sacht
Zurück nun wieder gehen." —

Bewegt rief Karl: „Ihr armer Mann!
Wie schrecklich was ich hörte!
Für euch zu thun, was ich nur kann,
Schwör ich bei meinem Schwerte!
Kommt, eh' die Ungeheuer hier
Vom Schlummer noch erwachen!
Kommt' eilend fort; dann wollen wir
Das übrige schon machen."

„Nein, Ritter, mir ist Einsamkeit,
Fern von den wilden Horden
Der Menschen, wie ein Alltagskleid,
Nun lieb und werth geworden.
Die Stelle meines Kerkers mag
Ich nicht um Lärm vertauschen:
Drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag;
Man möcht uns hier belauschen.“ —

Mag lauschen Mordlust und Verrath!
Euch darf davor nicht grauen.
Mein Schwert soll euch gebahnten Pfad
Durch eure Feinde hauen.
Wollt ihr in ew'ger Thränenflut
Hier euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
Will ich für euch verspenden.

Welch Zaudern, Graf? Verlanget ihr,
Daß ich zur Hauptstadt jage,
Und euern Sohn, das Tigerthier,
Beim Fürsten dort verklage?“
„Mein braver Mann! Gewissensnoth
Ist drückender als Ketten,
Und ach! von dieser kann kein Gott,
Geschweig ein Fürst mich retten.

Seht ihr das Blut dort an der Wand,
Dieß Blut hier, wo wir stehen?
Und flöh ich an des Grabes Strand,
So würd' ichs auch dort sehen;
Dieß Blut ist meines Vaters Blut,
Wird mich bei Gott verklagen:
Hier hab' ich, um sein Geld und Gut
Zu erben, ihn erschlagen.

Die Stelle brennt, wie Höllenglut —
Lebt wohl! — Mögt für mich beten.
O! schaut ihr dort den Mann voll Blut,
Der mir den Weg vertreten? —
Hinab, hinab, erzürnter Geist,
Hinab in deine Höhle!
Ich folge — Gott! mein Herz zerreißt —
Erbarm dich meiner Seele!“

Der Vatermörder fiel, um sich
Nie wieder zu erheben;
Denn um ihn stritten fürchterlich
Im Staube Tod und Leben.
Entsetzen, kalt wie Eis, ergoß
Sich durch des Ritters Glieder;
Er floh das grausenvolle Schloß
Sofort, und sah's nie wieder.

---

79. Die beiden Britten.

Ein Lord, der, Lebens satt, den Weg zur Themse nahm,
Ersah im Geh'n noch einen Britten,
Der, so wie er, mit schweren Schritten
Aus gleicher Absicht zu der Brücke kam.
Man hebt das Haupt, einander anzusehen:
„Wohin?" — „Hinunter." — „Ich verstehe dich." —
„Und du?" — „Ich auch." — Nun das erfreuet mich;
„Allein warum? erzähle mirs im Gehen.
„Dem Ansehn nach mußt du bemittelt seyn."

„Ach leider! nur zu sehr, und das ist meine Pein:
„Der Ueberfluß wird mir zur Hölle.
„Der Schmeichler ist mein Tischgeselle;
„Der Neider fluchet mir vor meiner eignen Schwelle;
„Der hämische Verleumder wacht,
„Erforscht mein Thun bei Tag und Nacht.
„Ich lasse Summen Goldes fliegen:
„Was wird mir dadurch eingebracht?
„Daß Buhlerinnen mich betrügen,
„Daß die Klienten mich belügen.
„Nicht eine Freundinn, nicht ein Freund,
„Der es aufrichtig mit mir meint.
„So leb' ich, todt für jede Freude,
„Die schwarzen Tage traurig hin;
„Und will nunmehr noch längerm Leide
„Durch einen guten Sprung entfliehn."

Und dieß ist deine ganze Plage?
Erwiedert jener ihm; und darum raubst du dir
Das Leben? sonderbar! — Ganz anders ist's mit mir,
Der ich die Last des Mangels trage.

Vier Kinder, eine Frau, kein Bissen Brot,
Und auch kein Weg ihn zu erwerben,
Und eine Zukunft voller Noth,
Und bald vielleicht der Meinen Tod:
Dieß ist der Mühe werth zu sterben.

„Wie? weiter nichts, als dieß? Nun Freund! so werd' ich mich
Wohl ohne dich ins Wasser schmeißen:
Ein leichtes ist es mir, auf immer dich
Aus deiner Dürftigkeit zu reißen,"
Versetzt der Reiche, „folge mir!
O! keinen Dank! den schenk' ich dir.
Was kümmert's mich, wem ich die Schätze lasse,
Von denen ich doch scheiden muß?
Dann gehn wir jeder seine Straße,
Du zu dem Weib, ich in den Fluß."
Sie gehn. Mißmuthig schweigt der Lord. Der arme Mann
Führt ihm die kräftigsten Gemeinsprüch' an,
Auf die er sich besinnen kann,
Damit er ihm den Fluß verleide:
Umsonst! der Reiche murrt, und fängt zu drohen an.

Indeß erreichen sie das prächtige Gebäude.
Hier deckt die Wände Gold und Seide;
Der Arme sieht ein Heer von Dienern wohl genährt,
Geräthe von Geschmack und Werth,
Und bleibt mit weiten Augen stehen,
Und zweifelt, was er sieht, zu sehen.
Der Reiche läuft voran, und führet ihn
Zu seinem Kabinette hin.

Hier steht in allen Ecken
In Fässern Silbergeld, und Gold in Säcken.
„Da! schiebe dir die Taschen voll!
„Geschwinde! — Nun gehab dich wohl!" —

Mit Thränen auf den Wangen
Spricht jetzt der Arme: Wirst du mir
Vergönnen, theurer Herr, von dir
Noch eine Gabe zu verlangen?
Was ich von dir empfangen,
Das freut mich weniger für mich,
Als meiner Kinder, meines Weibes wegen:
Ihr langes Elend endet sich,
Verwandelt sich durch dich in Segen.

Sechs Menschen rettest du
Vom Tode. Laß uns, edler Helfer, zu,
Hier sämmtlich vor dir zu erscheinen.
Schenk uns nur so viel Zeit
Von deinem Leben, unsre Dankbarkeit
Auf unsern Knieen vor dir auszuweinen.
„Es sey darum!" versetzt der finstre Lord.
Der Arme fliegt, und kömmt zurück:
„Weib! Kinder! tretet her! Seht, euer ganzes Glück
„Hat er" — — Die Freud' erstickt das Wort,
Und Thränen setzen seine Rede fort.

Umringt von Knieenden steht der erhabne Lord.
Sie hangen insgesammt an seinen Füßen,
Und die gerührte Schaar
Wetteifert, ihm des Kleides Saum zu küssen.

Der Kinder eines war
Ein Mädchen, ungefähr von achtzehn Jahren,
Von schlankem Wuchs, nußbraunen Haaren,
Und blauem Augenpaar, die zarte weiße Hand
Ward durch ein grobes dunkeles Gewand
Noch mehr erhöht; ihr erster Blick vergnügte
Durch Unschuld und Natur, ihr zweiter siegte
Durch Zärtlichkeit; ein jeder Zug versprach
Mehr innre Gaben noch: der ganze Körper sprach:

Des Britten Blut wird rege,
Er fühlt in der geschwollnen Brust
Die wiederholten Schläge
Der Freundschaft, Zärtlichkeit, sein kaum bewußt.
Er starrt mit sehnsuchtsvollem Blick
Auf sein gerettet Kleinod hin,
Und findet im Gefühl der Menschlichkeit ein Glück,
Das ihm die Lust des Reichthums nie verliehn.

Nun, Kinder, neiget euch, macht dem Besuch ein Ende,
Und küsset eures Retters Hände,
Wir möchten länger ihm vielleicht beschwerlich seyn.
So spricht der Vater. — „Nein,
„Verweilt! mich freu'n die rührenden Gestalten. —
„Ich möchte wissen" — — Nun? — „Das schöne Mädchen da
„Ist doch noch ledig" — Ja! —
„Kann ich sie nicht zur Eh' erhalten?

„Und bald?“ — Welch Wunder! träumt es mir?
„Du wolltest ja — — „Nein, sag ich dir!“

---

80. Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Cultur noch frei im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne,
Fern in Quebecks übereis'ten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein Kleines hingegeben hatte,
Eilt er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefversteckten Horden,
In die Arme seiner braunen Gattinn.

Aber ferne noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme.
Aus dem langen rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen,
Eilete der gute, wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
„Herr, ach laß mich, bis der Sturm sich leget,“
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesittet feinen Eigenthümer,
„Obdach hier in eurem Hause finden!“ —
„Willst du, mißgestalt'tes Ungeheuer,“
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
„Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!“
Und ergriff den schweren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Hurone
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Sturm und Guß der späte Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattinn brachte.

Naß und müde setzt' er bei dem Feuer
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes.
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schloßen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare
Und durchsuchten seine Weidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Walde sich verirrt.
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche
Stieg er schwer auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er, als das hohle Echo
Längs den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er, bis zur zwölften Stunde,
Wo er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen;
Doch er faßte Muth und nahte leise.
„Wer ist draußen?" brach mit Schreckenstone
Eine Stimme tief her aus der Höhle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
„Freund, im Walde hab' ich mich verirrt."
Sprach der Europäer, furchtsam schmeichelnd;
„Gönnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege!"
„Kommt herein!" versezt der Unbekannte,
— „Wärmt euch! noch ist Feuer in der Hütte."
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahle,
Hummer, Lachs und frischen Bärenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Weidmanns speis'te,
Festlich, wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europäer.

Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf die Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschaale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in die hohe Sonne.

Wie der wilden Zone wild'ster Krieger,
Schrecklich stand mit Bogen, Pfeil und Köcher
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt' ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schaale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast gelabet,
Bracht' er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechte Straße.
Höflich dankte fein der Europäer;
Finster blickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
„Haben wir vielleicht uns schon gesehen?" —
Wie vom Blitz getroffen, stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirthe
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen;
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
„Seht ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch beff're Menschen!"
Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

---

81. Das Opfer.

Noch strömte von den Thermopylen
Der Perser Blut herab ins Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Spartas Held sein kleines Heer
Entschlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet seyn zu heißer Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale;
Der Herold weckt zur Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmale.
Sie stehn; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare
Und schweigend, ihm zu dem Altare.

Der Priester schlägt; das heil'ge Feuer
Erhellt den Berg; Megist besprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth sich um die Flamme reihen,
Zum Tod im Kampf sich einzuweihen.

Leonidas sah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Riesen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenstrahl, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König sprach: Gefährten, Brüder
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein; denn wenn wir wieder
Zusammenkommen, ist's im Thal
Elysiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter stehn, uns zu empfangen.

Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes starben! denkt,
Ihr Heldengeist schwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth, und lenkt
Des Schwertes Stahl, den östlichen Barbaren
Mit tieferm Druck ins Herz zu fahren.

Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beim Abschiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundschaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft: wir sind der Freiheit Erben!
Braucht's mehr zum Siegen oder Sterben?

Er sprach's und aß: die Krieger zehrten
Das Mahl auf Schild und Speer gelehnt,
In stiller Feier auf, und leerten,
Des Hades Göttern ausgesöhnt,
Die Schaalen aus bei des Altares Dampfe,
Und stärkten sich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,
Und, wie vereinte Donnerwetter,
Der Erde Brut zu Trümmern schlägt:
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod im Xerres Millionen.

Tief ist die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngsten Strahl,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felsenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sklaven und Despoten liegen.

Durch stumme Nationen schreitet
Der kleine Heldenzug zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit taumelndem Vergnügen
Der stolz sich im Triumph zu wiegen.

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo schon in Blut
Der Herakliden Dolche wühlen,
Wo mit gereizter Löwenwuth
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerstahle suchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor seinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sklaven, und zerstört
Den Schmuck des Jochs, dem sich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme steigt, wie Nebelwolke,
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Und Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend seinen Schlangenlauf.
Die Opfrer mähn die zitternden Barbaren
Zum Styx hinab bei langen Schaaren.

Verwüstung deckt das Feld mit Leichen:
Der Grieche würgt; der Perser dolcht
Den Freund im Irrthum; Heere weichen
Vor wenig Lanzen; Grimm verfolgt
Die Fliehenden, und schlachtet ohne Schonen
Des hohen Stolzes Legionen.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwirrung herrscht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet
Und durch den dunklen Schleier bricht.
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein göttergleiches Heer zusammen.

Des Orients Entflohne schauen
Mit Schaam nunmehr ihr Lager an:
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen;
Doch des Tyrannen Busen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Noch nicht in seinem Stolz erschüttern.

Die Sparter ruhn in Oetas Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner spotten,
Als schnell, wie mit Gewittermacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf sie dringet
Und sie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Rossen
Schwoll rund wie Meeresflut heran:
Die Sparter standen, und beschlossen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann,
Den Todeskampf im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide,
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felsenpyramide,
Und gab Verderben um sich her,
Bis Mann auf Mann die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenschwall versanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel! —
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr seyd der Freiheit Lieblingssöhne.

82. Edle Rache.

Friedlich, nach durchlaufner Bahn,
Den erstarrten Leib zu pflegen,
Kam gepeitscht vom Herbstorkan
Und durchnäßt von Schnee und Regen,
Der mobile Handelsmann,
Levi Schmul im Wirthshaus an.
Zechend in zufriednem Kreise
Saß des Städtchens Bürgerschaft,
Labte sich am Gerstensaft
Und besprach sich wechselsweise,
Hier von Schul- und Kirchenzucht,
Vom verheerenden Kometen,
Dort von Pest und Kriegesnöthen
Und des Alpes Zentnerwucht.
Levi grüßt' und nahm bescheiden
In der Eck' ein Plätzchen ein;
Unwillkomm'nes harrte sein;
Schmach und Kränkung mußt' er leiden,
Statt der Ruhe sich zu freun.
Denn zur Lust der Kümmelbrüder
Brannte mit dem Pfeifenspan
Barkenfeld, der Seifensieder,
Ihm den Bart von hinten an.
Gellendes Gelächter krönte
Seine Großthat für und für;
Schaamvoll schlüpfend durch die Thür,
Sucht' im Stall sich der Verhöhnte
Friedensrast und Nachtquartier.

Mitternacht mit dunkler Hülle
Deckte Thal und Hügel schon,
Alles Leben war entflohn;
Aber furchtbar durch die Stille
Drang der Feuerglocke Ton! —
Prasselnd schlägt die Wuth der Flammen
Um des Seifensieders Dach;
Heulend läuft das Volk zusammen,
Alle Schläfer werden wach.
Alles regt sich und geschwinde
Wird der Wasserschlauch gefüllt,
Daß die Flamme, kühn und wild,
Aufgejagt vom Wirbelwinde,
Den gewalt'gen Gegner finde. —

Doch wer faßt ein Herz und fliegt
Rettend nach dem zarten Kinde,
Das im Erker schlummernd liegt? —
Denn die Mutter sieht man rennen.
Angst beflügelt ihren Lauf,
Und verzweifelnd kreischt sie auf:
„Lasset Haus und Habe brennen,
Reißt mein Kind aus Feuersglut!“

Sieh! da zeigt mit hohem Muth,
Wo die Funken sprühn und stieben,
Sich ein Fremdling, eilt ins Haus,
Eilt, vom Dampf zurückgetrieben,
Wieder vor die Thür heraus,
Blickt empor und klimmt behender,
Als der Marder, scheu im Lauf,
Giebelwärts am Weingeländer,
Bricht die Fensterpfosten auf,
Steigt hinein mit Windeseile,
Knüpft, indeß mit Todesgraun
Aller Augen aufwärts schaun,
Mit gelöstem Wiegenseile
Sich das Kind am Busen fest,
Eilt, vom Augenblick gepreßt,
Aus dem dampfenden Reviere,
Steigt am schwankenden Spaliere
Niederwärts in heitrer Lust,
Legt das Kind, wie er's gefunden,
Lebend an die Mutterbrust,
Wendet sich — und ist verschwunden. —

Und das Haus der Gluten Raub,
Sinket schnell in Schutt und Staub.

Doch so wie der Morgen wieder
Purpurfarbig sich erneut,
Tritt der Gastwirth, still erfreut,
Zum verarmten Seifensieder,
Einen Beutel in der Hand.
„Levi,“ spricht er, „der die Wand
Deines Giebelwerks erklommen,
Der dein Kind der Wieg' entnommen,
Levi hat mich hergesandt,

Diese Gabe dir zu reichen.
Dank und Thränen spare dir!
Seine Baarschaft ließ er hier,
Doch ihn selbst sah ich entweichen.“ —

Christi Namen führet ihr;
Gehet hin und thut desgleichen.

---

33. Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel.

„Sieht er, wir gehen irr? Da stehn
Die Ochsen nun am Berge!
Ich warnt ihn wohl, nicht links zu gehn;
Doch er ist Fasel-Görge.
O weh, die Nacht ist schauerlich!
Ach, Bakel, rett' er mich und sich!“ —

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen;
Horaz sagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis.“ —

„O wär er doch und sein Latein
Beim Styx, und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angst Gespötte? —
Doch still! dort flimmert, tief im Schooß
Des Thals, ein Licht! Gehn wir drauf los?“

„Cur non, mi Domine? Es muß
Ja dort ein Mensch logiren.
Der Herr, mit Schwanz und Pferdefuß,
Wird da nicht residiren.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich schier
Ein Gläschen gutes Magenbier.“ —

Lossteuerten nun auf das Licht
Die Herren, deren Namen
Der Titel nennt. Bald hätt' ich nicht
Gesagt, woher sie kamen.
Sie schleppten sich von einem Schmaus.
Sammt ihrem Kuchensack, nach Haus.

Erreicht war jetzt die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfing mit finsterm Blick und kahl
Die späten, schwarzen Gäste.
Sie baten bis zur Tageszeit,
Um Dach und Fach. Er war bereit.

„Doch, meine Herren, mir gebricht's
An Betten. Ich kann Ihnen
Zu Ihrer Leibesruh mit nichts,
Als einer Strohbucht, dienen.
Die soll im obern Kämmerlein,
Wenn Sie belieben, fertig seyn.“ —

Wehmüthig sah auf seinen Bauch
Der Pfarr, als wollt' er sagen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel sprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach er das Nest.

Kaum sagt er's, als es schon geschah.
Der arme Pastor Schmolke
Hing, weil er keinen Stutzbock sah,
Ans Fenster seine Wolke,
Warf sich auf die verhaßte Streu,
Und sein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Brettwand schied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes Abendlied,
Nebst seinem Weibe, schwirrte,
Den Abendsegen las, und dann
Noch dieses Bettgespräch begann:

„Ja Frau, sobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen schlachten.
Sie sind, wenn man sie recht beschaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Bursch ist kugelrund;
Mir wässert schon nach ihm der Mund.“

Der Wirth, ein braver Fleischer, sprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von seinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unsre Helden!
Sie standen in dem tollen Wahn,
Die Rede ging' ihr Leben an.

„He Bakel, schläft er, hört er nicht,
Was in der Nebenstube
Der Menschenfresser von uns spricht?
Ah! eine Mördergrube
Ist dieß, vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus." —

„Proh dolor! Doch wir stehen ja
Noch nicht in Charons Nachen;
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen.
Sperr oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenster? durch das springen wir." —

„Ja, so ein leichter Flederwisch,
Wie er, kann das wohl wagen,
Und dennoch seinen Leichnam frisch
Und wohl nach Hause tragen:
Ich aber stürzte, Gott erbarm!
Gleich in des Todes offnen Arm." —

Die Bakelsche Beredsamkeit
Gab sich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Hoppas sich entschloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Voran hoppassen sollte?
Sie disputirten hin und her,
Und keine Seele wollte,
Bis endlich noch der Pädagog
Zuerst hinab ins Höfchen flog.

Er stürzte salva venia
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag sich gar nicht unsanft da,
Auch schmerzt ihn nicht ein Finger;
Doch jetzt fiel, wie ein Felsenstück,
Sein plumper Freund ihm auf's Genick.

Nach Felsen-Sitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg suchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefundner Hebebaum.

Stockfinster war's; in Strömen floß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß;
Traun, eine böse Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehen.

Auch machten sie sich schon bereit,
Der Welt Valet zu singen;
Ihr letztes Restchen Lebenszeit
Im Trocknen hinzubringen,
War noch ihr Wunsch. Erfahrung lehrt:
Wer mäßig wünscht, der wird erhört.

Drum fanden auch ein Obdach bald
Die Todeskandidaten.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das sich zum Kirchweih-Braten
Der Landmann wählt. Doch frei heraus!
Es war der Schweine niedres Haus.

Hurr floh das wilde Rüsselvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen;
An dessen Statt bezogen sie,
Geduckt, das Rosengärtchen;
Umarmten sich, wie Brüder, fein,
Und sprachen Muth und Trost sich ein.

„Bedenk er, Freund, was ist das Grab?
Ein Thor zu bessern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettlerstab
Vertraut bei Kaiserkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß."

„Ja schön sagt's der Lateiner so:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus subito,
Qui modo Croesus fuit."
So kos'ten sie die Nacht entlang,
Bis Morgenroth ins Höfchen drang.

Nun knarrte plötzlich eine Thür;
Der braune Menschenfresser
Kam an, im Auge Mordbegier,
Und wetzte seine Messer:
„Heraus, ihr Schwarzen, frisch heraus!
Mit eurem Leben ist es aus!"

Er griff hinein mit rascher Hand,
Sein Vieh heraus zu holen;
Doch schnell, als hätt' er sich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, lief her und hin,
Und schrie: „Der Teufel steckt darin!"

Nunmehr ward's vor den Augen hell
Den blinden Stutzeböcken;
Sie zeigten sich und heilten schnell
Dadurch des Hauswirths Schrecken.
Dann ward ein Frühstück hergebracht,
Und viel aus Herzensgrund gelacht.

Beim Abschied schwur das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch jüngst bat ich den leckern Pfarr
Auf einen Wildpretsbraten:
Drob freute so sich sein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

---

84. Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu seyn,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenschein.
O, rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! O wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!

Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht,
Ist in dem Helm, und in dem Schilde,
Und in der Rüstung angebracht!
Der Maler war beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus;
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit sie auszustreichen.

---

85. Der Blinde.

Ein Bruchstück.

Als der Meier und seine Gäste an der Tafel saßen und mit lieblichen Reden die Zeit verkürzten, erscholl plötzlich vor der Thür ein Getön, gleichwie von einer Harfe. Und als man die Thür öffnete, siehe da war es wirklich ein Harfner, ein alter blinder Mann, der trug die Harfe, und sein Sohn, ein Knabe, leitete ihn. Da gebot der Pfarrer, daß man sie sollte hereintreten lassen und ein Lied zur Harfe singen.

Da griff der alte Mann mit Gewalt in die Saiten und spielte künstlich und lieblich, und als die Töne leiser wurden, sang der Knabe:

Ein blinder Mann, ein armer Mann!
Ach schauet meinen Vater an,
Wie er gebückt und zitternd steht!
Sein Haupt, vom grauen Haar umweht,
Und seiner Harfe Klage fleht:
Erbarmet euch!

Sein Auge kennt des Tages Licht,
Den Glanz der Abendröthe nicht;
Sieht nicht die Thräne, die ihm fließt,
Die Hand nicht, die sein Leid versüßt,
Den Blick nicht, der ihn freundlich grüßt.
Erbarmet euch! —

Erbarmet euch des Vaters Noth.
Bald rufet uns ein sanfter Tod
Ins Himmelreich — dann strahlet Licht
In meines Vaters Angesicht.
Verlaßt den armen Vater nicht.
Erbarmet euch! —

Als der Knabe das Lied geendigt hatte, waren alle Gäste bewegt durch den wehmüthigen Gesang und Anblick, und sie schwiegen eine Weile. — Aber der Meier reichte dem blinden Greis einen Becher Weins. Da sprach der Pfarrherr: So! gebet Wein den betrübten Herzen! Es wird auch diesem Bartimäus wohl ein Tag erscheinen, der ihm zuruft: Werde sehend!

Diese fröhlichen Worte des Pfarrers rührten dem Alten das Herz, so daß er noch einmal die Harfe ergriff und folgendes Lied begann:

Das Licht.

Wo sprudelt deine heil'ge Quelle?
Wo ist dein Urborn, süßes Licht,
Aus welchem ewig still und helle
Dein unversiegtes Leben bricht?
Entquillest du des Himmels Thoren,
Der Schöpfung erstgeborner Sohn?
Bist du ein Hauch aus Gott geboren?
Ein Wiederglanz von seinem Thron?

Eh' dich Jehovah ausgegossen,
Umhüllten düstre Graun der Nacht
Die stumme Tief'. — Er sprach, da flossen
Die Himmelsström in stiller Macht.
Das alte Reich des Dunkels tobte,
Und sank hinab mit wildem Zorn,
Das Heer der Sterne jauchzt' und lobte
Den Herrn; da quoll des Lichtes Born.

Gehoben durch des Lichtes Bande
Begann den Himmelstanz die Welt;
Die Sonn' im strahlenden Gewande
Trat aus der Morgenröthe Zelt.
Rings um die blaue tiefe Ferne
Goß ihres Lichtstroms Silberglut
Die Milchbahn, und es flossen Sterne
Wie Tropfen in der Himmelsflut.

Nun wand sich aus des Dunkels Armen
Die lichtumkränzte Erde los,
Der Himmel trug nun voll Erbarmen
Sein jüngstes Kind im blauen Schooß;
Aus feuchtem Thal die Halme quollen,
Grün schimmerten die runden Höh'n,
Es wogten über schwarzen Schollen
Des Lenzes Kinder wunderschön.

Ja auch der Tiefe düstre Hallen
Durchdrang des Lichtes Wunderschein,
Verdickt zu strahlenden Krystallen
Und unvergänglichem Gestein.
In funkelnden Smaragden blühet,
Des Baumes Blatt, des Hügels Grün,
Im Diamant der Mittag glühet,
Die Morgenröthe im Rubin.

Ja, dir entquillet jedes Leben,
O Licht, dich preis't des Himmels Chor,
Der Adler und die Lerche schweben
Zu deinem stillen Sitz empor.
Die Lämmerheerd' am bunten Hügel
Trinkt ruhend deinen milden Strahl,
Der Schmetterling auf goldnem Flügel,
Umschwebt das blumenreiche Thal.

Doch wundersam, in heil'ger Fülle,
Umfleußt dein Strahl, o holdes Licht,
Den Menschen, in erhabner Stille
Umleuchtest du sein Angesicht; —
Sein Auge trinkt des Himmels Welle
Und reichet sie dem Geiste dar; —
Dicht an des Lichtes Born und Quelle
Flammt still und heimlich sein Altar.

Dem Urquell alles Lichts entflossen,
Weilt hier der Geist, ein himmlisch Kind,
Noch von des Dunkels Hüll' umschlossen,
Nach Licht sich sehnend, aber blind,
Genügt ihm nicht das Licht der Erde: —
Er rauscht durch aller Sonnen Bahn,
Und strebt zum ew'gen Sonnenheerde,
Zum Urquell alles Lichts hinan.

Er hört des Himmels Harfen klingen,
Des Lichtstroms Rauschen füllt sein Ohr,
Er dehnt und regt die zarten Schwingen,
Und reißet sich vom Staub' empor:
Die Hülle sinkt, die Fesseln fallen,
Er schwebet frei und kühn daher;—
Ihm öffnen sich des Himmels Hallen,
Und ihn umfäht des Lichtes Meer.

Als der blinde Greis aufhörte, und die Töne der Harfe noch eine Zeitlanz nachklangen, waren alle sehr bewegt. Da sprach der Pfarrer: Hier mag man auch sagen „Seelig sind die nicht sehen, und doch glauben."

---

86. Johann der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
Erlernte viele schöne Lieder,
Und sang mit unbesorgtem Sinn
Vom Morgen bis zum Abend hin.
Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen;
Und wenn er aß, so mußt er singen,
Und wenn er sang, so war's mit Lust,
Aus vollem Hals und freier Brust.
Beim Morgenbrot, beim Abendessen,
Blieb Ton und Triller unvergessen;
Der schallte recht, und seine Kraft
Durchdrang die halbe Nachbarschaft.
Man horcht, man fragt: Wer singt schon wieder?
Wer ist's? der muntre Seifensieder.

Im Lesen war er anfangs schwach:
Er las nichts als den Almanach;
Doch lernt er auch nach Jahren beten,
Die Ordnung nicht zu übertreten,
Und schlief, dem Nachbar gleich zu seyn,
Oft singend, öfter lesend, ein.
Er schien fast glücklicher zu preisen,
Als die berufnen sieben Weisen,
Als manches Haupt gelehrter Welt,
Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sprößling eigennütz'ger Ehe,
Der, stolz und steif, und bürgerlich,
Im Schmausen keinem Fürsten wich:
Ein Garkoch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Vettern, Nichten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten fraß,
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Kaum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingefunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh,
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmst du dort schon wieder,
Vermaledeiter Seifensieder?
Ach wäre doch zu meinem Heil
Der Schlaf hier, wie die Austern feil.

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann,
Wie geht es euch, wie fangt ihrs an?
Es rühmt ein jeder eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie euch im Jahre?

Im Jahre, Herr? mir fällt nicht bei,
Wie groß im Jahr mein Vortheil sey.
So rechn' ich nicht: ein Tag beschéret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Das folgt im Jahr, (ich weiß die Zahl,)
Drei hundert fünf und sechzig mal.
Ganz recht, doch könnt ihr mir's nicht sagen,
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, Ihr forschet allzusehr.
Der eine wenig, mancher mehr,
So wie's denn fällt; mich zwingt zur Klage,
Nichts als die vielen Feiertage,
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider.
Das war gewiß kein Seifensieder.

Dieß schien den Reichen zu erfreun.
Hans, spricht er, du sollst glücklich seyn.
Jetzt bist du nur ein schlechter Prahler,
Da hast du baare fünfzig Thaler,
Nur unterlasse dein Gesang,
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt, und schleicht mit scheuem Blicke,
Mit mehr als dieb'scher Furcht zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.
Es wird mit stummer Lust beschaut,
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch, Dieben Trotz zu bieten;
Den auch der karge Thor bei Nacht,
Aus banger Vorsicht, selbst bewacht.
Sobald sich nur der Haushund reget;
Sobald der Kater sich beweget:
Durchsucht er alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb beraubt;
Bis oft gestoßen, oft geschmissen,
Sich endlich Beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
Und wedelnd bei dem Kessel saß;
Sein Hinz, der Liebling junger Katzen,
So glatt von Fell, so weich von Tatzen.
Er lernt zuletzt, jemehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.
Dem Nachbar, den er stets gewecket,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh'
Den vollen Beutel wieder zu,
Und spricht: Herr, lehrt mich bessre Sachen,
Als statt des Singens Geld bewachen.
Nehmt immer euren Beutel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn!
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit euren Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt.
Was ich gewesen, werd' ich wieder,
Johann der muntre Seifensieder.

87. Die vier wahnsinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen einander gegenüber
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Waren einst vier schlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Beim Gesang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geschwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

Noch im Sterben sprach der Alte
Zu den schlimmen Söhnen vier:
Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führet er von hier:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Und er sprach's und war verschieden;
Jene aber rührt es nicht.
Doch er ging zum ew'gen Frieden;
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nach der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr.
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Lust'ge Brüder habt nicht Zweifel:
Eine Mähr' ist Gott und Teufel.

Einst als Mitternacht gekommen
Kehrten taumelnd sie vom Schmaus:
Horch! da tönt Gesang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!
Schreien sie aus Satans Munde.

Stürzen, die verruchten Wichte,
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Auf ihr Mund, — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht.
Gottes Zorn hat sie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.
Ausgetrocknet zu Gerippen
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Nun die vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen einander gegenüber
Blickend immer hohler, trüber.
Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

---

88. Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark an Geist, am Leibe schwach,
Sitzt der greise Kaiser Rudolph,
Spielend das gewohnte Schach.
Und er spricht: „Ihr guten Meister,
Aerzte! sagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geist zu Gott getragen?"
Und die Meister sprechen: „Herr!
Wohl noch heut erscheint die Stunde."
Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister, Dank für diese Kunde!"
„Auf nach Speyer! Auf nach Speyer!"
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo so mancher deutsche Held
„Liegt begraben, sey's vollendet.

„Blas't die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!"
Zaudernd stehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!"
Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,"
Spricht er, „trage, treuer Freund,
„Jetzt den Herrn, den Lebensmüden!"
Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht halb Leich' aus seinem Schlosse.
Traurend neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder;
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.
Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage;
Sieht des Helden sterbend Bild,
Und bricht aus in laute Klage.
Aber nur von Himmelsluft
Spricht der Greis mit jenen Zweien;
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.
Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken schallen;
Ritter, Bürger, zarte Fraun,
Weinend ihm entgegen wallen.
In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.
„Reichet mir den heil'gen Leib!"
Spricht er dann mit bleichem Munde;
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.
Da auf einmal wird der Saal
Hell von übertrd'schem Lichte,
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.
Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten:
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz unzähligen Gewimmels:
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

---

89. Der Geiger zu Gmünd.

Einst ein Kirchlein sonder gleichen,
Noch ein Stein von ihm steht da,
Baute Gmünd der sangesreichen
Heiligen Cäcilia.

Lilien von Silber glänzten
Ob der Heil'gen mondenklar;
Hell wie Morgenroth bekränzten
Goldne Rosen den Altar.

Schuh, aus reinem Gold geschlagen,
Und von Silber hell ein Kleid,
Hat die Heilige getragen:
Denn da war's noch gute Zeit:

Zeit, wo über'm fernen Meere,
Nicht nur in der Heimat Land,
Man der Gmünd'schen Künstler Ehre
Hell in Gold und Silber fand.

Und der fremden Pilger wallten
Zu Cäcilia's Kirchlein viel;
Ungeseh'n woher, erschallten
D'rin Gesang und Orgelspiel.

Einst ein Geiger kam gegangen;
Ach, den drückte große Noth!
Matte Beine, bleiche Wangen,
Und im Sack kein Geld, kein Brot!

Vor dem Bild hat er gesungen
Und gespielet all sein Leid,
Hat der Heil'gen Herz durchdrungen:
Horch, melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenslosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den rechten goldnen Schuh.

Nach des nächsten Goldschmieds Hause
Eilt er, ganz vom Glück berauscht,
Singt und träumt vom besten Schmause,
Wenn der Schuh um Geld vertauscht.

Aber kaum den Schuh ersehen,
Führt der Goldschmied rauhen Ton,
Und zum Richter wird mit Schmähen
Wild geschleppt des Liedes Sohn.

Bald ist der Prozeß geschlichtet:
Allen ist es offenbar,
Daß das Wunder nur erdichtet,
Er der frechste Räuber war.

Weh! du armer Sohn der Lieder,
Sangest wohl den letzten Sang!
An dem Galgen auf und nieder
Sollst, ein Vogel, fliegen bang.

Hell ein Glöcklein hört man schallen,
Und man sieht den schwarzen Zug
Mit dir zu der Stätte wallen,
Wo beginnen soll dein Flug.

Bußgesänge hört man singen,
Nonnen und der Mönche Chor;
Aber hell auch hört man dringen
Geigentöne draus hervor.

Seine Geige mit zu führen
War des Geigers letzte Bitt':
„Wo so viele musiciren,
Musicir' ich Geiger mit!"

An Cäcilia's Kapelle
Jetzt der Zug vorüber kam,
Nach des off'nen Kirchleins Schwelle
Geigt er recht in tiefem Gram.

Und wer kurz ihn noch gehasset,
Seufzt: „das arme Geigerlein!"
„„Eins noch, bitt ich, — singt er, — lasset
Mich zur Heil'gen noch hinein!""

Man gewährt ihm: vor dem Bilde
Geigt er abermals sein Leid,
Und er rührt die Himmlischmilde:
Horch! melodisch rauscht ihr Kleid!

Lächelnd bückt das Bild sich nieder
Aus der lebenslosen Ruh,
Wirft dem armen Sohn der Lieder
Hin den zweiten goldnen Schuh.

Voll Erstaunen steht die Menge,
Und es sieht nun jeder Christ,
Wie der Mann der Volksgesänge
Selbst den Heil'gen theuer ist.

Schön geschmückt mit Bändern, Kränzen,
Wohl gestärkt mit Geld und Wein,
Führen sie zu Sang und Tänzen
In das Rathhaus ihn hinein.

Alle Unbill wird vergessen,
Schön zum Fest erhellt das Haus,
Und der Geiger ist gesessen
Obenan beim lust'gen Schmaus.

Aber als sie voll vom Weine,
Nimmt er seine Schuh zur Hand,
Wandert so im Mondenscheine
Lustig in ein and'res Land.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kömmt es noch so arm gegangen,—
Und es muß getanzet seyn.

D'rum auch hört man geigen, singen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten springen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer schallen
Selbst aus Trümmern lust'ger Klang.

90. Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß sie zu vergelten,
Herrlich lohnt sie stillen Sinn.
Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger;
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienst:
Beistand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einst den Feind bezwungen,
Wie er einst das Reich gerettet,
Rettet er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt das Schicksal,
Armuth und der Bösen Neid.
„Laß dem Neid' uns und der Armuth
Still entgehn!" sprach Placidus.
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!"
Sprach sein Weib, „und gute Knaben,
Tapfre Knaben, folget uns!"

Also gingen sie; im Walde
Traf sie eine Räuberschaar,
Trennend Vater, Mutter, Kinder; —
Lange sucht der Held sie auf.
„Placidus," rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Busen,
„Dulde dich, du findest sie!„

Und er kam vor eine Hütte.
„Kehre, Wandrer, bei mir ein,"
Sprach der Landmann, „du bist traurig;
Auf! und fasse neuen Muth!
Wen das Schicksal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, siegt."

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in seinem Herzen
Eine bittre Frucht, Geduld.
„Placidus," rief eine Stimme,
Ihm im tiefbedrängten Busen,
„Dulde dich, du findest sie!"

So verstrichen Jahr auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entsprang.
„Wo ist Placidus, mein Feldherr?“
Sprach der Kaiser, „suchet ihn!“
Und man sucht ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schicksals Stunde schlug.

Zwei von seinen alten Dienern
Kamen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Gesicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, statt der Lorbern
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alsobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinns nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbern seinen Treuen,
Seinen Tapfersten im Heer.

Als nach ausgefochtnem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit Zweien seiner Helden
Eine Mutter sich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, sieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia!“

„Wie die Löwinn ihre Jungen,
Jagt' ich sie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieser Hütte
(Komm und schau!) erzog ich sie.
Glaubte dich uns längst verloren;
Deine Söhne mir statt deiner,
Deiner werth erzog ich sie.“

„Als die Post erscholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Auferweckt vom Todtentraume
Rüstet' ich die Jünglinge.
„Zieht! verdienet euren Vater!
Streitet unerkannt und werdet,
Werdet eures Vaters werth!“

„Und ich seh, sie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm,
Wie du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.
Vater, nimm jetzt deine Kinder,
Feldherr, sieh hier deine Söhne
Und dein Weib Eugenia!"

Was die Schickung schickt, ertrage!
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der stillgesinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Christlich wandt' er seinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preisend Sanct Eustachius.

---

91. Philemon und Baucis.

Wanderer, fern wohl kamst du in Phrygien, daß du des Tempels
Ruhm noch nimmer gehört, und die heilige Wundergeschichte.
Setze dich hier: denn du scheinst, kraftlos von der Hitze des Weges,
Nicht viel weiter zu können, bevor einbreche der Abend;
Hier auf schwellendes Moos, und begnüge dich, daß dir ein Kuhhirt
Von einfältigem Sinn es verkündige. Jeglichen Neumond
Opfert der Priester im Hain, und erzählt dem Volke das Wunder.
Dieser See, wie er sagt, war einst die fruchtbarste Gegend
Phrygiens, reich an Heerden, und reich an mancherlei Feldfrucht,
Reich an Oel und Wein und Honige; jetzt, wie du schauest,
Treibt nur Kibiz und Taucher sein Werk, und der fischende Reiger,
Auf weit sumpfiger Flut, und der einsame Nachen des Anglers.
Woher, fragt dein Gesicht, die Verwandelung? Höre die Antwort:

Jupiter wandelte hier und Merkur in sterblicher Bildung,
Daß sie den Uebermuth und die Frömmigkeit jenes Geschlechtes
Prüfeten: denn nicht Opfer, nur Handlungen ehren die Gottheit.
Müden Fremdlingen gleich, begrüßten sie jeglichen Landhof,
Der die gesegnete Flur durchschimmerte, flehend um Brosam,
Oder um kühlende Milch, und ein Obdach gegen den Nachtsturm;
Aber bei allen umsonst. Hier hemmeten Schlösser und Riegel,

Dort ein geiziger Vogt; dort schmähte der Wirth aus dem Fenster,
Oder die Magd, und drohte den Hund von der Kette zu lösen.

Schon am Ende der Flur, im Beginn aufstarrender Hügel,
Sahn sie ein niedriges Häuschen, gedeckt mit Halmen und Schilf=
rohr,
Vorn von Bäumen umgrünt, wo der Greis Philemon und
Baucis
Wohnte, sein redliches Weib, gleichalterig, gleicher Gesinnung.
Hier durchlebten beide die blühenden Tage der Jugend,
Hier auch naheten beide dem sanft auflösenden Alter,
Weder mit Wunsch des Todes noch Furcht, nein ruhig erwartend
Ihr vollendetes Ziel: mit wenigem lebten sie sparsam,
Fleißig und immer vergnügt, in unverläugneter Armuth.
Kinder fehlten allein den Glücklichen; aber sie trugen
Demuthsvoll, was der Rath allgütiger Götter verhänget.
Fragen durft' auch keiner nach Herrschaft oder Gesinde:
Zwei war das sämmtliche Haus, und statt des Befehls und Ge=
horsams,
Galt nur liebender Wunsch, und nicht theillose Vollendung.

Als der Donnerer nun die winzige Hütte betrachtet,
Und sich gefreut, wie vom Anger die wiederkäuende Kuh ihn
Anschnob, ruhig gestreckt, und ein Zickelchen oben vom Felsen
Ihn neugierig erforscht', als fordert es laubiges Reisig;
Jetzo trat er gebückt mit dem Sohn in das niedrige Pförtlein.
Freundlich erhob sich der Greis, und warf das Geflecht aus den
Händen,
Welches der Bienenjugend er wölbete, und sie begrüßend
Bot er dem älteren Gaste den eigenen Sessel zum Ausruhn;
Während die Frau, mit der Spindel beschäftiget, gerne dem jüngern
Auswich, und ihr Stühlchen mit grobem Gewebe ihm bedeckte.

Sie nun trat an den Heerd, und die glimmende Asche zer=
wühlend,
Weckte sie gestriges Feuer, und legt um den rauchenden Lösch=
brand
Säuberlich trockenes Laub, und harzigen Kien und gedörrte
Tannenrind' und blies es mit keuchendem Athem in Flammen;
Stieg dann die Leiter empor, und nahm des gesammelten Reisigs,
Knickt es entzwei, und umhäufte das Kesselchen über dem Dreifuß,
Sammt dem irdenen Topfe, der hohl auf Ziegel gestellt war
Reinlich beid', und gefüllt mit dem sprudelnden Borne des Felsens.
Aemsig rupfte sie jetzo des Kohls braungrünliche Blätter,

Kraus und zart, die der Mann im triebsamen Garten gesammelt,
Spülte sie aber und aber, und schüttelte dann in den Kessel.
Jener indeß hob schwer den geräucherten Rücken des Schweines
Mit zweizackiger Gaffel herab von der russigen Latte;
Und nachdem er sein Messer auf sandiger Schwelle gewetzet,
Schnitt er mit ärmlicher Mild' ein Stück vom langegeschonten
Schulterspeck auswählend, und warf's in den brodelnden Kessel.
Bei dem Geschäfte verkürzten der freundliche Wirth und die
Wirthinn
Jenen die Zeit mit Gespräch und Erzählungen trauliches Inhalts,
Ohn' erst Wer? und Woher? die ermüdeten Gäste zu fragen:
Von des geerbeten Grundes Ertrag', und den üppigen Nachbarn;
Auch von der einzigen Kuh und dem Zickelchen; auch wie der
Maulwurf
Heuer im Garten gehaust, und die Raup' und der schädliche Erdfloh;
Dann, wie die stechende Sonn' und die streifigen Wolken am
Himmel
Sicherlich Regen und Sturm andeuteten, nach der Erfahrung.
Hört ihr den Laubfrosch quaken, ihr Fremdlinge? sagete Baucis:
Seyd ihr klug, so verweilt, wie ernst auch euer Geschäft ist,
Hier im Trocknen die Nacht, und nehmet vorlieb, was ihr findet!

Neben dem Heerd' auch hing mit dem Oehr' am hölzernen
Nagel
Eine buchene Wanne, so blank von der Alten gescheuert,
Wie die Geräthe der Milch; denn Reinlichkeit lag ihr am Herzen.
Diese trägt sie nunmehr vor die Fremdlinge, gießet des Topfes
Siedendes Wasser hinein; auf Ehrenpreiß und Kamillen,
Mengt dann Kühlung der Quelle zum dampfenden, oft mit dem
Finger
Prüfend das laue Gemisch; und die seligen Geber des Guten
Senken die Füß' entsohlt in des lieblichen Bades Erfrischung.

Drinnen im Kämmerlein hatte der Greis zum Lager des
Mittags
Weich ein Polster gestopft mit federichten Kolben des Teichschilfs,
Ueber dem weidnen Gestell, das er selbst im Winter geflochten.
Dieses umhüllen sie nun mit Teppichen, die sie gewöhnlich
Nur zum festlichen Mahl ausbreiteten; aber auch diese
Waren schlecht und veraltet, der weidenen Flechte nicht unwerth.
Hierauf ruhn die Götter, Philemons Bitte gewährend.
Zitternd trägt nun Baucis den Ahorn-Tisch aus dem Winkel:

Aber der Tisch, wie sehr sie ihn stellt' auf dem höckrichten Estrich,
Wackelte; unter den Fuß, der zu kurz war, steckt sie ein Scherblein.
Jetzo schmückt sie die Tafel mit duftenden Blumen und Kräutern
Im vielfarbigen Korb, mit Herbstnarcissen und Krokus,
Aster und Nelk' und Viol'! auch Majoran und Lavendel;
Setzt dann Oliven darauf, und eingemachte Kornellen,
Rettiche, und den Salat von Endivien, Reize des Hungers,
Weichen Käs' und Eier, in glühender Asche gewendet:
Alles auf irdnem Geschirr; und ein zierliches Körbchen voll Brotes,
Locker und frisch. Auch bringet der Greis den künstlich geformten
Alten Familienkrug, mit jährigem Moste gefüllet;
Und drei buchene Becher, zu festlichem Schmaus in der Küste
Aufbewahrt, (denn er selbst und Baucis tranken gemeinsam),
Bunt geschnitzt, und die Höhlung mit gelbem Wachse gefirnißt.

Aber die ämsige Baucis entfernte sich oft aus der Kammer,
Und besorgte den Heerd hausmütterlich, schürend das Feuer,
Oder den Kohl aufregend, daß nicht anbrennte die Speise,
Auch zur Würz' einmischend Kastanien. Als sie anjetzo
Blasend aus heißer Kell' ihn kostete, fand sie ihn völlig
Gar, und hub ihn vom Feuer, und trug in dampfender Schüssel
Ihn zu den Gästen hinein, und nöthigte. Frühliches Muthes
Langten die Himmlischen zu, und rühmten das köstliche Gastmahl.

Als nun jene das Herz mit kräftiger Speise gesättigt,
Bringt die geschäftige Baucis den wohlgeordneten Nachtisch.
Lieblich prangt in Körben die Haselnuß und die Wallnuß,
Lieblich der Mandelkern, auch die süße Feig' und Granate,
Purpurtrauben zu goldnen gesellt, mit aufgeringeltem Weinlaub,
Eine Melon', und Pflaumen, mit zarter Bläue beduftet,
Birnen, saftig und gelb, und rothgesprenkelte Aepfel.
Mitten steht ein Teller mit würzigem Scheibenhonig,
Der aus weißem Gewirk hervorquillt. Aber vor allem
Dienet das Mahl zu erfreuen des oft anmahnenden Paares
Heiteres Aug' und Herz, nicht karg mittheilend, noch ungern.

Jetzo bemerket der Greis, daß, wie oft er den Fremdlingen einschenkt,
Doch nicht schwindet der Wein, und der Krug sich immer von neuem
Selbst anfüllt; auch dünkt ihn, der Wein sey besser, denn anfangs.
Staunend sagt er das Wunder der neben ihm sitzenden Gattinn

Leis' ins Ohr; auch bemerkte sie selbst; mit erschrockenem Antlitz
Heben sie bleich und zitternd die Händ', und flehn zu den Gästen:

Seyd uns gnädig, ihr Götter! verzeiht der armen Bewirthung!

Flehn's, und springen empor, die einzige Gans, die das Häuschen
Nächtlich vor Dieben bewacht, den himmlischen Gästen zu opfern.
Aber es flattert die schreiende Gans mit erhobenem Fittig
Weit vor den Alten voraus, die schwer arbeitend und langsam
Wanken, die Arme gestreckt; und scheu in die Winkel entflieht sie.
Endlich ereilt sie den Sitz der Unsterblichen; jene verbieten
Ihren Tod, und der Vater beginnt mit freundlicher Hoheit:

Wir sind Götter und kommen Gericht zu halten des Todes
Ueber die schwelgende Rotte der Frevler. Aber damit nicht
Ihr Unschuldige sterbt mit den Schuldigen: rettet euch eilend
Dort auf das hohe Gebirg', und entflieht aus dem Thal des Verderbens!

Ruft's, und geht mit dem Sohne voran; ihm folgen die Alten
Zitternd das Knie', auf Stäbe gestützt den wankenden Fußtritt.
So die Hügel hinan, und des Bergs pfadlose Verwildrung,
Klimmen sie bang' aufseufzend. Doch jetzt nicht weiter vom Gipfel
Mehr entfernt, als flieget der Pfeil von des Jünglings Bogen,
Hören sie Sturm und Geheul und den Hall dumpfkrachender Donner
Unten im Thal, und ein Brausen, wie hoch aufbrandender Wasser.
Angstvoll wenden die Alten den Blick, und schaun voll Entsetzens
Ringsum Flur und Häuser versenkt in die steigende Sündflut,
Die am Gebirg' aufschäumt', und dort mit zerfallenden Trümmern
Strudelte, dort wehklagendes Vieh, dort Menschen umhertrug,
Mütter und Greis' und Mädchen, um Bäume geschmiegt, in Verzweiflung.
Ihre Hütte nur steht auf grün hinschlängelndem Vorland',
Einsam, von Wogen umrauscht, mit friedlich dampfendem Strohdach.
Aber indem sie erstaunt, und der Nachbarn Schicksal bejammernd,
Hinschaun', wandelt die Hütte zum Tempel sich: Säulen von Marmor
Tragen das goldne Dach, und ruhn auf marmornen Stufen.
Betend streckt Philemon die Hand', und die zitternde Baucis.
Aber Jupiter spricht mit huldreich lächelndem Antlitz.

Fasse dich, redlicher Greis, und du des redlichen Mannes
Würdiges Weib! wir sind, auch züchtigend, Geber des Guten.
Sagt, wie lohnen wir euch's, daß ihr so freundlich uns aufnahmt?

Also der Donnergott, und athmete selber dem Alten
Muth ins Herz und Vertraun. Mit Baucis red'te Philemon
Weniges; und er enthüllt den gemeinsamen Rath voll Demuth:

Würdigt uns, Priester zu seyn in eurem heiligen Tempel,
Ihr allgütigen Götter, und weil wir in friedlicher Eintracht
Stets mit einander gelebt, so flehen wir, nehmt uns in einer
Stund' hinweg, und keiner begrab' einst weinend den andern!

Also beteten sie; und Jupiter winkte Gewährung,
Führte sie dann zum Tempel hinab, und verschwand mit dem Sohne,
Schnell wie ein Wetterstrahl, in die fernhin donnernden Wolken.

Lange noch lebten sie beid' in des vielgefeierten Tempels
Schattenhain, und pflegten des Heiligthums und des Altars
Priesterlich: daß in Lieb' und Frömmigkeit wuchsen die Menschen.
Endlich schwach und gebückt von hohem Alter und schneeweiß,
Saßen sie einst am Abend auf moosigem Steine des Bornes,
Hand in Hand, und redeten viel von den Tagen der Jugend,
Und von der nahen Verjüngung des sanft umwandelnden Todes.
Abendlich ruhte der See, und spiegelte Felsen und Bäume,
Leichtes Gewölks Goldsaum, und die duftige Sichel des Neumonds.
Jetzt mit feierlich stiller Bewunderung sahn sie der Sonne
Strahlenden Untergang, des heiteren Tages Verkünder,
Ueber dem schauernden See; da erfüllte sie herzliche Sehnsucht,
Unterzugehn wie die Sonne, zu jenem verklärteren Aufgang.
Ihnen däucht', als sänken sie um in sanften Schlummer,
Wie er in schwüler Stunde den Wanderer unter des Bächleins
Duftender Erle beschleicht; doch schnell, in der süßen Betäubung,
Sahn sie bestürzt, wie sie beid' als sprossende Bäum' in den Boden
Wurzelten, Baucis als Linde, bei ihr als Eiche Philemon.
Als nun beid', in dem ängstlichen Traum, die belaubeten Arme
Gegen einander gestreckt, sich mit Inbrunst: Theuerste Baucis,
Lebe wohl! zuriefen, und: Lebe wohl, mein Philemon!
Wars, als erwachten sie schnell; und sie wandelten Jüngling und Jungfrau,
Schöner, denn Sterbliche sind, durch blühende Schattengefilde.
Aber Merkur, ein Retter aus Noth abscheidenden Frommen,
Liebevoll in Gestalt des bewirtheten Gastes erscheinend,
Führte sie, Hand in Hand zu der seligen Geister Versammlung.

Dort, o Fremdling, grünen die heilige Bäum' an dem Ufer
Seit Jahrhunderten schon, hochalterig, nimmer veraltend.
Ländliche Weihegeschenk' umhangen sie: Kränze Verlobter,
Und hochzeitliche Schleier der Bräut' und Locken der Jugend,
Auch Schalmeien der Hirten, die Menschlichkeit sangen und Schönheit.
Hieher trägt die Mutter ihr Kind, und säugt in dem Schatten;
Hier wird der Knabe geweiht zum Jünglinge, hier, wer den Haushalt
Neu beginnt: hier schwört man Gesetz und Ordnung und Gleichheit.
Wer dem Schatten sich naht, dem bebt die entzückende Sehnsucht
Wohlzuthun in das Herz, und heißes Vertraun zu den Göttern.
Pflücke dir Blumen des Thals, o Wanderer; daß du in Ehrfurchs
Deinen Kranz aufhängest der Menschlichkeit, und dich belohne
Fröhlicher Muth und Gedeihn, ob du wallfahrst, oder daheim seyst!
Rufe das Vieh mit dem Horn, Endymion, aus dem Gebüsche,
Daß wir zur Hürd' eingehn; schon dunkelt es. Aber, du Fremdling,
Hebe die Bürd' auf die Achsel, und folge mir unter mein Strohdach
Dort an der waldigen Bucht, wo des Heerdes Flamm' in der Dämmerung
Lieblich glänzt, und der Rauch am funkelnden Himmel emporwallt.

---

92. Menalkas und Alexis.

Ein Greis war Menalkas, achtzig Jahre waren schon über sein Haupt hingeflogen; silbern war sein Haar auf seinem Scheitel und um sein Kinn, und ein Stab sicherte seinen wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach den Arbeiten eines schönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends sitzt, den Göttern dankt, und so den stillen Schlaf erwartet; so waren seine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig, denn er hatte gearbeitet und Gutes gethan, und erwartete gelassen und froh den Schlummer im Grabe. Er sah seine Kinder gesegnet: reiche Heerden und schöne Triften hatt' er ihnen übergeben. Mit zärtlicher Sorgfalt eiferten sie, wer mehr den frommen Alten erfreuen, mehr die Pflege der Jugend ihm vergelten könne; und das lassen die Götter nicht ungesegnet. Vor seiner Hütte saß er oft, oder im sonnenreichen Vorhaus, wo er den wohlbepflanzten Garten übersah, oder in

weit sich verlierender Entfernung die Arbeiten und den Reichthum des Feldes; oder er hielt den Vorübergehenden mit freundlicher Schwatzhaftigkeit auf, und hörte die Geschichtchen der Nachbarschaft, und von dem Fremdling die Neuigkeiten und Sitten und Gebräuche ferner Länder. Seine Kindeskinder, sein süßester Zeitvertreib, gaukelten um ihn her. Er schlichtete ihre kleinen Zwiste, und lehrte sie gütig seyn, und nachgebend und mitleidig gegen Menschen und gegen das kleinste Thier; und unter die mannigfaltigen Spiele, die er sie lehrte, mischte er immer süß treffenden Unterricht. Er selbst macht' ihnen ihr Spielgeräth; immer kamen sie gelaufen: mach uns dieß, und mach uns das; und hüpften mit frohem Gewühl um ihn her. Aus Schilf lehrt er sie Flöten machen und Hirtenpfeifen, und blies ihnen vor, wie man die Schafe und die Ziegen zur Weide und von der Weide bläst; lehrte sie viele Lieder; die Kleinen mußten sie singen, die Größern sie mit der Flöte begleiten; oder er erzählte ihnen lehrreiche Geschichtchen: dann saßen sie aufmerksam am Boden oder auf der Thürschwelle um ihn her.

Einst saß er so im Vorhaus an der Sonne, und Alexis sein Enkel stand allein bei ihm. Ein schöner Jüngling, jetzt hatte er dreizehn Frühlinge gesehn; der jugendlichen Gesundheit Rosenfarbe glühte auf seinen Wangen, und in goldnen Locken wallete sein Haar. Und der Greis erzählte ihm von dem Vergnügen, andern Gutes zu thun, und dem, der in der Noth ist, beizustehen, und daß kein Vergnügen dem gleicht, das man fühlt, wenn man eine gute That gethan hat. „Die schöne aufgehende Sonne, das Abendroth, der volle Mond in einer hellen Nacht, schwellen unsern Busen von Vergnügen; aber süßer, mein Sohn, süßer ist jene Freude noch". Dem schönen Knaben quollen Thränen die Wangen herunter; mit Entzücken sah es der Greis. Du weinest, mein Sohn, so sagt er, und sah mit freundlichem Blick ihm ins Gesicht; aber gewiß nicht meine Reden allein können dieß: in deinem Busen muß etwas seyn, das ihnen diese Stärke giebt.

Alexis wischte die Thränen von der Röthe seiner Wangen, aber neue quollen immer nach. Ach! sagt' er, ich fühl' es, ich fühl' es ganz: nichts ist süßer, als andern Gutes thun.

Menalkas drückte gerührt des Jünglings Hand in seine Hände und sprach: Auf deiner Stirne, in deinen Augen seh' ichs, dich rührt etwas mehr, als das, was ich dir sagte.

Betroffen blickte der Jüngling seitwärts: Sind, sprach er, deine Reden nicht rührend genug, Thränen wie Thau auf die Wangen zu gießen?

Ich sehe, mein Sohn, sagte Menalkas, ich sehe, daß du mir etwas verhehlest, zum Erstenmal vielleicht, das deinen Busen schwellt, und schon auf deiner Zunge sitzt.

Alexis weinte und sprach: O so will ich dir alles erzählen, was ich sonst in dem Innersten des Busens verschwieg. Nur halb gut ist der, der mit dem Guten prahlt, so lehrtest du uns; d'rum wollt' ich verschweigen, was meinen Busen schwellt, was mich's so süß empfinden läßt, daß Gutes thun die süßeste Freude unsers Lebens ist. Eins unsrer Schafe hatte sich verirrt, ich sucht' es im Gebirge, und ich hörte im Gebirg' eine Stimme, die jammerte; da schlich ich mich hin, und ein Mann stand da. Er nahm eine schwere Bürde von der Schulter und legte sie auf den dürren Boden hin. Weiter, so sprach er, vermag ich nicht zu gehen. Mühselig ist mein Leben, und kümmerliche Nahrung mein Gewinn. Stundenlang irr' ich schon mit dieser Last in der Mittagshitze, und keine Quelle find' ich, den brennenden Durst zu löschen, und kein Baum, und keine Staude bietet eine Frucht mir dar, daß sie mich erquicke. Ach Götter! um mich her seh ich nur Wildniß, keinen Fußsteig, der mich zu den Meinen führe, und weiter mögen meine schwankenden Kniee nicht. Doch ihr Götter! ich, murre nicht; denn immer habt ihr geholfen! So sagt er, und kraftlos legt er sich auf seine Bürde hin. Von ihm nicht gesehn lief ich da, so schnell ich konnte, zu unsrer Hütte, raffte einen Korb voll gedörrter und frischer Früchte zusammen, nahm meine größeste Flasche voll Milch, und so schnell ich konnte lief ich ins Gebirge zurück, und fand den Mann noch, den jetzt ein sanfter Schlaf erquickte. Leise, leise schlich ich mich zu ihm hin, und stellte mein Körbchen neben ihn, und die Flasche voll Milch, und still schlich ich mich ins Gebüsch zurück. Aber bald, da erwachte der Mann. Er sah auf seine Bürde hin und sprach: Wie süß ist die Erquickung des Schlafes! Nun will ichs versuchen, dich weiter zu schleppen, hast du doch so sanft mir zum Pfühle gedient. Vielleicht leiten die gütigen Götter meinen Schritt, daß ich bald das Rieseln einer Quelle höre; vielleicht eine Hütte finde, wo der gutthätige Hauswirth mich unter sein Dach aufnimmt. Jetzt wollt' er die Bürde auf die Schulter heben; da erblickt' er die Flasche und den Korb. Aus seinen Armen entfiel die Bürde. Götter, was seh ich! so rief er. Ach mir Hungrigen träumet von Speise; und wenn ich erwache, so ist nichts mehr. Doch nein, Götter! Ich wache, ich wache! Jetzt langt' er nach den Früchten. Ich wache! O welche Gottheit, welche gütige Gottheit thut dieses Wunder? Das erste aus dieser Flasche gieße ich dir aus, und diese beiden, die größesten dieser Früchte, weih' ich dir. Nimm, o nimm gnädig meinen Dank auf, der meine ganze Seele durchdringt!

So sprach er, setzte sich hin, und mit Entzücken und mit Freudenthränen genoß er da sein Mahl. Erquickt stand er wieder auf und dankte noch einmal der Gottheit, die so gütig für ihn sorgte. Oder, so sagt' er, haben vielleicht die Götter einen gutthätigen Sterblichen hergeführt; o warum soll ich ihn nicht sehen, ihn nicht umarmen? Wo bist du, daß ich dir danke, daß ich dich segne? Segnet ihn ihr Götter! Segnet den Redlichen, die Seinen; segnet, o segnet alles, was ihm zugehört! Satt bin ich, und diese Früchte nehm ich mit, mein Weib und meine Kinder sollen davon essen, und mit Freudenthränen mit mir den unbekannten Gutthäter segnen. Jetzt gieng er. O ich weinte vor Freude! Aber ich lief durchs Gebüsch den Weg ihm vor, und setzte mich an ein Bord hin, wo er vorbei mußte. Er kam; er grüßte mich, und sprach: Höre, mein Sohn, sage, hast du niemanden auf diesem Gebirge gesehn, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte? Nein, niemand hab' ich in diesem Gebüsch gesehen, der eine Flasche trug und einen Korb voll Früchte. Aber sage mir, so fragt' ich, wie kömmst du in diese Wildniß? Uebel hast du gewiß dich verirret, denn hier führt keine Straße. Uebel, so erwiedert er, übel hab' ich mich verirret, mein Sohn; und hätte nicht eine gütige Gottheit, oder ein Sterblicher, den die Götter dafür segnen werden, mich gerettet, so wär' ich vor Hunger oder vor Durst im Gebirge gestorben. — So laß mich nun den Weg dir weisen; gieb deine Bürde mir zu tragen, so folgest du mir leichter. Nach vielem Weigern gab er die Bürde mir; und so führt ich ihn auf die Straße. Und sieh', das ist es nun, was jetzt noch mich vor Freude weinen macht. Gering und mühlos war, was ich that, und doch vergnügt es mich, wenn's mir zu Sinne kömmt, wie sanfter Sonnenschein. O wie muß der glücklich seyn, der viel Gutes gethan hat!

Und der Greis umarmte den schönen Knaben voll der süßesten Freude. O, so sprach er, froh und ruhig geh' ich ins Grab; laß ich doch Tugend und Frömmigkeit in meiner Hütte zurück.

---

93. Der Perlenkranz.

Vor Zeiten lag in einem heitern See
Ein Eiland, das wie Tempe grünte,
Und zum vergnügten Aufenthalt der besten Fee
Und ihrem kleinen Hofe diente.
Vier junge Schönen zierten den,
Die sie als Pathinn schon mit jedem Reiz geschmücket,
Womit Pygmalion sein Ideal versehn,

Und deren Geiste sie, als die Erzieherinn,
Was einen höhern Sinn als Aug' und Ohr entzücket,
Das Bild der Tugend aufgedrücket.
Einst redete die holde Lehrerinn
Also die Kinder an: Nun, Töchter, wird mein Wagen
Euch bald zurück zu Euren Aeltern tragen.
Ihr wißt, wie sehr ich Eure Freundinn bin;
Doch bin ich nicht mit allen gleich zufrieden,
Und Einer nur hab' ich den Preis beschieden,
Den ich zum Lohn der Besten ausgesetzt:
Es ist ein Perlenkranz, den morgen beim Erwachen
Die Schwester, die mein Herz am höchsten schätzt,
Um ferner ihren Trieb zum Guten anzufachen,
In diesem Körbchen finden wird.
Sie reichet jeder eins von goldnem Drathe,
Mit Feenkunst gestrickt. — Halb freudig, halb verwirrt.
Und mit Sylphidenschritten nahte
Die holde Gruppe sich, die Gabe zu empfahn.
Du, Du bekömmst den Preis! rief jede von den Schönen
Der andern zu, als sie allein sich sahn.
Nein Dir, erwiederte mit Freudenthränen
Ihr jede, Dir nur ist er zugedacht.
Sie streiten lange, keine will gewinnen.
Ein schöner Zank! ihn endigte die Nacht.
Froh eilten nun die trauten Huldgöttinnen
Den seidnen Zellen zu. Kaum färbt Aurorens Pracht
Der Felsenberge blaue Zinnen,
Als eine sich zuerst aus ihrem Bett' erhebt,
Und stumm und schüchtern auf den Zehen
Zum Putztisch tritt, ihr Körbchen zu besehen.
Wie glühet ihr Gesicht! wie wallt, wie bebt
Ihr Herz, als sie darin das Kränzchen findet!
Ihr Rosenmund küßt dreimal das Geschenk,
Wovon sie ganz den süßen Werth empfindet.
Doch plötzlich legt sie es, den Schwestern eingedenk,
Zurück: „Sie sollen es nicht wissen;
Sie sind so gut! Ich schleiche mich allein
Zur Pathinn, werfe mich zu ihren Füßen,
Und bitte sie, mir zu verzeihn.“
Nun eilet sie das Kleinod zu verschließen.
Dieß thaten alle. Doch die gute Fee
Sah tief gerührt auf ihrem Kanapee
Den frommen Trug in ihrem Wunderspiegel.

Ihr Kammerzwerg wird abgeschickt
Sie her zu rufen. Der, als hätt' er Flügel,
Eilt zu den Schönen hin. Mit holder Scham geschmückt
Erscheinen schnell die himmlischen Gestalten.
Nun? rief sie ihnen zu: wer hat den Kranz erhalten?
Sie schweigen. Ihre Freundinn drückt
Sie liebreich an ihr Herz. Ihr wolltet Euch betrügen,
So sprach sie; seyd dafür gesegnet und geküßt!
Zehn Jahre Fleiß belohnt ein Augenblick Vergnügen
Nicht mir allein, auch Euch. Mit mütterlicher List
Hab' ich Euch bloß geprüft; es sollte keine siegen.
Den Preis fand jede heut in ihrem Körbchen liegen,
Weil jede seiner würdig ist.

---

94. Das Kind der Sorge.

Einst saß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und sann;
Da bildet im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein thönernes Bild. —

„Was ist das, sinnende Göttinn?"
Fragt Zeus, der eben ihr naht. —
„Ein Bild von Thone gebildet;
Beleb's! — ich bitte dich, Gott!"

„Wohlan denn! — Lebe! — Es lebet,
Und mein sey dieses Geschöpf." —
Dagegen erwiedert die Sorge:
„Nein! — laß es — laß es mir, Herr!"

„Mein Finger hat es gebildet." —
„Und ich gab Leben dem Thon,"
Sprach Jupiter. — Als sie so sprachen,
Da trat auch Tellus heran:

„Mein ist es! — sie hat mir genommen
Von meinem Schoße das Kind." —
„Wohlan!" — sprach Jupiter, „wartet!
Dort kömmt ein Entscheider, Saturn."

Saturn sprach: „Habet es Alle!
So will es das hohe Geschick.
Du, der das Leben ihm schenkte,
Nimm, wenn es stirbet, den Geist."

„Du, Tellus, seine Gebeine;
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, seiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geschenkt."

„Du wirst, so lang' es nur athmet,
Es nie verlassen, dein Kind;
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage sich mühen ins Grab." —

Des Schicksals Spruch ist erfüllet,
Und Mensch heißt dieses Geschöpf. —
Im Leben gehört es der Sorge,
Der Erd' im Sterben und Gott. —

---

95. Die Kunst.

Aus der Schaar der Götterfreuden
Stahl die jüngste Freude sich;
Und der Fleiß, ein Sohn der Leiden,
Nahte zu ihr jugendlich.
Unschuld war in ihren Mienen,
Treue war in seinem Blick,
Und die Liebe zwischen ihnen
Stiftete der Beiden Glück.

„Ich ermatte," sprach die Schöne;
„Gieb mir deine sichre Hand!"
„Nimm sie," sprach er, Eintracht kröne
Unser Beider treues Band!"
Also wohnten sie im Schatten,
Unter aller Götter Gunst;
Und das Kind, das Beide hatten,
War ein schönes Kind, die Kunst.

Von der Mutter lebte Fülle,
Götterfüll' in ihrer Brust;
Und der Vater gab ihr Stille,
Fleiß und Emsigkeit zur Lust.
Sorgsam hat er sie erzogen,
Zärtlich hat sie sie gesäugt;
Götter waren ihr gewogen,
Menschen waren ihr geneigt.

Aber als, sie zu vermählen,
Nun die frohe Zeit erschien,
Wer der Götter wird sie wählen?
Wem der Menschen wird sie blühn?

Zwischen Erd' und Himmel schwebet
Sie, der Einsamkeit geweiht;
Denn der Mutter Gottheit lebet
In des Vaters Sterblichkeit.
Die Verlorne zu beglücken,
Schaute Jupiter herab.
„Unsern Himmel soll sie schmücken,
Sie, die nur der Himmel gab.
Aus dem Chor der Götterjugend
Wäre Thalia verbannt?
Unschuld, und du, frohe Tugend,
Holet sie in unser Land!"
Unschuld und die Tugend stiegen
In der Schwester Einsamkeit;
Und aus ihrer Beider Zügen
Schuf sie selbst sich Göttlichkeit.
Unabtrennlich stets von Beiden
Ward sie, wie die Anmuth, schön,
Und im Chor der Götterfreuden
Tanzen jetzt drei Grazien.

---

96. Die Geschichte des alten Wolfs.

In sieben Fabeln.

1.

Der böse Wolf war zu Jahren gekommen, und faßte den gleissenden Entschluß, mit den Schäfern auf einem gütlichen Fuß zu leben. Er machte sich also auf, und kam zu dem Schäfer, dessen Horden seiner Höhle die nächsten waren.

Schäfer, sprach er, du nennest mich den blutgierigen Räuber, der ich doch wirklich nicht bin. Freilich muß ich mich an deine Schafe halten, wenn mich hungert; denn Hunger thut weh. Schütze mich nur vor dem Hunger, mache mich nur satt, und du sollst mit mir recht wohl zufrieden seyn. Denn ich bin wirklich das zahmste, sanftmüthigste Thier, wenn ich satt bin.

Wenn du satt bist? das kann wohl seyn, versetzte der Schäfer. Aber wann bist du denn satt? Du und der Geiz werden es nie. Geh deinen Weg!

2.

Der abgewiesene Wolf kam zu einem zweiten Schäfer:

Du weißt, Schäfer, war seine Anrede, daß ich dir das Jahr durch manches Schaf würgen könnte. Willst du mir überhaupt

jedes Jahr sechs Schafe geben, so bin ich zufrieden. Du kannst alsdann sicher schlafen, und die Hunde ohne Bedenken abschaffen.

Sechs Schafe? sprach der Schäfer, das ist ja eine ganze Heerde! — Nun, weil du es bist, so will ich mich mit fünfen begnügen, sagte der Wolf.

„Du scherzest; fünf Schafe! Mehr als fünf Schafe opfre ich „kaum im ganzen Jahre dem Pan."

Auch nicht viere? fragte der Wolf weiter; und der Schäfer schüttelte spöttisch den Kopf.

„Drei? — Zwei?" — —

Nicht ein einziges, fiel endlich der Bescheid. Denn es wäre ja wohl thöricht, wenn ich mich einem Feinde zinsbar machte, vor welchem ich mich durch meine Wachsamkeit sichern kann.

3.

Aller guten Dinge sind drei, dachte der Wolf, und kam zu einem dritten Schäfer.

Es geht mir recht nahe, sprach er, daß ich unter euch Schäfern als das grausamste, gewissenloseste Thier verschrieen bin. Dir, Montan, will ich jetzt beweisen, wie Unrecht man mir thut. Gieb mir jährlich ein Schaf, so soll deine Heerde in jenem Walde, den niemand unsicher macht als ich, frei und unbeschädigt weiden dürfen. Ein Schaf! welche Kleinigkeit! könnte ich großmüthiger, könnte ich uneigennütziger handeln? — Du lachst, Schäfer, worüber lachst du denn?

O über nichts! Aber wie alt bist du, guter Freund? sprach der Schäfer

Was geht dich mein Alter an? immer noch alt genug, dir deine liebsten Lämmer zu würgen.

Erzürne dich nicht, alter Isegrimm! Es thut mir leid, daß du mit deinem Vorschlage einige Jahre zu spät kömmst. Deine ausgebissenen Zähne verrathen dich. Du spielst den Uneigennützigen, bloß um dich desto gemächlicher, mit desto weniger Gefahr nähren zu können.

4.

Der Wolf ward ärgerlich; faßte sich aber doch, und gieng auch zu dem vierten Schäfer. Diesem war eben sein treuer Hund gestorben, und der Wolf machte sich den Umstand zu Nutze.

Schäfer, sprach er, ich habe mich mit meinen Brüdern in dem Walde veruneinigt, und so, daß ich mich in Ewigkeit nicht wieder mit ihnen aussöhnen werde. Du weißt, wie viel du von ihnen zu fürchten hast! Wenn du mich aber, anstatt deines verstorbenen Hundes, in Dienste nehmen willst, so stehe ich dir dafür, daß sie keines deiner Schafe auch nur scheel ansehen sollen.

Du willst sie also, versetzte der Schäfer, gegen deine Brüder im Walde beschützen? — Was meine ich denn sonst? Freilich.

Das wäre nicht übel! Aber wenn ich dich nun in meine Horden einnähme, sage mir doch, wer sollte alsdann meine armen Schafe gegen dich beschützen? Einen Dieb ins Haus nehmen, um vor den Dieben außer dem Hause sicher zu seyn, das halten wir Menschen —

Ich höre schon, sagte der Wolf, du fängst an zu moralisiren. Lebe wohl!

5.

Wäre ich nicht so alt! knirschte der Wolf. Aber, ich muß mich leider in die Zeit schicken. Und so kam er zu dem fünften Schäfer.

Kennst du mich, Schäfer? fragte der Wolf.

Deines gleichen wenigstens kenne ich, versetzte der Schäfer.

Meines gleichen? daran zweifle ich sehr. Ich bin ein so sonderbarer Wolf, daß ich deiner und aller Schäfer Freundschaft wohl werth bin.

Und wie sonderbar bist du denn?

Ich könnte kein lebendiges Schaf würgen und fressen, und wenn es mir das Leben kosten sollte. Ich nähre mich bloß mit todten Schafen. Ist das nicht löblich? Erlaube mir also immer, daß ich mich dann und wann bei deiner Heerde einfinden und nachfragen darf, ob dir nicht —

Spare der Worte, sagte der Schäfer. Du müßtest gar keine Schafe fressen, auch nicht einmal todte, wenn ich dein Feind nicht seyn sollte. Ein Thier, das mir schon todte Schafe frißt, lernt leicht aus Hunger kranke Schafe für todt und gesunde für krank ansehen. Mache auf meine Freundschaft keine Rechnung und geh!

6.

Ich muß nun schon mein Liebstes daran wenden, um zu meinem Zwecke zu gelangen! dachte der Wolf, und kam zu dem sechsten Schäfer.

Schäfer, wie gefällt dir mein Pelz? fragte der Wolf.

Dein Pelz? sagte der Schäfer. Laß sehen! Er ist schön, die Hunde müssen dich nicht oft unter gehabt haben.

Nun, so höre, Schäfer: ich bin alt, und werde es so lange nicht mehr treiben. Füttere mich zu Tode, und ich vermache dir meinen Pelz.

Ei sieh' doch! sagte der Schäfer. Kömmst du auch hinter die Schliche der alten Geizhälse? Nein, nein, dein Pelz würde mich am Ende siebenmal mehr kosten, als er werth wäre. Ist es dir aber ein Ernst, mir ein Geschenk zu machen, so gieb mir ihn gleich jetzt. — Hiermit griff der Schäfer nach der Keule, und der Wolf floh.

7.

O die Unbarmherzigen! schrie der Wolf, und gerieth in die äußerste Wuth. So will ich auch als ihr Feind sterben, ehe mich der Hunger tödtet; denn sie wollen es nicht besser!

Er lief, brach in die Wohnungen der Schäfer ein, zerriß ihre Kinder, und ward nicht ohne große Mühe von den Schäfern erschlagen.

Da sprach der Weiseste von ihnen: Wir thaten doch wohl Unrecht, daß wir den alten Räuber auf das Aeußerste brachten, und ihm alle Mittel zur Besserung, so spät und erzwungen sie auch war, benahmen!

---

97. Der junge Baum und der Wind.

Gemach, Herr Wind, gemach! O weh!
Du siehest ja, daß ich allein hier steh'!
An Eichenwäldern mag dein wilder Zorn sich rächen;
Ich bin ein junger Baum, du wirst mich noch zerbrechen.

„Ein junger Baum bist du? — Gut, lieber junger Baum!
Um desto mehr kannst du dich schmiegen.
Sieh dort die alten Bäume liegen!
Noch faßt' ich dich nur kaum.
Nur fein Geduld! Je mehr ich dich zerzausen werde,
Je fester wurzelst du dich in die Erde."

---

98. Lob des Esels.

Du gutes Thier, auf dessen Haut wir schreiben,
Das uns bald trägt, bald führt,
Nein, länger will ich dir nicht schuldig bleiben
Das Lob, das dir gebürt.

Man spottet deiner Ohren widerrechtlich
Und höhnt dich, armer Tropf!
Doch tröste dich, sie wurden nur verächtlich
An eines Königs Kopf.

Und wer es dir etwa verargen könnte,
Daß du so langsam bist,
Der denke, daß der Spruch: festina lente!
Des Weisen Losung ist.

Du bist aus allen Thieren, die wir retten,
Allein ein Sonntagskind;
Du sahest einst den Esel schon von weiten,
Und Bileam war blind.

Du bist das Bild der nun in unsern Tagen
Gepries'nen Duldsamkeit;
Dir gilt es gleich, Gold oder Mist zu tragen,
Du hältst, wenn man dich bläut.

Du bist das Thier, das seinem Herrn zur Speise
Mehl trägt und Disteln frißt;
Wer leugnet nun, daß du auf diese Weise
Der beste Bürger bist? —

Auch ist kein Thier an Freunden und Bekannten
So reich, wie du es bist;
Obgleich von deinen Brüdern und Verwandten
Nicht Jeder Disteln frißt.

Und singst du gleich nicht so, wie Nachtigallen,
So ist doch laut dein Ton;
Drum braucht man auf dem Weg des Ruhms vor allen
Dich nun zum Postillon.

Bei allem dem ist dir kein Thier auf Erden
Gleich an Genügsamkeit;
Du trägst, trotz all den Plagen und Beschwerden,
Ein simples, graues Kleid.

Du lebst mit deinen Disteln hier zufrieden,
Die dir dein Fleiß gewinnt;
Und Mancher, ach! ißt Ananas hienieden,
Der Disteln nicht verdient! —

---

99. An meine Quaterne, so gut als gewonnen.

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est, Virtus post nummos!

Flaccus.

Willkommen, Tochter mystischer Kabale!
Mein baarer Ruhm! mein goldnes Glück!
Vom Strohdach bis zum Götterssaale
Lacht mir nun aller Wesen Blick.

Da bist du ja! o du, die meinen Tagen
Die Freude vor die Stirne prägt,
Und alle meine Börsenklagen
Auf ewig in die Urne legt.

Laß dich umarmen, göttliche Quaterne,
Die den Poet zum Mylord macht;
Ei, ei, so schnell werd' ich zum Sterne?
Das hätt' ich ewig nicht gedacht!

O, welche kitzelnde Metamorphose!
Ist's möglich, bin ich noch das Ding,
Bei dem sogar die Tabacksdose
Des Stutzers einst vorübergieng?

Bin ich das Wesen, das vor wenig Stunden
Nur Tint' und Feder vor sich sah?
Heil mir! die Musen sind verschwunden, —
Der Hunger auch, — und Gold ist da.

Und Gold ist da! Lebt wohl, ihr Pierinnen!
Wir hören auf, vertraut zu seyn;
Denn wer Quaternen kann gewinnen,
Macht sich mit euch nicht mehr gemein.

Ich habe Tausende zu kommandiren;
Witz, Einsicht und Verstand, lebt wohl!
Nun kann ich mich ganz anders rühren;
Nun hebt mich jeder Schritt zum Pol.

O Schade, daß ich noch so vieles denke! —
Das Denken paßt zum Reichthum nicht;
Genie, altväter'sches Geschenke
Des Himmels, wem giebst du Gewicht?

Du, mein elast'scher Lehnstuhl, sollst mich tragen
Und als ein strahlend Nichts mich sehn;
Und will Verstand und Witz mich plagen,
So laß es nie mein Schlaf geschehn!

Victoria! nun kann ich mich erheben,
Und wär ich dümmer noch, als dumm;
Denn Gold und Kleid kann alles geben;
Zum Herrn Johann dreht's Hansen um.

Hervor mit euch, ihr breit betreßten Kleider!
Steig auf, pathetische Frisur!
Ihr Götter kommt, euch mein ich, Schneider;
Macht mich zum Wunder der Natur.

Eilt, zaubert mir die feinste Garderobe,
Daß Gallier und Britte staunt,
Und daß zu meiner Kleider Lobe
Die Fama Säcula posaunt!

Du Rock von Moll sollst Purpurmantel werden!
Zu lang warst du mein Gallakleid.
Fort mit dem Kittel! o ihr Erden,
Seht mich in seidner Herrlichkeit!

Ha! dieser Rock mit seinem Scharlachfutter
Läßt ein ganz ander Thier mich seyn.
O, säh' mich meine sel'ge Mutter,
Sie würde sich zu Tode freun.

„Ach Junge, würde sie treuherzig sprechen,
Nun wird doch noch ein Kerl aus dir!"
Und ich, ich würde schön mich rächen!
Ich schenkte die Quaterne ihr.

Lakeien, Kutscher, Sekretäre, Läufer,
Poeten, Hunde, aufgepaßt!
Den Wagen her! ich werde steifer;
Für Gold und Würden brech' ich fast.

Deckt mir die Tafel! Zwanzig arme Teufel
Verhungernder Genies, freßt mit!
Nur tragt an meinem Werth nicht Zweifel!
Der bald auf Marmorpflaster tritt.

Ha, welcher Epopöen Ozeane
Verkünden schon der Nachwelt mich!
Zu mancher Ode Riesenplane
Bin ich das hohe Thema — Ich!

Nun will ich frei'n. Ein Mädchen, deren Tugend
Ein unbeneidet Strohdach deckt,
Groß durch ein Herz, das Puppenjugend
Und Stadt und Mode nicht befleckt.

Ein armes Mädchen will ich glücklich machen. —
Was? ras' ich? bin ich wohl gescheidt?
Nein, eine Lady soll mir lachen
Mit einer Göttinn Zärtlichkeit!

Drei Zofen sollen ihre Schleppe tragen,
Und rechts und links Bediente gehn;
Heiduck und Mohr soll auf dem Wagen,
Wie Mitternacht und Riese, stehn.

Kein Tag flieh ohne Ball und Feste
Für mich Glückseligen dahin;
Und denken sollen meine Gäste,
Daß ich der große Mogul bin.

Zu viel Entzücken! Ich kann's nicht ertragen!
O Plutus, Jupiter, halt ein!
Ich möchte sonst im Glück verzagen,
Und ärmer als ein Dichter seyn! — —

Dank aber sey dir, himmlische Quaterne,
Die mich in frohe Schwindel tunkt! — —
Ihr Eulers, zählt mich unter Sterne!
Respect! ich bin nicht mehr ein Punkt.

---

100. An die Sonne.

Sey mir gegrüßt zu deines Gottes Ehre,
Du seiner Schöpfung Königinn!
Steig' auf und geuß aus deinem Flammenmeere
Erstaunen vor dich hin;

Daß alle Welt anbetend niederfalle
Vor dem, der dich so schön gemacht,
Der Menschen schuf und väterlich für Alle
Mit seiner Allmacht wacht.

Daß überall bis zur entferntsten Zone,
Die staunend deine Größe sieht,
Zufriedenheit und Lieb' und Eintracht wohne.
Die jetzt den Erdball flieht.

Und so sey du, was du ihm stets gewesen:
Dem Erdenvolke Gottes Blick,
Dem Müden Trost, dem Kranken froh Genesen,
Dem Lande Heil und Glück!

Auch mir, wenn ich voll Unmuth aufwärts blicke
Weil Gottes Weg' ich nicht versteh',
Geuß Heiterkeit in's kranke Herz und schicke
Mir Muth, daß ich besteh'.

Und lehre mich in Freudigkeit hienieden
Mich jeder schönen Tugend weih'n;
Voll Duldsamkeit, bereit zum sel'gen Frieden,
Und mild wie du zu seyn!

---

101. Abendlied.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Wie eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön. —
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn. —

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinnste
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott! laß dein Heil uns schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden,
Wie Kinder, fromm und fröhlich seyn!

---

102. Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen
Erde! dich an, und was sendet dein Schoß uns herauf!
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entfloh'ne zurück?
Griechen! Römer! O kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel steigt, der räumige Portikus öffnet
Seine Hallen, o eilt ihn zu beleben herbei!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine

Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen, wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
Atreus Sohn, dem Orest folge der grausende Chor.
Wohin führet der Bogen des Sieges? Erkennt ihr das Forum?
Was für Gestalten sind das auf dem kurulischen Stuhl?
Tragt Lictoren die Beile voran! Den Sessel besteige
Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn. —
Reinliche Gassen breiten sich aus, mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin.
Schützend springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Oeffnet die Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
In die schaudrige Nacht falle der lustige Tag.
Sieh, wie rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
Wie von buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg.
Schwellender Früchte voll und lieblich geordneter Blumen
Fasset der muntre Feston reizende Bildungen ein.
Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein.
Knaben! Was säumt ihr? Herbei! Da stehn noch die schönen Geschirre,
Frisch ihr Mädchen und schöpft in den etrurischen Krug.
Steht nicht der Dreifuß hier auf schön geflügelten Sphinxen?
Schüret das Feuer! Geschwind Sclaven! Bestellet den Heerd!
Kauft, hier geb' ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
Auch noch die Wäage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
Stecket das brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter,
Und mit glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
Was verwahret dieß Kästchen? O seht, was der Bräutigam sendet,
Mädchen? Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Führet die Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
Schminke find' ich noch hier in dem gehöhlten Crystall.
Aber wo bleiben die Männer? die Alten? im ernsten Museum
Liegt noch ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäuft.
Griffel findet ihr hier zum Schreiben, wächserne Tafeln,
Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde bewahrt.
Auch die Penaten sie stellen sich ein, es finden sich alle
Götter wieder, warum bleiben die Priester nur aus?
Den Caduceus schwingt der zierlich geschenkelte Hermes,
Und die Victoria fliegt leicht aus der haltenden Hand.
Die Altäre, sie stehen noch da, o kommet, o zündet,
Lang schon entbehrte der Gott, zündet die Opfer ihm an!

103. Der dankbare Sohn.

(Ein Lustspiel.)

Personen:

Rode, ein alter Bauer.
Rachel, seine Frau.
Gretchen, seine Tochter.
Michel, ihr Bräutigam.
Käthe, Michels Mutter.
Der Küster aus dem Dorfe.
Ein Feldwebel.
Ein Rittmeister.
Soldaten und alte Bauern aus dem Dorfe.

Die Scene ist ein ländlicher, mit Bäumen besetzter Platz vor einer Bauernhütte. Im Hintergrunde erblickt man eine kleine Anhöhe.

Erster Auftritt.

Rode (tritt aus der Hütte, und dehnt sich.)

Ich alter Thor! Ich könnte ja länger schlafen. Es liegt mir noch wie Blei in den Gliedern. — Aber, was schlafen? Wer wird den schönen Morgen verschlafen? Wenn ich die Sonne nicht habe aufgehen sehen, so ist mir den ganzen Tag nicht wohl. — Sieh, wie herrlich sie da herauf kömmt! Wie schön! Was für liebliches Morgenroth! Was für Wolken! Es ist immer wieder das Alte, und ist doch immer so anders. — Ach! vielleicht — vielleicht ist auch jetzt mein Sohn heraus, — im Kriege schläft man nicht lange; — vielleicht steht er da, und sieht so fröhlich, wie ich, die Sonne an, und denkt an mich, seinen Vater, so wie ich an ihn, meinen Sohn, denke. — Guter, redlicher Junge! Wer mir das gesagt hätte, da Du noch klein warst, daß ich so viel Freude an Dir erleben sollte! —

Zweiter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Schon hier, Vater? Ich wußte nicht, wo Du warst.

Rode. Ja, da bin ich, und sehe die liebe Sonne aufgehen. Sie hat mich so eben an unsern Fritz erinnert. Was er wohl machen muß, Mutter?

Rachel (betrübt). Ach! — Vielleicht macht er nichts mehr.

Rode. Noch immer die alte Sorge? Glaube mir doch! wir werden ihn wieder sehen, so gewiß als ich lebe. Ich bitte ja Gott alle Tage darum.

Rachel. Er ist Soldat, lieber Vater. Ein Soldat ist keinen Augenblick sicher. Wie viel Angst und Sorge steh' ich darüber aus! — Oft, wenn ich seine Briefe mit anhöre, und Ihr glaubt, daß ich vor Freuden weine, so wein' ich vor Kummer. Es ist vielleicht sein letzter, fällt mir dann ein. Und das Geld, Vater, das immer dabei kömmt; ich kann es nicht ansehen, ohne daß mir angst und bange ums Herz würde. Mit diesem Gelde, denk' ich, bezahlt ihm der König sein Blut: und wir, seine Eltern, sollen's nehmen, und uns Gutes davon thun? — Ach Vater!

Rode (den Kopf schüttelnd). Sein Blut bezahlt ihm der König?

Rachel. Was sonst? Sein Blut und sein Leben.

Rode. Nein, gute Mutter! Wenn er einem fremden Herrn diente, dann hättest Du recht, und ich nähme Dir keinen Heller von seinem Gelde. — Aber so dient er ja unserm eigenen König! Und war er dem nicht längst sein Blut und sein Leben schuldig? War er es nicht dem ganzen Lande schuldig? —

Rachel (seufzend). Wenn doch nur Friede würde!

Rode. Die Leute sprechen, es ist schon Friede.

Rachel. Die Leute, Vater! — Ach! die sprechen es wohl.

Rode. Und müssen doch recht haben, wenn hier und da schon Regimenter in die Quartiere rücken!

Rachel. Ja dann — wenn das wäre —

Rode. Das ist, Mutter! Verlaß Dich darauf! — Wir werden Friede haben, eh' wir's uns versehen; und dann kömmt unser Fritz nicht weit von hier in dem Städtchen zu liegen. Da schlendern wir denn alle Wochen einmal hinein. —

Rachel (vergnügt). Einmal? Ach zweimal, dreimal, Vater! Einmal ist nicht genug. — Aber wie wird uns denn ums Herz seyn, wenn wir ihn wieder sehen? Ob wir ihn auch noch kennen werden?

Rode. Ha! ich werde doch meinen Sohn kennen!

Rachel. In Officierskleidern, Vater, über und über mit Golde besetzt, und ein Band um den Hals mit einem Sterne daran. — Er trägt ja einen Orden, habt Ihr gesagt. —

Rode. Ja, den trägt er, weil er so brav gethan hat.

Rachel. Wie er denn aussehen mag, Vater?

Rode. Wie? Als ein rechtschaffener Soldat, sollt' ich meinen. — Zwar auf Rock und auf Band kömmt's nicht an; aber die Narbe, Mutter, die er quer über die Stirne haben soll, die ist das wahre Ehrenzeichen eines Soldaten. Aus der muß man's sehen, daß ihm das Herz auf dem rechten Flecke sitzt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Küster.

Küster. Guten Morgen, Vater! Guten Morgen, Mutter!

Rode. Ei sieh' da! Unser Herr Küster.

(Sie geben ihm beide die Hand.)

Küster. Nichts Neues von Eurem Sohne! Der Monat ist wieder um. —

Rode. Ach! jetzt denk' ich dran, Mutter. Ich legte mich gestern schlafen, ehe noch Gretchen zurück kam. Hat sie denn etwas mitgebracht?

Rachel. O ja, Vater! Auch einen Brief. Aber sie liegt noch und schläft, daß ein Auge das andere nicht sieht. Soll ich sie wecken?

Rode. Sprich nur, der Vater wollte sie holen.

(Rachel geht ab.)

Vierter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Rode. Und weiß er denn auch, Herr Küster, daß mein Sohn nicht mehr Stabsrittmeister ist? daß er nun seine eigene Schwadron hat?

Küster. Nicht möglich! Seine eigene Schwadron?

Rode (sich besinnend). Es ist ja wahr. Den letzten Brief hat der Herr Pfarrer gelesen. — Ja sieht Er, Herr Küster! mein Sohn trift's immer so, daß der König dabei ist, wenn er sich brav hält. So ist er zur Officiersstelle, zum Gnadenzeichen, zur eigenen Schwadron gekommen.

Küster. Aber wofür denn? Erzählt's mir doch, Vater!

Rode. Je nun, sieh' Er nur an, Herr Küster. In der letzten Schlacht bei Dings da — bei — kann ich doch nie die Namen behalten! — da ist das ganze Regiment schon zerrissen; die meisten Officiere todt oder blessirt; mein Sohn hat auch schon einen Streifschuß bekommen: aber den achtet er nicht; er rafft mit Gutem und mit Bösem an die dreihundert Mann wieder zusammen; (immer lebhafter) er führt sie gegen den Feind; er haut ein: man schießt ihm ein Pferd unter dem Leibe todt; er läßt sich ein frisches geben; er kömmt mit fünfzig Mann wieder zurück. — Der König sieht's und giebt ihm gleich auf der Stelle eine Schwadron, und verspricht ihm dabei, sein Glück noch weiter zu machen. — Ja, ja, Herr Küster! Was ich ihm sage: (sich in die Seite schlagend) Das hat mein Sohn gethan.

Küster. O, er ist brav; das sah ich gleich in der Schule. — Wenn die Jungen im Dorfe spielten, so war's immer Fritz, der sie anführte; und wenn's Schläge setzte, so thaten seine Kopfstöße

immer am wehsten. — Es steckte schon in ihm, Vater. Es war ihm wie angeboren.

Rode (lächelnd). Gelt? —

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel. Gretchen.

Rachel (heimlich). Sag' ihr dießmal nur nichts! Sie war schon auf, als ich kam.

Gretchen. Da, Vater (sie gähnt) — da habt Ihr einen Brief aus der Stadt vom Bruder Fritz. — Und da Euer Monatsgeld. Es sind zwölf Thaler.

Rachel. Sechse, willst Du sagen.

Gretchen (noch einmal gähnend). Der Postmeister sprach zwölfe.

Rachel. O ich errathe es schon. — Er hat uns gewiß wieder zugelegt, weil sich seine Einkünfte vermehrt haben. Er thut über Vermögen an uns. Meint Ihr nicht auch?

Rode. Der gute Fritz! Ich kann von den sechsen leben.

Gretchen. Und der Wein, Vater, den Euch der Bruder bei dem alten dicken Weinhändler mit der blauen Nase ausgemacht hat, — wie heißt er doch nur? — der steht schon in Eurer Kammer. Es ist ein ganzer Korb voll.

Küster (sehr aufmerksam). Ein ganzer Korb voll? Ei! Ei!

Rode. Davon soll Er auch eine Bouteille haben, Herr Küster. Er mag sie sich holen lassen. (Der Küster bedankt sich sehr freundlich.) — Aber Er muß auch eins mit trinken, während daß er den Brief lies't. Geh, Mutter! eine Bouteille und drei Gläser bring' uns. Auch etwas zum Frühstücken. Und du, Gretchen, gieb einen Tisch und zwei Stühle heraus. Mach geschwind!

(Rachel und Gretchen gehen ab.)

Rachel (aus der Thüre der Hütte). Aber lies't nur ja nicht eher, als bis ich wieder komme. Ich bitt' Euch —

Sechster Auftritt.

Rode. Der Küster. Gretchen
(die ab und zu geht).

Rode. Immer brech' Er ihn auf, Herr Küster. Wir lesen der Mutter ja nichts heraus. Ich möchte doch hören, was er vom Frieden schreibt, und ob er bald kommen wird?

Küster. Vom Frieden, sagt Ihr? Je, die Leute schwatzen so viel davon, aber ich traue noch nicht. Warum würde denn noch so stark geworben, wenn's Friede wäre?

Rode. So? wird noch stark geworben?

Küster. Ei, Ihr wißt doch, daß nur gestern Abend noch ein Unterofficier mit einem Commando hier angekommen ist?

Rode. Auf Werbung? Das wäre!

Küster. Ja doch! Und daß die jungen Leute schon in Furcht und Angst darüber sind? —

Rode. O die Narren! Warum denn in Angst? — Wenn sie zum Dienste tüchtig sind, so laß sie hingehn! Laß sie dem Könige dienen! — Jedem Menschen ist sein Ziel gesetzt, spricht der Herr Pfarrer, und ob's eine Kanonenkugel ist, oder ein hitziges Fieber! Wir müssen einmal daran. Sieht Er, Herr Küster? das ist mein Glaubensbekenntniß.

Küster. Aber wie da, wenn sie Eurer Tochter den Bräutigam wegfischten? Euren künftigen Schwiegersohn? — Nehmt Euch in Acht, Rode! Nehmt Euch in Acht; es ist ein junger, rüstiger Kerl.

Rode. Ach nicht doch! Für den ist gebeten.

Küster. Nu, nu! hoffen wollen wir's nicht.

(Gretchen, die vorher schon Tisch und Stühle gebracht hatte, bringt jetzt auch den Wein und die Gläser.)

Gretchen (zieht Roden beim Ermel). Vater —

Rode. Was ist's? Was hat's?

Gretchen. Ich wollt' Euch wohl warum bitten, Vater —

Rode. Nun ja! nur heraus! —

Gretchen. Gestern Abend, Vater, als ich wieder zurückkam, da stand mein Bräutigam Michel vorm Dorfe; der hatte den ganzen Abend auf mich gewartet, und schmälte, daß ich so lange geblieben war.

Rode. Was gilt's? Du willst hin, willst mit ihm Frühstücken?

Gretchen (verschämt.) Ja, Vater.

Rode. Und das gleich? Ohne erst was Neues von Deinem Bruder zu hören? — Mädel! Mädel! ich halte so große Stücke auf Dich, denn Du bist das jüngste Küchelchen, und kamst so hinterher auf die Welt geschlichen, da Dich kein Mensch mehr vermuthend war; (ihr drohend) aber, Mädel, Wenn Du mir den Bruder Fritz nicht lieb hast! ihn nicht eben so lieb hast, als Vater und Mutter! —

Küster. Aber den Bräutigam, Rode! den darf sie ja lieber haben, als Vater und Mutter! Immer geh, Gretchen! Geh!

Rode. Nun, weil's der Herr Küster so meint — —

Gretchen. Ja, laßt mich, Vater! Ich bin Euch wieder da, wie ein Kiebitz. — (Dem Küster ins Ohr, indem sie vor ihm vorbeiläuft) Hab' er Dank, lieber Herr Küster! (Dieser nickt freundlich mit dem Kopfe.)

Siebenter Auftritt.

Rode. Der Küster.

Küster (den Brief betrachtend). Was für eine herrliche Hand Euer Sohn schreibt! So rein und so leserlich! Das hat er doch mir zu verdanken. — (Er räuspert sich und fängt an) „Mein lieber Vater."

Rode (die Ohren über den Tisch hingespitzt). O du herzensguter Fritz!

Küster. „Da jetzt der Friede unterzeichnet ist, so schreibe „ich Euch zum Letztenmal aus dem Felde, um — —

Rode. Gottlob! So ist es doch Friede. Wie wird sich die alte Mutter nicht freuen!

Küster. „Um Euch das Monatgeld zu überschicken, das Ihr „so gut seyn wollt, von mir anzunehmen" —

Rode. Ja!

Küster, „Und da sich jetzt meine Einkünfte so ansehnlich ver„mehrt haben, so erlaubt mir, Euch die sechs Thaler aufs künf„tige zu verdoppeln." —

Rode. Nein, das will ich nicht, Sohn. Alles muß seine Gränzen haben; auch Deine Liebe für mich. — Nur weiter, Herr Küster!

Küster. „Vor einigen Tagen, lieber Vater, ist mir die „größte Freude begegnet, die ich noch in meinem Leben empfun„den habe, und die ich Euch doch erzählen muß."

Rode (innig vergnügt). Ja, was denn? Was denn?

Küster. „Der König hatte die Gnade, mich zur Tafel zu „ziehen."

Rode. Zur Tafel? meinen Fritz zur Tafel? — Alle Welt! da werden sie Augen gemacht haben, die Herren von Adel! — Nu? Nu?

Küster. „Er sprach sehr viel mit mir, und gab mir viele „unverdiente Lobsprüche meines Verhaltens wegen."

Rode. Ja!

Küster. „Endlich fragte er mich, von welchem Haus ich „wäre? wo mein Geburtsort läge? wen ich zum Vater hätte?" —

Rode (lacht in sich). Ei, so hat ja gar der König nach mir gefragt! der liebe Herr! Nun? Und was hat er ihm denn geantwortet? — O fix, Herr Küster!

Küster. „Ich nannte ihm unser Dorf, und Euch. Ihre Ma„jestät, fing ich an, Ihre Unterthanen sind alle Ihre Unterthanen; und wenn nur derjenige der würdigste ist, der das beste und „rechtschaffenste Herz, der die meiste Liebe und Treue für seinen „König besitzt; so darf ich sagen, daß ich einen Ihrer würdigsten

„Unterthanen zum Vater habe. Ich bin stolz auf ihn, und ich „freue mich seiner. Ja, ich würde ihn für alle Väter der Welt „nicht vertauschen, so arm und niedrig er ist.“ —

Rode (mit empor gehobenen Händen). Gütiger Gott! Es ist, als wenn ich ihn hörte, ihn sähe.

Küster. „Ihm verdanke ich alle meine Rechtschaffenheit, und „allen meinen Eifer in Ihrem Dienste. Seit meiner zartesten Kind„heit habe ich Ihr Lob und das Lob der Tapferkeit und der Tugend „von ihm gehört. — So sprach ich, Vater, und vor Freuden, daß „ich Euch im Angesichte des Königes loben konnte, standen die „Thränen mir in den Augen. (Rode wischt sich die Seinigen) — „Der König ward von meiner kindlichen Liebe zu Euch gerührt. „Er nahm das Glas, das vor ihm stand, und trank mir laut vor „der ganzen Tafel Eure Gesundheit zu, und befahl mir, daß ich's „Euch melden, und Euch seiner Gnade versichern sollte.“ — —

Rode (aufspringend). O ist das möglich, Herr Küster? Der König — —

Küster. Ja, wie Ihr hört. Er hat Eure Gesundheit getrunken.

Rode (läuft vor Freuden außer sich zur Hütte, und ruft hinein). Mutter! Mutter! Laß alles stehen und liegen, und komm' heraus!

Rachel (drinnen). Wie Vater?

Rode. So komm doch heraus, sag' ich, und laß Dir erzählen! Komm doch heraus!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Rachel.

Rode (umfaßt sie). Alte liebe Herzens-Mutter! Was für einen Sohn hast Du mir doch gegeben!

Rachel (setzt das Frühstück auf den Tisch, worüber sich der Küster unverzüglich hermacht). Was giebt's denn, Ihr Kinder? Ich zittre schon ganz vor Freuden. Ist's Friede? —

Rode. Friede, Mutter! (geschwind hinter einander fort.) Und unser Sohn hat bei unserm König gespeist; und der König hat ihn nach unserm Dorf und nach mir gefragt, und da hat er dem König geantwortet, daß ich ein rechtschaffener Unterthan wäre, und hat ihm gesagt, daß er mich für alle Väter in der Welt nicht vertauschen wollte; — ach ich weine vor Freuden; — und da hat der König öffentlich meine Gesundheit getrunken, und hat mich dabei seiner Gnade versichern lassen. (Rachel schlägt einmal über das andere in die Hände.) — Ja, liebe Mutter! Und nun wollen wir wieder unsers Königs Gesundheit trinken. — Eingeschenkt! Frisch! —

Du, nimm das, liebe Mutter! Und Er, nehm' Er dieß, lieber Herr Küster! Und ich will dieß hier nehmen. So!— Und nun laßt uns alle zusammenstoßen. (Er zieht die Mütze ab.) Es lebe der König!

Küster. Er lebe!

Rachel. Er lebe!

Küster (wischt sich den Mund, nachdem er getrunken hat). Das schmeckt nach Mehr, meiner Treu!

Rode. Aber hör' Er, Herr Küster! Nun muß er auch meinem Sohne wieder schreiben, wie ich mich an den König revangirt habe, und daß er sich bedanken, und Ihn auch meiner Liebe versichern soll. Vergeß Er's doch ja nicht!

Küster. Wie, Vater? Das wird sich nimmermehr schicken.

Rode. Was nicht? Was wird sich's nicht schicken? — Der König, Herr Küster, ist ja ein Mensch wie wir alle: und so muß es ihn ja freuen, denk' ich, daß er von Menschen geliebt wird!

Rachel. Wenn's denn aber Friede ist, Vater —

Rode. Je freilich! Hat er's doch selbst geschrieben!

Rachel (mit Verlangen und Zärtlichkeit, indem sie die Hand auf Rodens Arm legt, und ihm froh ins Angesicht sieht). So kömmt er ja zurück, lieber Vater. So besucht er uns ja? So werden wir ihn ja wieder sehen?

Rode. Geduld, Mutter. Das alles werden wir hören.

Rachel. Ach, wenn er doch käme, eh' Gretchens Hochzeit würde! Das wäre doppelte Freude.

Rode. Geduld; Geduld! Der Herr Küster ist so gut und lies't weiter. — Vorher aber muß ich noch meines Sohnes Gesundheit trinken; und diese Mutter, bringe ich Dir zu. (Giebt ihr ein Glas, und stößt zusammen.) Es war Dein Augapfel von Kindesbeinen an, und er soll leben!

Rachel (gerührt). Ich bedanke mich, Vater.

Küster (stößt auch an). Und soll grünen und blühen!

Rachel. Ich bedank' mich, Herr Küster.

Rode (setzt das Glas weg). Hüpft mir doch immer das Herz, wenn ich meines Sohnes Gesundheit trinke! Gottes Segen sey mit ihm! — Ach! Er hat mir ein so gutes Zeugniß vor unserm König gegeben! und ich, lieber Gott! (indem er freudig aufsieht) ich gebe meinem Sohne vor Dir das Zeugniß: Er hat dankbar an mir gehandelt. Er hat sich nicht meiner Niedrigkeit und meiner Armuth geschämt. Er hat sich's zur Freude gemacht, seinen grauen Vater zu ehren. — Es steht in meiner Macht nicht, ihm zu vergelten; aber es steht in Deiner.

Rachel. O les' Er weiter, Herr Küster! Vielleicht —

Küster (sucht, wo er geblieben ist, indem er sich mit Roden wieder niedersetzt, und Rachel aufmerksam hinter den Tisch tritt). „Mich zur Tafel zu ziehen" — — Wo blieb ich? — Eure Gesundheit „zu, und befahl mir" — ja da! — „und befahl mir, daß „ich's Euch melden, und Euch seiner Gnade versichern sollte. Ich „konnte mich nicht länger halten; denn mein ganzes Herz war be„wegt. Ich sprang auf. Ich warf mich dem Könige zu Füßen. Ihre „Majestät, sagt ich, von allen Gnadenbezeugungen, die Sie mir „erwiesen haben" —

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (schluchzend und schreiend). Ach helft! helft, Vater! die Werber —

Rode (erschrocken). Wie? Was?

Gretchen (wie vorher). Die Werber — Vater —

Rachel (ängstlich auf Gretchen zulaufend). So komm doch nur zu Dir! was hat sich begeben?

Gretchen. Als ich zu Micheln kam, Vater —

Küster. Nun da haben wir die Bescheerung. Gewiß haben sie Micheln beim Leibe.

Rachel. O Himmel was für ein Unglück!

Rode. Mit Gewalt? Jetzt im Frieden? — Das Ding ist nimmermehr richtig.

Küster. Im Frieden! Mit Eurem Frieden! — Als wenn in Königs Landen einen Augenblick Friede wäre! Als wenn wir jemals sagen könnten, wir wären der lieben Unsrigen sicher! Daß Gott erbarme!

Rode (ärgerlich). Ha schweig Er, Herr Küster! Laß Er den König in Ruhe! Es geht mir immer ans Herz. — Wir spannen ja täglich unsere Stiere ins Joch: und wie meint Er wohl, daß es am Ende mit unsern Aeckern werden würde, und mit den Stieren selbst, wenn wir's nicht thäten? — Ein Mann wie Er, und solche Reden zu führen!

Gretchen. So geht doch nur, Vater! So sucht doch nur, wie Ihr ihm loshelfen könnt! Ihr seyd ja sein Vater so gut wie meiner, und vor Euch wird der Feldwebel Respect haben; das weiß ich gewiß. Alle Menschen haben Respect vor Euch. —

Rode. Einfältiges Ding! Wenn alle Menschen in unserm Dorfe wohnten!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Käthe.

Käthe. Ich kann nicht mehr. Ich bin des Todes vor Angst.

Rachel. Ach wie dauert Ihr mich, gute Mutter! Wäre doch jetzt unser Sohn da, daß er uns helfen könnte!

Rode. Faßt Euch! Faßt Euch! mich verdreußt's, daß ich so in meiner besten Andacht gestört werden muß. — Es wird so arg nicht seyn, wie Ihr's Euch vorstellt. Er wird Euch nicht Euern einzigen Sohn vom Pfluge wegnehmen. Das wäre wohl neue Manier. — Ich will hin, und will mit ihm reden.

Gretchen. Und ich auch, Vater. Ich will Euch nach. Ich will so lange weinen und bitten, bis wir ihn losgemacht haben.

(Rode und Gretchen gehen ab.)

Rachel (ihm nachrufend). Schone nur Deiner selbst, Vater! Mache Dich nur nicht unglücklich.

Eilfter Auftritt.

Rachel. Käthe. Der Küster.

Küster (zu Käthen). Eine so liebe Wittwe so zu betrüben! ihr den Bissen Brot aus dem Munde zu nehmen!

Käthe. Ach Herr Küster! Ich bin erschrocken, daß mir Hände und Füße zittern.

Küster (ihr einen Stuhl gebend). Setzt Euch, setzt Euch, Mutter. Wir müssen immer das Beste hoffen. —

Käthe. Schon zwei rißen sie mir mit Gewalt aus den Armen fort, und meine Augen haben sie nicht wieder gesehen. — Ach! sie werden auch diesen nicht wieder sehen.

Küster (mit einem tröstlichen Tone). Findet Euch in Geduld, Mutter Käthe! Eine so gute Christinn, wie Ihr, muß sich zu fassen wissen.

Rachel (die bisher voll Ungeduld an der Scene gewartet). Himmel! Es wird Lärmen im Dorf. Wenn nur der alte Vater nicht unglücklich wird! Wenn er nur seine Hitze hat mäßigen können! — Geh' Er doch nach, lieber Herr Küster.

Küster. Ich? Ich?

Rachel. Er ist ein Mann von Ansehen, Herr Küster, ein Geistlicher.

Küster. Ei nun ja! Desto schlimmer für mich! — solche Buben, Mutter, sind über die Geistlichkeit immer am liebsten her; und wenn sie mir eines anhängen könnten — Nein, nein, Mutter! Daß ich nicht so ein Narr wäre! — Steck er seine Nase ins Buch, würden sie sprechen, und laß Er uns hier ungehudelt! Ins

Teufels Namen! — Gott verzeih mir die Rede! — Und ich bin dann auch jähzornig, Mutter; das könnte ein schönes Unglück werden. — Nein, nein! da müßt' ich getrunken haben.

Rachel. Er ist unser Freund, Herr Küster, und Er will uns nicht helfen?

Küster. So nehmt doch Vernunft an, Mutter! So bedenkt doch nur, weß Standes ich bin! — Trost könnt Ihr bei mir haben, soviel Ihr wollt; aber Euch zu helfen ist meines Amtes nicht. Helft Ihr Euch selber!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Gretchen. Michel. Der Feldwebel. Soldaten und einige alte Bauern.

Käthe (läuft auf Micheln zu). Ich habe Dich wieder, mein Sohn? — O! Sie sollen mir erst das Leben nehmen, ehe ich Dich fahren lasse.

Gretchen (ihn streichelnd). Du lieber, Du guter Michel!

Feldwebel. Fort mit ihm! Marsch! — Was hilft hier alles das Gewinsele? das Gewimmre? Damit ist's nicht gethan.

Rode (den Feldwebel beim Arme nehmend). Laß er mit sich reden, Herr Feldwebel.

Die Bauern (alle durch einander, da der eine dieß, der andere jenes sagt, und sie immer einander wiederholen). Einen letzten Erben vom Gute zu nehmen — Einen einzigen Sohn — Nein, das will der König nicht haben — Das kann er nimmermehr haben wollen —

Rode. Schweigt! Ich bitt' Euch Kinder. — Ihr macht ja Uebel nur ärger.

Fedwebel. Und wenn Ihr Euch auf die Köpfe stelltet, Ihr Schurken! (an die Tasche schlagend). Ich habe hier meine Ordre, und das ist genug.

Die Bauern (wie zuvor). Ordre! Ordre! — Es steht nichts davon in der Ordre. — Ein Gut zu entblößen, ist niemals Ordre gewesen.

Rode (den Bauern zuwinkend, daß sie schweigen sollen). Hierher, lieber Herr Feldwebel! Ein gutes Wort findet ja eine gute Statt.

Feldwebel. Ein gutes Wort? Nun, darauf wart' ich ja nur. Laßt hören, von welchem Nachdruck es ist!

Rode. Sieht Er, Herr Feldwebel, ich liebe meinen König von Herzen, und der Himmel weiß, daß ich's Ursache habe. — Wenn ich nicht mit Gewißheit wüßte, daß der Friede gemacht,

und der König schon auf dem Trocknen wäre; wenn ich sähe, daß ihm das Wasser an die Seele gienge, und daß er schon anfangen wollte, zu sinken —

Feldwebel. Weiter nichts? das ist noch alles Gewäsche.

Rode. Ja geb er nur Acht, lieber Herr Feldwebel.

Feldwebel (sich auf seinen Stock stützend) Nun? —

Rode. Dieser junge Bursche hier ist der Bräutigam meiner Tochter, und ist ein einziger Sohn; aber ich selbst wollte sprechen: In Gottes Namen nehm' Er ihn hin: Was kann er Wichtigers in der Welt zu thun haben, als für seinen König zu fechten? Nehm' Er auch mich hin! wollte ich sprechen. Mein Kopf ist grau, und meine Knochen sind mürbe, aber so grau und so mürbe noch nicht, daß ich nicht sollte zuschlagen können. Die Freude über meinen Sohn hat mich noch jung erhalten. Ich will fechten, so lange ich ein Gewehr heben kann; und wenn ich's vor Alter und Müdigkeit nicht mehr kann, so will ich noch die Jüngern um mich her bitten, sich brav zu halten; so will ich mich dem in den Weg werfen, der laufen will, und eh' er läuft, soll er mich alten Mann erst zertreten. — Ja, bei meiner Seele, Herr Feldwebel! so wollt' ich sprechen, wenn es auf's Aeußerste käme.

Feldwebel. Und ich wollte sprechen, Alter, — daß Ihr nicht richtig im Kopfe wäret.

Rode (einen Schritt zurück, und die Hand in die Seite). Wie, Herr? ist Er Soldat?

Feldwebel (trotzig). Das seht Ihr, daß ich es bin.

Rode. An seinem Rocke, Herr, aber nicht an seiner Gesinnung. Wenn er wahrhaftig Soldat wäre, so sollt' es Ihm lieb seyn, von seinem König so reden zu hören.

Feldwebel (mit aufgehobenem Stocke). Ha, Ihr alter Graukopf! Ihr wagt es? —

Die Bauern. Keine Gewalt, wollen wir hoffen. Keine Gewalt!

Rachel (ängstlich). Ich bitte Dich, Vater — Du solltest ihn zu besänftigen suchen, und Du machst ihn erst böse.

Rode. Kurzum, Herr Feldwebel! der Friede ist gemacht; das ist uns bekannt: und Seine üble Aufführung hier, die könnt Ihm leicht zu Hause und Hofe kommen. Wenn Er hier den Herrn über uns nur spielt, so giebts Leute in der Welt, die es über Ihn wirklich sind; und schriebe ich's meinem Sohne, dem Rittmeister —

Feldwebel (stutzig). Wie? Was? Euer Sohn wäre ein Rittmeister?

Rode (trotzig). Vom Schwanenfeldischen Regimente, wenn Er ihn kennt, — Rittmeister Rode.

Feldwebel. Alle Teufel!

Rode (auf einmal vertraulich). O Er kennt ihn gewiß, lieber Herr Feldwebel: ich seh es. Er kömmt gewiß von der Armee, und kann mir dieß und jenes von meinem Sohne erzählen? (Zu den Uebrigen im Hintergrunde, die bisher ein stummes Spiel zusammen gemacht haben.) Geht nur zurück, Kinder! Geht nur zurück! Der Herr Feldwebel soll ein Gläschen Wein mit mir trinken.

Feldwebel. Auch das! Meinetwegen! — Ihr könnt denn gehen, und meiner warten. Ich will schon nachkommen. (Käthe und Gretchen, die nun Micheln los zu bekommen hoffen, sind vergnügt um ihn her, und gehen sammt Soldaten und Bauern ab.)

Rode (zu Racheln). Noch eine Bouteille, Mutter! Geschwind! — (zum Feldwebel). Es ist ein delicat Gläschen Wein.

Küster. Recht sehr delicat, das ist wahr; — (vor sich) und für so einen Schurken nur zu delicat.

(Rachel geht ab).

Dreizehnter Auftritt.

Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Nachher auch Rachel.

Feldwebel. Also von eben dem Regimente, worunter ich anfangs gedient habe? Eben der Rode, der mir einmal fast alle Rippen im Leibe zerprügelt? —

Rode. Was Er mir sagt, lieber Herr Feldwebel! Sind Sie so genau mit einander bekannt?

Feldwebel. Ja zum Henker! ich habe die Ehre.

Rode (der ihm ein Glas reicht). Desto besser! Desto besser. — Und führt denn mein Sohn eine so gute Fuchtel?

(Rachel bringt noch eine Bouteille.)

Feldwebel (nachdem er das Glas hinuntergestürzt). Daß ihn der Teufel mit seiner Fuchtel! — Um so einer Lapperei willen so zuzugerben! weil ich ein Gläschen über Verordnung getrunken hatte.

Rode (wieder einschenkend). Nun, das erfreut mich von ganzem Herzen. —

Feldwebel. Wie? das erfreut Euch?

Rode. Daß Er ihn kennt! — lieber Herr Feldwebel! daß Er ihn kennt! — Und daß mein Sohn mir in der Liebe zur Ordnung so ähnlich ist. Ich halte auch viel auf Ordnung. (Der Feldwebel stürzt das Glas noch einmal hinunter.)

Küster (ihm neidisch zusehend, vor sich). So sauf Du und der Henker!

Rode. Aber da Er vermuthlich von der Armee kömmt, lieber Herr Feldwebel, und da Er unter eben dem Regimente ge-

dient hat, wobei mein Sohn steht; so weiß Er vielleicht, ob es nun bald abmarschiren, und ob es wieder, wie vor dem Kriege, vertheilt werden wird? ob ich meinen Sohn bald wieder sehen, und ob ich ihn hier in der Nähe behalten werde?

Rachel. Ja, wenn er das wüßte, Herr Feldwebel! Unsern Sohn wieder hier zu sehen, das ist die einzige Hoffnung, wofür wir noch leben.

Feldwebel. Nun, nun! Was ich davon weiß, sollt Ihr bald auch wissen. Schenkt vorher nur noch einmal ein! —

Rode. Von Grund meines Herzens! Es ist mir recht lieb, daß der Wein Ihm doch schmeckt. — Diesen Wein giebt mir mein Sohn, daß ich mich in meinem Alter damit erquicken soll.

Feldwebel (das Glas hinunter stürzend). Burr. —

Küster (wie vorhin). Daß Du Gift saufen müßtest! Um das Körbchen voll ist's gethan.

Rode (begierig). Und was weiß Er denn, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel. Nichts weiß ich, als daß Euer Wein ziemlich gut ist, und daß ich noch mehr davon trinken würde, wenn ich nicht gleich zu hastig getrunken hätte. — Burr! Er widersteht mir schon ganz. — Aber wenn es auch Champagner gewesen wäre, und wenn Ihr auch noch zehn Rittmeister zu Söhnen hättet; so sag ich Euch, daß ich entweder Geld sehen, oder Michel mit fort muß. Also kurz resolvirt!

Rode. Wie, Herr! So nimmt Er auch Geld? Und nimmt es von des Königs eigenen Unterthanen? —

Feldwebel. Ich so gut, wie der König! Warum nicht? — Geb' ich Euch Micheln los, so muß ich für ihn einen andern stellen, und dazu will Geld seyn. In der Luft kommen keine Soldaten geflogen, und aus der Erde wachsen sie auch nicht. — Dreißig Thaler geschafft, oder Marsch!

Rode. Dreißig Thaler, Herr? Wie sollt' ich die in dem ganzen Dörfchen zusammen treiben? — (Er langt ihm das Päck'chen mit den zwölf Thalern hin.) Hier sind ihrer zwölfe.

Feldwebel. Was soll mir der Bettel? (indem er seine Hand zurückstößt.) Habt Ihr selbst so viel Baarschaft nicht, so laßt die Mutter herausrücken!

Rode. Die Mutter sagt Er? Ein blutarmes Weib, das nichts weiter hat, als was ihr Sohn ihr mit der Arbeit seiner Hände erwirbt.

Rachel. Hab' Er Mitleiden, lieber Herr Feldwebel!

Feldwebel. Ich Mitleiden? Mit wem?

Rachel. Mit uns allen, die er unglücklich zu machen droht; mit einem jungen unschuldigen Mädchen, das sich über den Verlust ihres Bräutigams nicht würde trösten können —

Feldwebel (lachend). Hahaha! Ist das Ding so verliebt!

Rachel. Mit einer armen Wittwe, die ohne ihres Sohnes Beistand verhungern müßte, und deren Thränen Ihn drücken würden.

Feldwebel. O geht! geht! bei einem Soldaten ist das Lamentiren nicht angebracht. Was hat der mit dem Mitleiden zu thun? — In Feindes Land solltet Ihr kommen: da wird Euch anders gehaust. Da heißt es: Geld heraus, oder Nasen und Ohren herunter!

Küster (schaudernd). Huhuhu!

Feldwebel. Ja, wer da erst lange Mitleiden hätte! Ein Dutzend Zähne in den Nachen gestoßen, oder halb zu Schanden geprügelt! Das geschieht alle Tage.

Küster (vor sich). Der Kerl geht mit dem Teufel um. Gott sey bei uns!

Feldwebel. Fragt nur Euern Sohn, wenn er wieder kömmt. Der hat's nicht besser gemacht. Meiner Seele nicht! — Kurz, Ihr habt noch ein Viertelstündchen Bedenkzeit, und dann entweder Geld oder Marsch!

(Er geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode (auf das Papier mit dem Gelde sehend). Wie schwer wird mir dieses Geld in der Hand! Hörtet Ihr, was der Bösewicht sagte? Hörtet Ihr, was er von meinem Sohne sagte? (Er sieht Rachel und den Küster unruhig an.)

Rachel. Die unverschämteste Lüge, Vater! Es sollte mir keinen Augenblick wehe thun, wenn Gretchens Unglück nicht wäre.

Küster. Ja gewiß, Rode! Die alte Mutter hat Recht. Euer Sohn ist ein wackerer, ehrlicher Mann.

Rode. Und wär' er's nicht, lieber Gott! Hätt' ich ihm und Dir für unrecht erworbenes Gut gedankt, und das mit Freuden genossen, was Andere mit Thränen verloren hätten! — Wie angst und bange wird mir, daß ich's nur denken soll? — O dann wollt' ich arbeiten, bis mir das Blut aus den Händen spränge. Ich wollt' ihm jeden Heller wieder ersetzen. — — Doch nein! nein! Da stecke Du nur wieder! (das Geld wieder zu sich steckend) Ein Bösewicht verachtet gewiß seinen Vater. — Kommt, Kinder! kommt! Wir wollen doch nachgehen. Wir wollen doch Micheln ein Stück Weges begleiten. Ob er ein acht oder vierzehn Tage fort ist, oder nicht! Mein Sohn wird ihm schon wieder loshelfen.

Rachel. Aber Gretchen, Vater! das arme Gretchen! Wie werd' ich sie trösten können?

(Gehen ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Der Küster (allein).

(Er sieht beständig nach der Bouteille, und kehrt endlich an der Scene wieder um.) Ein acht, vierzehn Tage? Da kömmt er ja ohnedieß bald zurück. Was soll ich denn mitgehen? Ich denke, ich will noch ein Gläschen trinken, damit der Wein nicht verraucht, und derweile den Brief vollends hinauslesen (den er bisher in der Hand gehalten). Ich bin doch neugierig geworden. (Er schenkt ein und lies't, indem er sich dazu setzt.) — Den Sechsten? Holla! Der ist ja als gestern gewesen. — (Er lies't wieder sehr begierig) — Den Siebenten? — (aufspringend) O nun ist Micheln und Gretchen und allen geholfen Ich muß die Eltern zurück rufen. (Er trinkt eilig das Glas aus, und läuft an die Scene) Vater Rode! Mutter Rachel! (noch einmal) Vater Rode! Mutter Rachel! (dann winkt er) Kommt! Kommt! — Was werden die beiden Alten für Freude haben! Was für Freude ich selbst, daß ich's ihnen ankündigen soll!

Sechzehnter Auftritt.

Rode. Rachel. Der Küster.

Rode. Schon wieder was Neues? — Aber Er sieht ja so vergnügt aus, Herr Küster?

Küster. Ja, was gebt Ihr mir, wenn ich Euch Micheln noch heut wieder auf freien Fuß stelle? — (auf das Papier schlagend) Hier, hier im Briefe steht's!

Rachel. Im Briefe? In meines Sohnes Briefe?

Küster. Nicht anders! Er kömmt heute noch her.

Rode. Er kömmt heute noch her? — O geschwinde! Herr Küster! Ums Himmels willen.

Küster. Nun dann! Hört nur zu! (Er lies't) „Auch unser „Regiment, lieber Vater, hat schon Ordre zum Abmarsche erhal„ten. Den Sechsten kommenden Monats wird das Bataillon, bei „welchem ich stehe, vor Eurem Dorfe vorbeigehen." — Sehet Ihr, Rode? das ist als gestern gewesen.

Rode. Ist es möglich, Herr Küster? Was sagt Er?

Rachel. Als gestern? Und er ist noch nicht da? —

Küster. Gebt nur Acht! Hört nur erst weiter. (Er lies't wieder) „Aufs längste, Vater, geschieht es früh Morgens den Siebenten;" — das ist nun als heute, Rode — „und weil ich da „nur eine Viertelmeile von Eurem Dorfe entfernt bin, so will ich „die Escadron indeß dem Lieutenant übergeben, um zu Euch hin„über zu reiten. Ich werde wenigstens Euch und meine alte liebe „Mutter sehen und küssen." —

Rode (mit der größten Lebhaftigkeit). O Freude über Freude! So kömmt er! — Ich will hinaus, Mutter. Ich will ins Freie hinaus. Ich will ihm schon von ferne meine Arme entgegen breiten! Ich will ihm zurufen, sobald ich ihn sehe: O mein Sohn! o mein Herzenssohn! —

Rachel. Bleib, bleib! (indem sie ihn aufhält) Wie werd' ich Dir nachkönnen, da ich so schwach bin? — Soll er denn glauben, daß ich ihn weniger liebe?

Küster. Ja, bleibt Rode! Gebt die zwölf Thaler heraus! macht geschwind!

Rode. Die zwölf Thaler? Wozu? —

Küster. Um den Feldwebel noch aufzuhalten: um sie ihm auf Abschlag der dreißig zu geben, und wenn nachher Euer Sohn kömmt — —

Rode. Gut! gut! Hier hat Er, Herr Küster! Hier sind die zwölf Thaler! Mach' Er, lauf Er! Seh Er zu, was Er ausrichten kann! Ich selbst habe unmöglich Zeit.

(Der Küster eilt ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Rode. Rachel.

Rachel. Nur nicht fort, Vater! Ich bitte Dich. Ich würde vor lauter Ungeduld nicht wissen, wo ich mich ließe. — Tritt lieber hier auf die Anhöhe! Da wirst Du ihn eher sehen.

Rode. Ja, das will ich! Das will ich! Mein ganzes Blut ist lebendig geworden. —

Rachel (während daß Rode hinauf steigt). Und kömmt er denn wieder, o Himmel? Kömmt er nach so vielen langen Jahren das Erstemal wieder? — Ach! wie schlägt mir das Herz! Ich hatte Freude, als er zur Welt kam, aber diese Freude ist größer. — (Sie ruft hinauf) Nun, Vater! Siehst Du noch nichts? —

Rode (tritt auf die Zehen, und hält die Hand über den Augen vor). Noch nichts, Mutter! Die Sonne blendet mich noch.

Rachel. O wenn wir uns nur nicht vergebens gefreut haben! (Wieder hinaufrufend). Siehst Du denn noch nichts, Vater?

Rode. Ha dort unten! Es blinkt. — Dort kommen sie aus dem Thale heraus. Dort geht's den Berg hinüber. — Pferd an Pferd, und Kopf an Kopf! — Sie sind es, Mutter. Sie sind es.

Rachel. Und unser Sohn? —

Rode. Gedulde Dich nur! Er kann nun so weit nicht mehr seyn. — (Indem sie auch schon hinaufsteigen will) Wart! Wart! Was kömmt denn hier zur Seite geritten? In vollem Galopp,

und schon ganz nahe am Dorfe? — (Er wirft die Mütze in die Höhe) Mutter! Mutter! Da springt er herab. Es ist Fritz.

Rachel. O Gott, wie wird mir! Ich muß ihm entgegen laufen. (Sie eilt mit ausgebreiteten Armen vom Theater, und man hört hinter der Scene) Mein Sohn! — meine Mutter!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Rittmeister.

Rittmeister (der eben hereintrit, da Rode wieder unten ist). Alter, ehrwürdiger Vater! (Sie eilen mit offenen Armen einander entgegen.)

Rode. Ach mein Sohn! (ihn wieder umarmend) Noch einmal, mein Sohn! — Jetzt erst fühle ich, daß meine Arme schon keine Kraft mehr haben. Ich kann Dich nicht so an mein Herz drücken, wie ich es wollte. — Aber meine Thränen mögen Dir alles sagen. Du hast einen dankbaren Vater.

Rachel (die eine Hand auf seiner Schulter, indem sie mit der andern eine von seinen nimmt). O ja! und eine eben so dankbare Mutter.

Rittmeister. Liebe Eltern! Was sprecht Ihr von Dankbarkeit? Seyd Ihr sie mir, oder bin ich sie Euch schuldig? —

Rode. Schweig, schweig, liebster Sohn! Ich will's Gott und will's aller Welt sagen, daß Du mir mehr vergolten hast, als was ich Dir gegeben habe. — Du bist der ganze Trost, das ganze Glück meines Alters. Du erhältst, Du verlängerst mein Leben.

Rachel. Du machst uns tausendfache unaussprechliche Freude.

Rittmeister. Und ist nicht eben das die größte Freude für mich? Würde mein Glück ein Glück seyn, wenn Eure Liebe nicht Theil daran nähme? — Glaubt es mir, meine Eltern! meine rechtschaffnen Eltern! Ihr seyd mir immer gegenwärtig gewesen. Ich habe bei meinem Glücke wenig daran gedacht, wieviel ich selbst könnte gewonnen haben. Ich hab' es nur dann genossen, wenn ich mir Euer Vergnügen darüber vorstellte. — Und auch jetzt — jetzt in diesem glücklichsten Augenblick — Wie durchdringt mich doch Eure Zärtlichkeit! Wie entzücken mich doch die Thränen, die ich in Euren Augen sehe! — (von jedem eine Hand nehmend, und sie wechselsweise anblickend) O meine Eltern! Ich kann mich an Eurem theuren Anblicke noch nicht ersättigen. — Doch faßt Euch! Mein jetziger Aufenthalt wird nur kurz seyn. — Was macht Ihr? Wir lebt Ihr! Wo ist meine Schwester, die ich nur in der Wiege gekannt habe? Laßt mich sie sehen!

Rode. Ja, ja! ich will laufen, Sohn; ich will laufen. — (Nach einigen Schritten wieder umkehrend) Aber, Himmel! in was für Verwirrung ich bin! Ich muß Dir erst sagen —

Rachel. Liebster Sohn; sie wäre ohne Dich vielleicht unglücklich geworden. Eben jetzt —

Rode. Diesen Augenblick nahm ihr ein Unterofficier ihren Bräutigam weg; aber zum Glück ist er noch hier. — Er erwartet ein Lösegeld von dreißig Thalern, das ich ihm versprechen ließ, weil ich auf Deine Ankunft hoffte. O der Freude, daß Du nun da bist!

Rittmeister. Geht, geht, lieber Vater! Lockt ihn hierher, und sagt ihm kein Wort davon, daß ich hier bin. Auch meiner Schwester sagt nichts!

Rode. Lieber Gott! Wie will ich das machen? — Ich möchte lieber mit lauter Stimme allen Menschen entgegen rufen: Er ist da! Er ist da!

(Geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Rachel. Der Rittmeister.

Rittmeister (sieht sich erst um, und nimmt dann seine Mutter bei der Hand). Wie schön ist's doch hier! Jetzt erst sehe ich, daß ich an meinem Geburtsorte bin. — Dort ist die Hütte, Mutter, nach der ich so oft mich zurück sehnte. Hier der Platz, wo wir uns an schönen Sommerabenden mit unsern Nachbarn ins Grüne setzten. Dort wieder die Anhöhe, die ich mir immer zu meinen Spielen wählte. — O ihr Jahre der Kindheit! Süße, glückselige Jahre! Und wohin ich nun sehe, Mutter, da fallen mir wieder Proben von Eurer Zärtlichkeit ein. Doch ich wundre mich über Euch. Eure Freude ist ja so stumm?

Rachel. Sie ist zu groß, liebster Sohn. Sie kann nicht aus meinem Herzen hervor. Ich möchte lieber allein gehen, um auszuweinen. Und dann denke ich auch —

Rittmeister. Haltet nicht inne, Mutter! Was denkt Ihr?

Rachel. Daß Du nun doch nicht mehr unsers Gleichen bist; daß Du für uns zu vornehm geworden.

Rittmeister. Ich zu vornehm für Euch? O erstickt diesen Gedanken! — Seyd nicht Ihr meine Mutter? Bin ich nicht Euer Sohn? Müßt Ihr mir nicht ewig lieb und ehrwürdig seyn? Bin ich nicht überzeugt, daß kein Herz in der Welt ist, dem ich so theuer wäre, als Eurem Herzen? Und sollte nicht auch das meinige für Euch am meisten empfinden? (Er umfaßt und küßt sie) Glaubt mir doch, Mutter! Ich liebe Euch eben so herzlich, eben so inbrünstig, als jemals.

Rachel. Ja, ich glaub' es Dir, und ich verdien's auch um Dich. So manche traurige Nacht hab' ich an Deines Vaters Seite gelegen, und mich müde geweint. Ich dachte immer, ich würde Dich niemals wieder sehen.

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen (vor sich, indem sie kömmt). Was muß es doch geben, daß der Vater mich her schickt? — (erschrocken) Holla! Ein Officier! —

Rittmeister (leise zu Rachel). Ist sie das, Mutter? (Diese winkt ihm, und er geht auf sie zu, um sie zu küssen) Welch ein liebenswürdiges Mädchen!

Gretchen (wehrt sich). O pfui doch, Herr Officier!

Rachel. Wie, Gretchen? Es ist ja Dein lieber Bruder.

Rittmeister (zu Rachel). Die großen Augen, womit sie mich ansieht! — Ja, Dein Bruder, Gretchen, und ich will hoffen, Dein lieber Bruder.

Gretchen (indem sie ihm freundlich näher tritt). Doch wohl nicht Bruder Fritz?

Rittmeister (sie küssend). Allerliebste Vertraulichkeit!

Gretchen (läuft vor Freuden außer sich zu ihrer Mutter). O Himmel! Mutter! Da sind wir ja aus allen unsern Sorgen heraus.

Ein und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Rode. Der Feldwebel. Der Küster. Michel. Käthe und Bauern aus dem Dorfe.

Rode (auf seinen Sohn zeigend). Hier, Herr Feldwebel, ist der Mann, der ihm die dreißig Thaler bezahlen will.

Feldwebel (erschrocken). Was seh' ich? Ein Officier? (Er zieht ehrerbietig den Hut herunter. Gretchen läuft auf ihren Bräutigam zu. Die Bauern sehen bald auf einander, bald auf den Rittmeister, und scheinen sich zu verstehen zu geben, daß es Rodens Sohn ist.)

Rode. Ja, das ist er, Ihr Kinder. Es ist mein Sohn. Freuet Euch alle mit mir! wie kann ich allein mich genug freuen?

Rittmeister. Er hat hier gewaltsam geworben, mein Freund? Wo ist Seine Ordre? —

Feldwebel (überreicht sie ihm mit einer furchtsamen Miene). Hier, Herr Rittmeister!

Rittmeister. Von welcher Compagnie ist Er?

Feldwebel. Von des Hauptmanns von Blumenthal's.

Rittmeister (nachdem er die Ordre gelesen). Und Ihr untersteht Euch, mir diese falsche Ordre zu überreichen? — Ich kenne Euren Hauptmann, und ich kenne auch Euch. Was ist Eure Absicht gewesen? Erst von des Königs Unterthanen Geld zu erpressen, und nachher, weil Ihr hier an der Gränze seyd, aus seinen Diensten zu desertiren?

Feldwebel (in bittendem Tone). Herr Rittmeister —

Rittmeister. Schweigt, Nichtswürdiger! Ihr habt von jeher den Soldatenstand nur als einen Freiheitsbrief zu Bosheiten und Niederträchtigkeiten geliebt. Es ist Zeit, daß Ihr Eure Strafe erhaltet. — (Zu den Bauern im Hintergrunde) Nehmt ihn in Verhaft, Ihr Leute, bis auf weitere Ordre! Bemächtigt Euch seiner Mitschuldigen, und führt sie sämmtlich zum Richter! (Die Bauern gehen mit dem Feldwebel, bis auf einige wenige, ab.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Ohne den Feldwebel und einige Bauern.

Rittmeister. Komm, Gretchen! Komm, Michel! Ihr seyd mein liebes Geschwister, und ich verspreche Euch, auf Eure Hochzeit zu kommen. Ich selbst will sie ausrichten.

Käthe und Michel. Ach lieber Herr Rittmeister!

Die Bauern (kommen vertraulich herzu). Der brave Herr! Er schämt sich doch unser nicht. — Tausendmal willkommen, Herr Rittmeister! Ja! wir haben auch immer eine rechte Freude gehabt, wenn wir von Ihnen gehört haben. (Der Rittmeister giebt jedem die Hand, und unter andern auch dem Küster, der mit vielen Complimenten herzutritt.)

Rode. Alles, Sohn, Alles, was ich von Dir sehe, erfreuet mich. — Aber noch mehr, was ich vorhin von Dir hörte. Du hast gewiß in Deinem Soldatenstande immer rechtschaffen gehandelt?

Rittmeister. Immer, mein lieber Vater! Das verdanke ich Euren und meiner Mutter Lehren. Es soll kein Ort in der Welt seyn, wo man mir flucht; aber ich hoffe, daß mancher seyn soll, wo man mich segnet. — (Nach der Uhr sehend) Doch, meine Zeit ist schon um. Ich muß fort, liebste Eltern!

Rachel. Schon fort? schon fort?

Rode. O einen Augenblick noch! Wir sind ja Deiner kaum froh geworden.

Rittmeister. Ich muß fort, liebste Eltern. Glaubt, daß mein eigenes Herz mich hier festhalten würde, wenn nicht meine Pflicht mich zurück riefe! — Darf ich nun noch um etwas bitten, ehe ich gehe?

Rode und Rachel. Um alles! Um alles! —

Rittmeister. So kommt, liebste Eltern! Kommt, und begebt Euch bei mir zu wohnen! Herrschet in meinem Hause, so wie Ihr in meinem Herzen herrschet! Laßt alles, was mein ist, auch Euer seyn!

Rode und Rachel. Liebster Sohn!

Rittmeister. Nein, wenn Ihr's ungern thut. — Es ist kein Glück für mich, sobald es keines für Euch ist.

Rode. Wir sind alt, liebster Sohn, und wir erwarten den Tod. Laß uns hier sterben, wo wir gelebt haben! Laß uns in dieser kleinen Hütte sterben, die uns so lieb ist! In dieser Hütte bist Du geboren worden. — Nur besuch' uns hier oft; darum bitten wir Dich.

Rittmeister. Gewiß! Gewiß!

Rachel. Und wir, liebster Sohn, wir wollen Dich wieder besuchen. Wir wollen uns an Deiner Seite manchen Freudentag machen, und auf jedem Hin- und Herwege wollen wir Gott danken, daß er uns einen solchen Sohn gab.

Druckfehler.

(Die unbedeutendern sind nicht angezeigt.)

Seite.			
3	Z.	27	l. vervollkommnen f. vervollkommen.
4	=	20	l. hervorstechende f. hervorstehende.
5	=	1	v. u. l. dem f. das.
12	=	1	l. Orinoko f. Orenoko.
12	=	9	v. u. l. absoluten f. absotuten.
12	=	4	v. u. l. dieses f diesem.
12	=	3	v. u. l. Bergstreifs f. Bergstreif
15	=	2	l. Cariaco f. Carcaco.
14	=	18	l. pyramiden f. pyramiten
14	=	8	v. u. l. Stadt Castleton.
18	=	16	v. u. l. Guayaquil f. Gujaquil
19	=	4	l. Jaguar f. Jaquar.
74	=	21	l. jenseits des f. dem.
88	=	4	v. u. l. könnten f. konnten.
94	=	22	l. Turbia f. Turtia.
121	=	9	l. im f. ihm.
125	=	7	l. begleitet f. bekleidet.
125	=	18	l. lässest f. läßt.
135	=	1	l. Männer f. Münner.
142	=	3	v. u. l. reicher f. deicher.
143	=	11	l. 1760 f. 1761.
146	=	1	l. allemands f. allemans.
148	=	24	l. Verwegenen f. Verwogenen.
153	=	14	v. u. l. ist, f. ‚ist
159	=	8	l. eine f. einer.
160	=	7	v. u. l. uncivilisirten f. uncivilsirten.
170	=	6	l. Borziwoy f. Borziwog.
200	=	23	l. welschen f. welchen.
202	=	6	l. Rittern f. Rtitern.
216	=	12	v. u. l. Menschenlebens f. Menschenleben.
226	=	1	v. u. l. also f. allo.
228	=	29	l. hören? f. hören,.
230	=	17	l. nähern f. nähren.
238	=	18	l. meiner f. meine.
239	=	3	l. angeborne f. angeboren.
241	=	11	l. Beifall f. Betfall.
263	=	15	l. zu euch kommen f. zu euch zu kommen.
274	=	9	l. Bonstetten an Müller f. Heinse an Fr. Jacobi.
291	=	6	l. in f. im.
304	=	2	v. u. l. den f. dein.

STADTBIBLIOTHEK
GSBURG

ЦЕНТРАЛЬНАЯ НАУЧНАЯ БИБЛИОТЕКА

Billet.

Reinbeck

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinbeck, Georg, 1766-1849

Vorhalle zum deutschen Schriftenthum e. Sammlung Aufsätze u. Gedichte zur Uebung im richtigen u. darstellenden Lesen u. zu Mustern für Aufsätze nebst literar. Erl. u. Notizen

Stuttgart 1827

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 1598
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235013-5